Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MITTEILUNGEN AUS DER [illegible]CHEN LITERATUR. 50. 1922

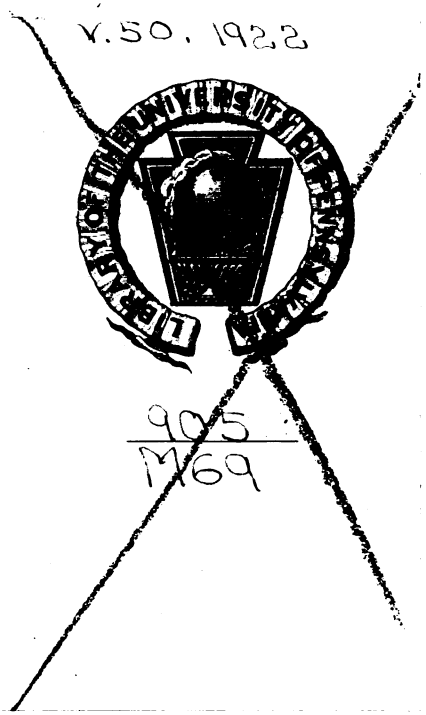
Z
6205
.H7

Digitized by Google

B 585112

Digitized by Google

V.50, 1922



905
M69

Digitized by Google

Z
6205
.H7

Digitized by Google

Digitized by Google

Historische Gesellschaft zu Berlin

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Fritz Arnheim (†) und Erich Bleich

Neue Folge · Zehnter Band

Der ganzen Reihe 50. Band

Berlin SW 68
Weidmannsche Buchhandlung
1922

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Adametz, L., Herkunft u. Wandergg. d. Hamiten. (Helmolt)	90
Altertumswissenschaft, Einl. i. d. Hrsg. v. Gercke u. Norden. (Geyer)	77
Altmann, W., Ausgew. Urkd. z. Brandenb.-Preuß. Verf. u. Verw. gesch. (Tschirch)	104
Arndt, E. M., Heimatbriefe. Hrsg. v. Gülzow. (Steffens)	105
Aubin, G., Deutsch-Österreich. (Gumlich)	23
Bauer, W., Einführg. i. d. Stud. d. Gesch. (Kende)	117
Belt, J. C. v. d., D. ersten Wochen des großen Krieges. (Schuster)	87
Bezold, s. Festgabe.	
Boschan, R., D. Streit u. d. Freiht. d. Meere i. Zeitalt. d. Hugo Grotius. (Sange)	56
Brandes, G., D. Tragödie 2. Teil. D. Friedensschluß. (Bleich)	9
Brandi, K., Einführg. i. d. Gesch. wissenschaft. (Bleich)	65
Braun, O., Gesch. philos. (Sange)	117
Brockdorff-Rantzau, Graf, Dokumente. (Schuster)	81
Busolt, G, Griech. Staatskunde. (Geyer)	78
Cartellieri, A., Grundzüge d. Weltgesch. 378—1914. (Bleich)	4
—, — 2. Aufl. (Bleich)	76
—, Gesch. d. neueren Revolutionen. (Gumlich)	119
Christern, H., Dahlmanns polit. Entwicklg. bis 1848. (Wallach)	45
Chroust, A., D. österr. Frage. (Gumlich)	25
Crome, Fr. L., D. Abendland als weltgeschichtl. Einheit. (Bleich)	70
Curtius, E. R., Maurice Barrès u. die geistigen Grundlagen des franz. Nationalismus. (Helmolt)	54
Delbrück, H., Ludendorffs Selbstporträt. (Schuster)	88
Devrient, E., Thüringische Gesch. (Taube)	124
Egelhaaf, G., Hannibal. (Geyer)	118
Eggert, H., Ludendorff als Mensch u. Politiker. (Schuster)	90
Eltzbacher, P., D. Presse als Werkzeug d. ausw. Politik. (Koehne)	34
Falkenhayn, E. v., Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17. (Schuster)	14
Feder, A., Lehrb. d. hist. Methodik. (Bleich)	65
Festgabe, Friedr. v. Bezold dargebracht. (Häpke)	41
Foerster, W., Graf Schlieffen und der Weltkrieg. (Schuster)	16
—, Hans Delbrück — ein Porträtmaler? (Schuster)	89
Gelzer, M., Caesar, d. Politiker u. Staatsmann. (Geyer)	80
Goetz Briefs, Untergang d. Abendlandes, Christent. u. Sozialismus. (Bleich)	69
Goltz, Graf R. v. d., Meine Sendg. in Finnland u. im Baltikum. (Arnheim †)	28
Grotius, H., Von d. Freiheit d. Meeres, übers. v. Boschan. (Sange)	56
Hampe, K., Ma liche Gesch (Bleich)	118
Hegel, W. Fr., D. Vernunft i. d. Gesch. Neu hrsg. v. G. Lasson. (Bleich)	67
Hellmann, S., D. großen europ. Revolutionen. (Sternfeld)	120
Helmolt, H. F., E. Vierteljahrh. Weltgesch. (Bleich)	6
Hjelt, Edv., Från händelserika år Upplevelser och minnen. (Arnheim †)	26
Holzhey, K., Assur und Babel. (Geyer)	118
Jagow, K., u. Matthaesius, Fr.: Geschichte. (Bleich)	66
Jahrbuch, Deutsch-nordisches f. Kulturaustausch. Hrsg. v. Georgi. (Arnheim †)	51
Jahrbücher, Ungarische, hrsg. v. Gragger. (Bleich)	123

Digitized by Google

Compl.-Sta
Wo Mann
2-3.4-7.7
1960 6

Seite

...at, H., Die Wirkgg. der augustin. Gesch.philos. auf Liudprand von Cremona. (Bleich) 68
...lles, A., Polykrates. (Geyer) 80
Kauffmann, Berndt u. Tomuschat, Geschichtsbetrachtgg., 2. Bd. 4. Aufl. Hrsg. u. fortgef. v. Bleich 7
Kemmerich, M., D. Berechng. d. Gesch. u. Deutschlands Zukunft. (Bleich) 68
Kerchnawe, H., Der Zusammenbruch der österr.-ungar. Wehrmacht im Herbst 1918. (Schuster) 12
Keyser, E., Danzigs Gesch. (Ostwald) 114
Kißling, W., Das Verhältnis zwischen Sacerdotium u. Imperium. (Wretschko) 96
Kjellén, R., D. Großmächte i. d. Weltkrieg. (Bonwetsch) 49
—, D. Staat als Lebensform. (Bleich) 75
Kleinpaul, J., D. Fuggerzeitungen 1568—1605. (Koehne) 30
Klio-Karte, D. Weltkrieg 1914—20. (Schuster) 85
Klocke, Fr. v., Die ständische Entwickl. d. Geschlechtes Geyr. (Kekulé von Stradonitz) 115
Körner, Fr., D. Zeitungswesen in Weimar 1734—1849. (Koehne) . . 32
Kostrzewski, J., D. ostgerm. Kultur der Spätlatènezeit. (Herr) . . . 91
Kotzebue, A. v., Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. (Bleich) . . 122
Krauß, A., D. Ursachen uns. Niederlage. (Schuster) 13
Kretschmayr, H., Gesch. v. Venedig. Bd. 2. (Gerland) 37
Krieg, D. große, 1914—18. Hrsg. v. M. Schwarte. (Schuster) . . . 82
Kuhl, H. v., D. Weltkrieg im Urteil uns. Feinde. (Schuster) 86
Litt, Th., Gesch. u. Leben. (Bleich) 73
Luckwaldt, Fr., Gesch. d. Vereinigten Staaten v. Amerika. (Zickermann) 108
Ludendorff, E., Kriegführung und Politik. (Schuster) 11
Luschin v. Ebengreuth, A., Grundr. d. österr. Reichsgesch. (Kende). . 22
Luyken, M., Generalfeldmarschall v. Mackensen. (Schuster) 15
Mayer, Th., D. Verwaltungsorganisation Maximilians I. (Gumlich) . . 97
—, W., D. Retablissement Ost- u. Westpreußens. (Sange) 109
Meinecke, Fr., Probleme d. Weltkrieges. (Bleich) 8
Mentz, G., Europäische Gesch. i. Zeitalter Karls V. usw. (Gumlich) . . 119
Müller, A., 12 Reden üb. d. Beredsamkeit. (Bleich) 122
Nicolai, W., Nachrichtendienst, Presse u. Volksstimmung i. Weltkrieg. (Schuster) 12
Opitz, W., Deutsche Gesch. (Bleich) 120
Pirchegger, H., Gesch. d. Steiermark. Bd. I. (Kende) 20
Platzhoff, W., Europäische Gesch. i. Zeitalter Ludwigs XIV. usw. (Gumlich) 119
Poland, Reisinger, Wagner, D. antike Kultur. (Geyer) 77
Preller, H., Weltgeschichtl. Entwicklungslinien v. 19. z. 20. Jh. (Bleich) 120
Rachfahl, F., Don Carlos. (Helmolt) 101
Redlich, O., Gesch. Österreichs. Bd. VI. (Kende) 21
Reimann, A., Seb. Franck als Gesch.philosoph. (Bleich) 67
Reuter, R., D. Kampf um d. Reichsstandschaft d. Städte usw. (Dauch) . 101
Rieß, L., Georg Webers Weltgesch. in 2 Bdn. (Bleich) 1
—, Gang d. neuzeitl. Kulturentwicklg. (Bleich) 71
Robert, C., D. griech. Heldensage. 1. u. 2. Buch. (Geyer) 81
Rochs, H., Schlieffen. (Schuster) 19
Roethe, G., Deutsche Männer. (Bleich) 121
Sacken, E., Grundzüge der Wappenkunde. (Wecken) 124
Schäfer, D., Kolonialgesch. (Gumlich) 55
—, Staat u. Welt. (Bleich) 75
Scharr, E., Xenophons Staats- u. Gesellschaftsideal. (Geyer) 79
Schilling, O., D. Völkerrecht nach Thomas v. Aquino. (Boschan †) . . 55
Schleiermacher, Fr., Briefwechsel mit s. Braut, hrsg. v. Meisner. (Amling) 42
—, Familien- u. Freundesbriefe 1783—1804 (Amling) 44
Schlitter, H., Aus Österreichs Vormärz. (Gumlich) 24
—, Versäumte Gelegenheiten. (Gumlich) 24
Schmidt-Breitung, H., Weltgesch. d. neuesten Zeit. (Bleich) 5
Schmoller, G., 20 Jahre deutsche Politik 1897—1907. (Rethwisch †) . 47
Scholz, H., Zum „Untergang" des Abendlandes. (Bleich) 69

Digitized by Google

	Seite
Schridde, G., D. Aufstieg d. ewigen Deutschen. (Bleich)	121
Schroeder, R., Lehrb. d. deutsch. Rechtsgesch. Fortgef. v. Frh. v. Künßberg. (Koehne)	92
v. Schubert, H., Gesch. d. christl. Kirche im Früh-Ma. (Bonwetsch)	94
Schück, K., Spenglers Gesch.-philos. (Bleich)	69
Schulte, A., Frankreich u. d. linke Rheinufer. (Sternfeld)	50
Schulte-Baerting, D. Friedenspolitik d. Perikles. (Cauer)	34
Schultze, W., D. Marneschlacht. (Schuster)	88
Schulz, O. Th., D. Sinn der Antike u. Spenglers neue Lehre. (Bleich)	69
Schulze-Soelde, W., Gesch. als Wissenschaft. (Bleich)	72
Seeberg, R., Grundriß d. Dogmengesch. (Lasson)	98
—, Lehrbuch d. Dogmengesch. (Lasson)	98
Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft	57
Staatsgedanke, D. deutsche, Dokumente, hrsg. v. Joachimsen. (Bleich)	121
Stegemann, H., Gesch. d. Krieges. (Schuster)	9
Stein, R., D. Umwandlg. d. Agrarverfassg. Ostpreußens. (Brinkmann)	110
Stenberg, H., Ostkarelien im Verhältnis zu Rußland. (Arnheim †)	29
v. Stern, E., Sozialwirtschaftl. Bewegg. i. d. Antike. (Geyer)	79
Sternfeld, R., Franz. Gesch. (Bleich)	122
Stromer-Reichenbach, Fr., Was ist Weltgesch.? (Bleich)	68
Thesleff, W., Kriegserinnerungen. (Arnheim †)	29
Waerland, A., D. Diktatur d. Proletariats. (Meyer-Heydenhagen)	52
Wehrmann, M., Gesch. v. Pommern. (Zickermann)	123
Wentzcke, P., Gesch. d. dtsch. Burschenschaft. (Sternfeld)	107
Wiedemann, A., D. alte Ägypten. (Herr)	117
Windelband, W., Gesch. philos. (Bleich)	71
Wretschko, A., D. Frage d. Landstandschaft d. Univ. Innsbruck. (Kende)	22
v. Wrisberg, E., D. Weg zur Revolution. (Schuster)	12
York v. Wartenburg, Weltgesch. i. Umrissen. (Bleich)	5
v. Zwehl, D. Dolchstoß in d. Rücken d. siegreichen Heeres. (Schuster)	12

Digitized by Google

Literatur zur Weltgeschichte.

II.

Gibt es — neben Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen u. ä. — überhaupt eine andere geschichtliche Substanz als diejenige, die in der Form der geschichtlichen Erzählung, in der lebhaften Darstellung der Vorgänge selber, in der Schilderung menschlichen Tuns u. Leidens hervortritt? Suchte Ranke nicht die „Mär", d. h. die Erzählung der Weltgeschichte? Die, soviel ich sehe, zeitlich erste Weltgeschichte, die in dem Deutschland des 19. Jhts. verfaßt wurde — es ist die von Carl Friedr. Becker — ist sie nicht aus Erzählungen erwachsen? Müssen wir nicht vielfach, wenn wir den Tatbestand, die Vorgangsreihe, den Lauf der Ereignisse feststellen wollen, zu älteren Büchern greifen, die, substantieller geartet, diesen unumgänglichen Stoff der Geschichte vor uns ausbreiten? Geben Bücher solchen Schlages nicht die sichere Grundlage für alle die geistreichen Erörterungen u. Überlegungen? In der gedankenreichen Kürze mag die Würze liegen; die Wahrheit liegt nicht ohne weiteres darin.

Diese Erwägungen machen verständlich, daß jene Beckersche Weltgeschichte wieder u. wieder aufgelegt wurde; aus ihnen heraus wird die starke Verbreitung Jägers sowie der Weberschen Hand- u. Lehrbücher begreiflich.

Das Webersche, von Rieß „vollständig neubearbeitete" Lehrbuch liegt in 2 starken Bden.[1]) vor. Der 1. behandelt nach guter alter Sitte Altertum u. Ma., der 2. die Neue u. Neueste Zeit bis in die Tage des Weltkrieges u. bis zum Ausbruch der Novemberrevolution. Der Text umfaßt nicht weniger als 2074 Seiten; die beiden Register nehmen mehr als 130 Seiten ein. R. verarbeitet den gewaltigen Stoff (vom Urmenschen der Pfahlbauzeit fast bis zum „Nur"menschen der Internationale führend) mit überschauendem Blick u. in lichtvollem Eindringen sowie unter steter Berücksichtigung der neuesten, letzten u. am besten begründeten Forschungsergebnisse. Der Leser gewinnt den Eindruck, alles weltgeschichtlich Bedeutsame beieinander zu haben u. die merkwürdigsten Tatsachen in ursächlicher Reihenbildung vereinigt zu sehen.

Was die Methode der Darstellung angeht, so weist R. selber nachdrücklich darauf hin, daß er die synchronistische befolgt habe. Die

[1]) Ludw. Rieß, Georg Webers Weltgesch. in 2 Bden. vollständig neu bearb., 1. Bd.: Altertum u. Ma., XXI u. 1060 S., 2. Bd.: Neuzeit u. Neueste Zeit, XXV u. 1154 S., 8°. Leipz., Wilh. Engelmann, 1918, M. 18.— u. M. 20.—.

Digitized by Google

Anwendung dieses Verfahrens hat gewiß etwas Bestechendes. Alles Geschehen vollzieht sich ja in der Zeit; was liegt also näher als die Zeit zum ordnenden Prinzip zu erheben u. demnach alle im gleichen Zeitraum jeweils geschehenen bedeutsamen Dinge erzählend nebeneinanderzustellen u. zusammenzufassen. Freilich erhebt sich bald genug der Zweifel, ob der damit erstrebte Zweck wirklich erreicht wird, ob der Leser denn in der Tat imstande ist, die gleichzeitig geschehenen Dinge wirklich als gleichzeitige zu sehen, ob nicht schon die bloße räumliche Aufeinanderfolge im Druck das zeitliche Nebeneinander in ein Nacheinander umsetzt. Das Prinzip der Gleichzeitigkeit führt folgerichtig stets zur synchronistischen Tabelle u. ist in solchen Zeittafeln auch immer mit glücklichem Erfolge angewendet worden. Schon Niebuhr wies auf die Bedeutung der synchronistischen Tabellen für das historische Studium hin.

Dabei bleibt noch völlig unerörtert, ob die Gleichzeitigkeit mehrerer Handlungsreihen wirklich allemal etwas ihnen Wesentliches ist, ob sie auch Wechselwirkungen u. gegenseitige Beziehungen einschließt, ob mit ihrer Feststellung auch zugleich der Zusammenhang der betreffenden Ereignisse festgestellt wird, kurz gesagt, ob die Gleichzeitigkeit das Abbild einer Ursächlichkeit ist, oder ob es sich bloß um ein zeitliches Nebeneinander handelt.

Die Zeit ist die bloße Abstraktion, das leere Schema; sie stellt die Form des Geschehens dar, jedoch nur die e i n e Seite dieser Form. Die Geschichte ist raumzeitlich; u. dies ist eine Erkenntnis, in deren Auswirkung bereits die Alten von Chronologie u. Geographie als den beiden „Augen der Geschichte" sprachen.

Zur Anwendung solcher Gedankengänge fortschreitend, findet man in R.s Behandlung des Altertums vortreffliche Zusammenstellungen: so bringt das 2. Kap. Ägypten u. die vorderasiatischen Völker bis 1220 v. Chr. zusammen, während das 3. dem assyrischen Weltreich u. dem Nationalstaat der Israeliten (1275—930), das 4. den Seekriegen der Achäer u. der dorischen Wanderung gehört. R. geht damit, wohl auch durch Ed. Meyers Gesch. d. Altertums bestimmt, über die auch heute noch vielfach übliche ethnographische Anordnung hinaus, um die durch eine vielseitige u. tiefgründige neuere Forschung hergestellten Zusammenhänge bloßzulegen. Wenn er dann aber im 5. Kap. die Knechtung der westasiatischen Völker durch den assyrischen Kriegerstaat (930—606) schildert, so scheint uns weder ein § 15 (Punier, Griechen u. Etrusker an den Küsten Italiens, 800—700) noch ein § 16 (Griechenland im Zeitalter Hesiods, ca. 700 v. Chr.) mit Recht in dieses Kap. eingeschaltet u. unter dieser Überschrift behandelt.

In ähnlicher Weise faßt das 6. Kap. durchaus sachgemäß das persische Weltreich u. die Freiheitskämpfe der Griechen (558—466) zusammen, bringt aber in § 22 (Rom, Karthago u. Großgriechenland im Kampfe gegen die etruskische Vorherrschaft am Tyrrhenischen Meere, 540—487) recht weit Abliegendes zur Sprache. Zudem begreift dieser § 22 wieder unter sich recht Verschiedenartiges. Denn er reiht

Digitized by Google

der Darstellung heraklitischer, eleatischer u. pythagoräischer Philosophie eine Würdigung der Tarquinierherrschaft in Rom sowie der Gründung der Republik an u. endet mit einer kurzen Kennzeichnung der Tyrannenherrschaften in Großgriechenland u. Sizilien. Die Darstellung eilt hier innerhalb eines Zeitraumes hin u. her: die Gleichzeitigkeit gewinnt es über die Gleichräumigkeit, u. doch geht über beide, über Einheit der Zeit wie des Raumes, die Einheit der Handlung, die in § 22 vielleicht vorhanden, aber nicht mit voller Klarheit herausgearbeitet ist.

Das 7. Kap. (Die Blütezeit Griechenlands, 466—387) behandelt in §§ 25 u. 27 die sog. Pentekontaetie (466—31) u. den peloponnesischen Krieg, in § 28 Spartas Kämpfe mit Persien (403—387) sowie einschubweise in § 26 die Gesetzesreligion des Judentums (558—428) u. in § 29 die innere Entwicklung Roms bis zur gallischen Wanderung nach Italien (487—387). Durchbrechungen der Zeitenfolge, wie sie mit § 26 gegeben sind, der sich außerdem bemüht, allmähliche Zustandsentwicklungen in den Fluß äußerer Geschehnisse einzudämmen, kreuzen sich hier mit der Rücksichtnahme auf ein bestechendes äußeres Zusammentreffen, insofern 387 nicht bloß das Jahr des Antalkidischen Friedens, sondern nach neueren Mutmaßungen auch das Jahr der Alliaschlacht ist. Nur daß der Friede des Antalkidas ein Ende u. die Alliaschlacht einen Anfang darstellt.

Es war, wie bereits erwähnt, ein feststehender Grundsatz für die älteren Weltgeschichtschreiber, das Altertum ethnographisch zu behandeln; u. es bleibt zweifelhaft, ob R. durchaus zum Vorteil seines Buches von diesem Grundsatze abgewichen ist. Dagegen hat auch er für das Ma. u. insbesondere für die Neuzeit dem alten Gesetz synchronistischer Behandlung augenscheinlich mit bestem Rechte gehuldigt. In der Tat sind ja so recht eigentlich erst in der Mittelmeerwelt des römischen Kaisertums sowie in der Verbreitung u. den Auswirkungen des Christentums unbestreitbar weltgeschichtliche Mächte hervorgetreten; u. offensichtlich weltgeschichtliche Vorgänge u. Abwandlungen weist auf erdumspannendem Raum sogar erst die Geschichte der Neuzeit auf, weshalb man wohl geneigt sein könnte, mit Dietr. Schäfer den Begriff Weltgeschichte auf diese Zeitläufte zu beschränken.

Es bleibt doch merkwürdig, daß Ranke gleich mit seinem ersten Werke in die Darlegung neuzeitlicher Verhältnisse einging, daß er gewissermaßen mit dem ersten Griff wahrhaft weltgeschichtliche Dinge packte; u. es ist von besonderem Interesse, daß er in dem Eingange seines Erstlingswerkes weltgeschichtliche Tendenzen des Ma. erörterte, wie sie Schiller als rechtem historischen Hellseher aufgegangen waren u. von ihm in dem schönen Aufsatz: „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge u. Ma." erörtert wurden.

Den gleichen großen Zusammenhängen wird R. in seinem 2. Bd. aufs beste gerecht; u. die bisherigen Periodisierungen der Geschichte der Neuzeit ergeben ihm mit Recht die fundamentalen Kapitelüberschriften. Nur einmal wird ein zeitliches Übergreifen insofern notwendig, als die Zeiträume 1618—48 u. 1629—60 fast in zwei

Digitized by Google

Jahrzehnten sich decken. Demjenigen, der synchronistisch nicht voreingenommen ist, wird dieses zeitliche Nebeneinanderhergehen zweier Kapitel ungleich besser anstehen, als die Mischung verschiedenartiger, andersräumiger Vorgänge in ein u. demselben § 16, der die Entstehung des 30jähr. u. den Verlauf des böhmisch-pfälzisch-dänischen Krieges mit dem Königtum Philipp IV. von Spanien (1621—65), mit Richelieus Kampf gegen die Hugenotten u. mit der petition of right zusammenbringt. Doch es sei genug solcher methodologischen Erwägungen, welche die vorliegende Leistung weder treffen können noch wollen.

Wie R. als feinsinniger Methodiker für das 1. Kap. mit seinen einleitenden Paragraphen (Weltgeschichte u. Nationalgeschichten; Ausgangspunkt der weltgeschichtlichen Bewegung; Quellen u. Hilfsmittel der Geschichtsforschung; Kulturstufen der vorgeschichtlichen Zeiten; Seeverkehr in prähistorischer Zeit; Zeitbestimmungen für die ältesten Kulturperioden) alles Erforderliche an Erkenntnissen u. Unterscheidungen voll beherrscht, so als mehrjähriger Hrsg. des Europäischen Geschichtskalenders alles Wichtige u. Bedeutsame an Wissen u. Zusammenhängen für die Geschichte der neuesten Zeit u. der uns umflutenden Gegenwart. Er bietet ein Werk von gediegenster Substanz u. reicher Fülle, durchleuchtet von klug verknüpfendem Raisonnement u. getragen von einer Stimmung, der die Einsicht in die Entwicklung sowie in die Beziehungen des menschlichen Geistes u. der menschlichen Willensbetätigung in erster Linie steht u. der deshalb alle Entwicklungen menschlichen Daseins, seien es politische oder kulturelle, gleich sehr am Herzen liegen.

Es ist nicht ganz leicht, Alex. Cartellieris Buch[1]) gerecht zu werden, wenn man von R.s gewaltigen Bden. herkommt, die recht geeignet sind, so massiv zu wirken wie die Weltgeschichte selber. C. hat „den aus dem Felde heimkehrenden Kommilitonen" die Grundzüge der Weltgeschichte darlegen wollen, was ihm wohl geglückt sein dürfte; er wendet sich an Hörer aller Fakultäten, u. wie er durch seine großzügig gruppierenden, die wichtigsten Tatsachen u. deren Zusammenhänge leicht umreißenden Vorträge seine Schüler gefördert hat, so wird den aufmerksamen Lesern seines knapp gehaltenen Buches die weltgeschichtliche Entwicklung in hellerem Lichte erscheinen, zumal wenn sie den wertvollen Anhang recht zweckmäßig nutzen u. sich zu eingehenderen Studien bedeutender, dort genannter geschichtlicher Werke angetrieben fühlen. Es ist ein gehaltreiches Buch, das Ereignisse u. Vorgänge in schnellem Zuge u. mit überschauendem Blick darstellt.

Nicht unwidersprochen darf ein Satz bleiben, der eine merkwürdige Beurteilung deutscher Kolonialpolitik enthält (S. 169): „Den Platz, den es (Deutschland) in der Welt brauchte, entzog es anderen, älteren, schon besitzenden oder auf künftigen Besitz rechnenden Kolonialmächten, u. diese verspürten wenig Lust, zu teilen oder Ansprüche auf-

[1]) Alex. Cartellieri, Grundzüge d. Weltgesch., 378—1914, 8°, VII u. 200 S., Leipz., Dyk, 1919; geb. M. 8.50 u. 40% Zuschl.

Digitized by Google

zugeben". Der Deutsche wird demnach guttun, nachzuweisen, daß er auch ein Recht auf Dasein, Besitz u. Leben habe! Andere Völker beurkunden dieses Recht freilich durch die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins! — Während C. mit 1914 schließt, führt uns Schmidt-Breitung[1]) den Weltkrieg selber bis zum Frühlingsanfang 1918 vor. Er bietet eine feingegliederte, bei allem Reichtum an Tatsachen klar u. übersichtlich gehaltene Darstellung dieser gewaltigen Begebenheiten; man empfängt gründliche Belehrung. Dies um so mehr, da der 1. Teil des vortrefflichen Buches (S. 793—882) in gleicher Gediegenheit, Fülle u. Klarheit das Jahrzehnt vor dem Weltkrieg behandelt (1. Kap.: Weltpolitik, Bündnisse u. Kriege vom Frieden von Pretoria 1902 bis zum Frieden von Bukarest 1913; 2. Kap.: Die Staaten Europas in ihrer inneren Entwicklung bis 1914). Das ganze Buch stellt eine durchaus würdige Fortführung des aufs beste bewährten Weber-Baldamusschen Werkes dar.

Des Grafen York Weltgeschichte liegt in 21. Aufl. vor, der eigenartigen Haltung u. dem persönlichen Ton des Buches entsprechend zwar unverändert, aber in einem 3. Teile (S. 505—34) von Helmolt bis auf unsere Tage fortgeführt sowie mit Anmerkungen u. Zusätzen versehen.[2]) Es sind in Wahrheit „Federzeichnungen eines Deutschen", wie der Untertitel des viel gelesenen Buches lautet; es sind die nachdenklichen, geistvollen Betrachtungen eines feinsinnigen, deutschfühlenden Mannes, der großzügige Anschauungen wohl zu nutzen versteht, so wenn er die Zeit des „Neuen Europa" (S. 338—413) um die Mitte des 13. Jh. beginnen läßt oder wenn er den folgenden Zeitraum vom Ende des 30jähr. Krieges bis auf die eigenen Tage unter der Überschrift „Die atlantische Welt" (S. 414—504) würdigt. Ein Deutscher dennoch, dem die Franzosen das begabteste Volk Europas sind (S. 385), u. eine starke ausgeprägte Persönlichkeit, nach deren Ansicht trotzdem „am letzten Ende die Masse der Menschen der eigentliche Träger der Gedanken Gottes in der Geschichte ist u. das Genie nur dazu berufen wird, sie zum Ausdrucke zu bringen" (S. 396). U. hierzu S. 434: „Ich meine, daß die Völker, welche diese Männer (Luther, Richelieu, Gust. Adolf, Bismarck) hervorbrachten, noch andere gleichartige besaßen; aber Umstände, die eben vom menschlichen Willen unabhängig sind, brachten sie entweder nicht in die dazu nötige Laufbahn, oder führten sie in große geschichtliche Verhältnisse zu spät, wo die menschliche Begabung nicht mehr auf der Höhe steht, um ungeheuere geschichtliche Umwälzungen zu bewirken".

Die des Vf. dieser Weltgeschichte in Darstellung, Empfindung u. Ausdruck durchaus würdige Fortführung Helmolts (die jüngste

---

[1]) Hellm. Schmidt-Breitung, Weltgesch. d. neuest. Zeit 1902—18 (= S.-A. a. Weber-Baldamus, Handb. d. Weltgesch., Bd. IV S. 793—1018) gr. 8°. IX u. S. 793—1018. Leipz, Wilh. Engelmann, 1919. M. 4.80.

[2]) Graf York von Wartenburg, Weltgesch. in Umrissen. Federzeichnungen e. Deutschen. Bis zur Gegenw. fortgef. v. Hans F. Helmolt. 22. Aufl. Mit 1 Bildnis des Vf. 8°. V u. 575 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1920. Geb. M. 21.—.

Digitized by Google

Vergangenheit: 1895—1919) gliedert den wohl beherrschten Stoff sachgemäß in 2 Teile: Der Imperialismus u. der Weltkrieg. Indem die Jahre 1895—1914, mit vollem Gelingen gerade was auch unsere Gegner betrifft, unter den allgemeinen Gesichtspunkt des Imperialismus gerückt werden, wird darin die Heuchelei offenbar, die uns allein als imperialistisch belastet hinstellt. Dagegen zeigt die Darstellung des Weltkrieges mit meisterhaften Strichen in wirkungsvollster Kürze bei gehaltenem Schmerz des Vaterlandsfreundes, was Deutschland im ungleichen Kampfe geleistet u. was es geduldet hat, nicht zu vergessen, was es vom Übermut der „Sieger" leiden muß u. weiter wird erdulden müssen. Die schönen Schlußworte lauten: „Nicht die Gerechtigkeit entscheidet über die Geschicke des einzelnen noch der Völker, sondern die unerbittliche Notwendigkeit. So manches Mal ist der bessere Mann, das edlere Geschlecht dem gemeineren erlegen. Nicht was wir tragen, verleiht Ehre, sondern wie wir es tragen, u. oft gebührt der Lorbeer weniger dem übermächtigen Sieger als dem besiegten Helden". (S. 534.)

Helmolt hat auch ein selbständiges Werkchen über den gleichen Zeitraum verfaßt.[1]) Dem Abschnitt „Der Imperialismus" in der Fortführung der Yorkschen Weltgeschichte entspricht hier der 1. Teil (Zwei Jahrzehnte steigender Spannung), dem dortigen „Weltkrieg", der 3. Teil (Der große Krieg). Im 2. ist das Vorspiel des Krieges behandelt: Der Kampf der Noten. Die Darstellung ist ausführlicher u. tatsachenreicher als dort; sie bietet im ganzen Verlaufe ihrer ebenso knappen als unterrichtenden Ausführungen eine wünschenswerte Ergänzung zu jener. Sie will nach der Vorrede „nichts anderes sein als ein handlicher, mit Hilfe des Registers rasch Auskunft gebender Leitfaden, der die Hauptlinien der Weltpolitik der letzten 25 Jahre so objektiv wie möglich" herausarbeitet.

U. dieses Ziel wird erreicht. Ja, das schöne Bestreben, objektiv zu sein, geht — wie in solchen Fällen oftmals — so weit, daß die vaterländische Politik fast zu kurz kommt. Als Beispiel hierfür sei an die Darstellung unseres Verhältnisses zu Frankreich nach 1870 erinnert. Da sieht man wirklich nicht recht, was in aller Welt das Deutsche Reich damals hätte veranlassen sollen, um Frankreichs Liebe zu werben! Noch dazu unter den von H. aufgeführten erschwerenden Umständen (darunter vornehmlich Frankreichs Revanchegelüste, an Beispielen der Verhetzung seiner Jugend drastisch dargelegt), die solch ein Bemühen von Anfang an als ein verlorenes erscheinen lassen mußten.

Was man unserer Politik zum Vorwurf machen darf, ist dies, daß sie, ihrem Grundsatz einer „Politik der freien Hand" getreu, nicht bloß sich selbst die Hände frei zu halten suchte, sondern auch den Gegenspielern gar zu sehr freie Hand ließ, daß sie selber, gar zu oft „uninteressiert", die eigensüchtigen Interessen anderer ungestört ge-

---

[1]) Hans F. Helmolt, Ein Vierteljahrh. Weltgesch. 1894—1919. 8°. 152 S. - Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesell. f. Pol. u. Gesch., 1919. M. 8.—.

Digitized by Google

währen ließ, daß sie in berechtigtem Selbstbewußtsein u. in dessen Ausdruck weiter ging, als die Klugheit gutheißen konnte, u. bei der notwendigen Jagd nach reellen Vorteilen zurückhaltender war, als erlaubt ist. Unser größtes Unglück waren freilich unsere Bundesgenossen: der eine, Italien, treulos seit $1^1/_2$ Jahrzehnten (S. 95), der andere, Österr.-Ungarn, in sich selbst zerfallen u. doch nach außen auf Landerwerb gerichtet (Österreichs „Eigentumspolitik" S. 36). Mit solchen Bundesgenossen, von Rumänien ganz zu schweigen, zogen wir in den Krieg — u. die uns der Krieg brachte, Türkei u. Bulgarien, sind unser Untergang gewesen.

Was den Krieg selber u. seine Beurteilung angeht, so tritt auch hier der Versuch, unparteiisch zu bleiben, mit bemerkenswerter Deutlichkeit hervor. Nur scheint es nicht unbedenklich, das Volk u. die Massen, die schließlich doch die Entscheidung bringen, gewissermaßen jeder Verantwortung zu entheben (da ja freilich auch niemand da ist, an den man sich halten könnte!), die Führer aber mannigfacher Fehler zu zeihen (z. B. S. 109, S. 120). Am wenigsten glücklich will uns bedünken, daß ein Vertreter der Diplomatie gegen einen Großmeister der Kriegskunst aufgerufen wird, nämlich Kühlmann gegen Ludendorff. Wenn Kühlmann im Juni 1918 erkannte, daß der Krieg von uns nicht gewonnen werden könne, so war das eine bedeutende militärische Einsicht, die ein einsichtiger Militär für sich behalten hätte; u. ein einsichtiger Staatsmann der mit dieser Erkenntnis ausgerüstet war, hätte so schnell als möglich zum Frieden kommen müssen. Staatssekretäre des Auswärtigen sollen ernstlich Außenpolitik treiben, nicht aber mitlitärische Kritiker spielen; u. H. hätte m. E. Bismarck besser für Kühlmann als für Ludendorff zum Muster aufgestellt (S. 120).

So sind wir bereits mitten in den Weltkrieg u. dessen Beurteilung hineingeraten, was denn freilich für eine weltgeschichtliche Betrachtung nur zu natürlich erscheint (das hat uns schon mitten im Kriege Ed. Meyer mit den anregenden Aufsätzen seiner Sammlung „Weltgeschichte u. Weltkrieg" bewiesen!). Die Weltgeschichte ist uns schlechterdings nichts ohne diesen Weltkrieg; der Weltkrieg aber war u. ist die große furchtbare Gabe des Schicksals an uns [1]). Wir haben diese Gabe nicht demütigen u. bescheidenen Sinnes hingenommen; wir haben uns nicht in das Unabänderliche gefügt u. geduldig getragen, was über uns verhängt war. Wir waren wie jener heillos Verblendete des lateinischen Sprichwortes, der an Frieden dachte, obgleich er die Schlachtreihe sah. Wir hatten Krieg u. dachten Frieden; unsere Gegner erlitten Niederlagen u. dachten Sieg: darum haben wir jetzt die Schmach u. die Knechtschaft, sie aber die Ehre u. die Herrschaft. Noch jetzt scheiden sich die Geister in der Beurteilung des Weltkrieges aufs klarste.

[1]) In diesem Sinne hat der Ref. eine kurze Darstellung des Weltkrieges gegeben in: Kauffmann, Berndt u. Tomuschat, Geschichtsbetrachtungen. Hilfsbuch f. d. Geschichtsunterr. 2. Bd.: Vom Westf. Frieden b. auf unsere Zeit. 4. Aufl., durchges. umgearb. u. bis auf die Gegenw. fortgef. v. Dr. Erich Bleich, VIII u. 523 S. Berlin, Union Dtsch. Verlagsges. 1921.

Digitized by Google

Meinecke s Probleme des Weltkrieges [1]), ursprünglich schriftstellerische Äußerungen eines auf hoher Warte stehenden Historikers, sind nunmehr geschichtliche Zeugnisse; man kann sie jetzt als solche würdigen, während man bei ihrem Erscheinen nicht umhin konnte, sie als wenn auch maßvolle, so doch sehr entschiedene Auslassungen des parteipolitisch gerichteten Historikers zu behandeln u. vielleicht abzulehnen. Das ist heute unnötig Denn was an M.s Auslassungen parteipolitisch gewendet ist, hat die schnell sich entwickelnde Geschichte bereits ad acta gelegt. Von diesem Geschick wird insbesondere der an sich vortrefflich geschriebene Aufsatz über „Staatskunst u. Leidenschaften" ereilt. Hier fallen harte Worte über unsere Annexionisten u. Exaltados, deren leidenschaftliches Gebaren aller Staatskunst widerspräche, die von Bismarck „nur die Kürassierstiefel u. nicht den Kopf geerbt" hätten. Sie erscheinen in ihrer Wirksamkeit ähnlich verhängnisvoll „wie die Emporkömmlinge der westeuropäischen Demokratie" (Lloyd George u. a.). Dagegen wird unserer deutschen Staatskunst, vertreten durch Bethmann Hollweg, Freiheit von Leidenschaften nachgerühmt! Es paßt schlecht in dieses „leidenschaftslose" System, daß nun gerade der „skrupellose Gewaltmensch" Lloyd George sein Ziel erreicht hat! — Der umfangreichste Aufsatz (die Reform des preußischen Wahlrechts) gipfelte in dem praktischen Vorschlag: „Die Regierung verzichte auf das Dreiklassenwahlrecht, u. die Demokratie verzichte, wenn auch nicht grundsätzlich, so doch tatsächlich, auf das parlamentarische Regime". Diese mittlere Linie ist nicht erreicht worden. Vielmehr setzte die Demokratie das parlamentarische Regime durch; u. die parlamentarisierte Regierung verzichtete sodann auf sich selber. — Der letzte Aufsatz, ein Artikel aus der Frankfurter Zeitung vom 31. Dez. 1916, suchte „den Rhythmus des Weltkrieges" zu erfassen; er klang in den Worten aus: „Nicht Niederwerfung, sondern Gleichgewicht heißt die politische Losung der Zukunft". Man darf demgegenüber wohl die Ansicht vertreten, daß der Krieg keine politische, sondern eine militärische Losung von uns forderte. Und diese hieß: Niederwerfung. Was wir nicht erreichten, erzwangen unsere Gegner; mit welchen Mitteln u. unter welchen Umständen, bleibt hier außer Betracht. Sie verfolgten ein Ziel mit Leidenschaft: den Endsieg, dargestellt in unserer Unterwerfung.

Es wird niemandem in den Sinn kommen, dieser durch M. bestechend vorgetragenen, wohlgemeinten Ansichten zu spotten, weil ihnen die Bewährung leider versagt geblieben ist; aber es ist auch gewiß, daß man dem, der sie äußerte, keine besondere Eignung beimessen wird, über Bülows deutsche Politik kritisch zu urteilen. Mindestens ist diese Beurteilung nicht anders zu bewerten als die irgendeines anderen theoretischen Politikers; sie hat mit historischer Würdigung nichts zu tun, da ihr die Grundlagen geschichtlicher Erkenntnis fehlen. Und wie weit man, mit den besten Mitteln allgemeiner u. besonderer

[1]) Friedr. Meinecke, Probleme d. Weltkriegs. Aufsätze. 8°. 136 S. Münch., R. Oldenbourg, 1917. M. 1.80.

Digitized by Google

historistischer Bildung ausgerüstet, vom Richtigen abirren kann, haben die obigen Beispiele zur Genüge erwiesen.

Diesen kurzen Betrachtungen zum Weltkriege folge ein Hinweis auf den „Friedensschluß", den der dänische Literarhistoriker und Essayist Georg Brandes[1]) in einer Art Tagebuchnotizen (beginnend mit dem 22. Okt. 1918, endend mit dem 15. Sept. 1919) nach den verschiedensten Gesichtspunkten mit Geist und Schärfe beurteilt. Er sagt allen, aber auch allen, die Wahrheit, wie er sie erkennt. Wenn er sich in der Erwartung, diese Wahrheit werde auch anderen aufdämmern, nicht täuscht, so könnte sein Büchlein in der Tat eine Brücke werden, geschlagen von Mensch zu Mensch und vor allem von Volk zu Volk.

Charlottenburg. Erich Bleich.

Zur Literatur über den Weltkrieg.

IV.

Stegemanns[2]) monumentales Werk ist mit dem kürzlich ausgegebenen 4. Bde. zum Abschluß gelangt. Eine bewunderungswürdige Leistung deutscher Gründlichkeit, deutschen Geistes, deutscher Gelehrsamkeit. Mag die schon einsetzende Einzelforschung auch in vielen Punkten zu anderen Ergebnissen gelangen, andere berichtigen u. vertiefen, die Grundlinien des vorliegenden Werkes, die hier niedergelegten historisch-politischen u. strategischen Anschauungen werden kaum jemals ernstlich zu erschüttern sein. Darüber hinaus sichern ihm noch andere Vorzüge einen dauernden Wert. Des Vfs. Schilderungen mit ihrer Gedankenfülle u. ihrem Eigenleben, ihrem frischen Farbenreichtum, die Meisterschaft in der Charakteristik der Nationen u. Personen, die starke, den gewaltigen Stoff restlos bezwingende Bildkraft, das Vermögen, den Dingen auf den Grund zu sehen, überall die entscheidenden Zusammenhänge klarzustellen, das neben den großen Taten einhergehende wechselvolle Spiel der politischen Kräfte in greifbarer Anschaulichkeit uns vorzuführen — das sind Kennzeichen einer wahrhaft großen, reifen Kunst. Stil u. Sprache, machtvoll hinreißend in ihrer Kraft, in ihrer Reinheit u. Klangfülle, in ihrer warmen, werbenden Aufrichtigkeit und der sinnlichen Macht, mit der sie Ideen u. Lagen zu anschaulichen Bildern formt, erheben sich oft zur Höhe dichterischen Schwungs. So gehört das Werk zu jenen erfreulichen Erscheinungen der Kriegsliteratur, zu denen man immer wieder seine Zuflucht nimmt in dieser herben u. grausamen Zeit, um sich zu erheben an der unverwüstlichen

---

[1]) Georg Brandes, Der Tragödie 2. Teil. Der Friedensschluß. Autoris. Übersetzung v. Erich Holm. (Brücken IV. Heft.) 8. 130 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1920. M. 5.—.

[2]) Herm. Stegemann, Geschichte des Krieges. I. Bd. Mit 5 farb. Kriegskarten. 151.—160. Tausend. XVI u. 444 S. — II. Bd. Mit 4 farb. Kriegskart. 141.—150. Tausend. XII u. 504 S. — III. Bd. Mit 2 farb. Kriegskart. u. 2 Nebenkarten. XVI u. 544 S. — IV. Bd. Mit 2 farb. Kriegskart. IV u. 708 S. Stuttgart u. Berlin, Dtsch. Verlagsanst., 1918—21; M. 14.—, M. 13.30, M. 24.—, M. 65.—.

Digitized by Google

Lebensbejahung u. an dem frohen Sonnenglauben, die hier in innigen Lauten zu uns sprechen, um sich zu erbauen an des deutschen Volkes alter, stolzer Waffenherrlichkeit, um die Erinnerung zu wahren an die Tage, da es, wie Albrecht Dürers Ritter, unbeirrt von Tod u. Teufel, gelassen u. ernst seines Weges zog, allen Anfechtungen mit trotzigem Heldenmute begegnend, seine gierigen Feinde ringsumher zu Boden schmetternd.

Mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden, allzu knapp bemessenen Raum muß auf eine eindringende Würdigung verzichtet werden. Nur einige Andeutungen seien gestattet.

Im 1. Bde. werden nach einer knappen, aber alle wesentlichen Momente berücksichtigenden Analyse der Vorgeschichte des Krieges die militärische Lage Europas u. die Einmarschkämpfe bis zum Rückzug auf die Aisne geschildert (15. Sept. 1914). Die Betrachtungen des Vf.s über die Marneschlacht sind sehr beachtenswert, obwohl die mitgeteilten Tatsachen dem heutigen Stande unserer Kenntnis nicht mehr voll entsprechen. Daran schließt sich die Darstellung des glänzenden Feldzuges in Ostpreußen, des ö. Auf- u. Vormarsches u. der Kämpfe in Galizien u. Südpolen. Damit war die „erste große Wende des Krieges" erreicht. Eine Würdigung der allgemeinen Lage am 15. Sept. 1914 schließt den darstellenden Teil. Ihm folgt im Anhang eine Reihe wichtiger Dokumente u. Erörterungen zur Vorgeschichte des Krieges, zur militärischen Lage Europas usw.

Im 2. Bde wird die Geschichte der Feldzüge fortgeführt „bis zur zweiten großen Epoche", die der Vf. auf den 15. Febr. bestimmt. Die Darstellung bringt den Bewegungskrieg zum Abschluß u. endet mit einem Ausblick auf die neue Epoche.

Der 3. Bd. handelt von dem Seekriege in der Nord- u. Ostsee u. dem Kreuzerkrieg (2. Aug. 1914 bis 24. Febr. 1915), den kriegerischen Unternehmungen in den Vogesen, den Argonnen, den großen Durchbruchsschlachten im Westen, den Feldzügen des J. 1915 im Osten u. Südosten Europas, also von den Karpathenschlachten, den Durchbruchskämpfen bei Gorlice u. Tarnow, dem Rückzuge der Russen, den Operationen in Serbien (28. Juli 1914 bis 25. Jan. 1916) u. an den Dardanellen (3. Dez. 1914 bis 10. Jan. 1916) u. Italiens Eintritt in den Krieg. In der Einleitung wird der Krieg charakterisiert als „Frucht u. Krisis des Imperialismus". Erst seit 1915 vollzog sich „die Umwertung des Weltkrieges in einen Ideenkrieg", in einen Kampf „für Recht u. Gerechtigkeit" gegen den „preuß. Militarismus" u. erlangte Weltgeltung.

Der 4. Bd. umfaßt die Feldzüge der Jahre 1916 bis 1918 u. den Feldzug in Italien vom 22. Mai 1915 bis zur Katastrophe. Eine arge Enttäuschung bereitet leider das ziemlich dürftig ausgefallene Schlußkapitel. Auf knapp 10 Seiten werden hier behandelt der Ausgang des Krieges, die Kämpfe um die afrikan. Kolonien, die Friedensschlüsse, „Wilson, der Friede u. der Völkerbund". Hoffentlich wird die bald notwendig werdende Neuaufl. das hier Versäumte nachholen, auch das notwendige Register bringen. Allen Bänden sind ausführ-

Digitized by Google

liche Lit.-Verzeichnisse u. ein reichhaltiges, instruktives Kartenmaterial beigefügt.

Eine weitere bemerkenswerte Ergänzung seiner „Kriegserinnerungen" bietet General Ludendorff[1]) in einem kürzlich erschienenen 3. Werke aus seiner Feder. Es sind historisch-kritische Würdigungen, die sich auf viele wichtige Probleme des Weltkrieges erstrecken. Der Wert u. die Bedeutung dieser inhaltsschweren Publikation beruht vornehmlich auf dem energischen Versuch, die Ursachen u. Zusammenhänge der Ereignisse klarzustellen, u. dem ungestümen Drange, „die Welt zu sehen, wie sie ist, nicht wie wir sie uns einbilden u. wünschen".

Als Leitmotiv seiner von hoher Sachkunde zeugenden, von heißer Vaterlandsliebe erfüllten Ausführungen erscheint der — über Clausewitz hinausgehende — Satz: „Der Krieg ist die äußere Politik mit anderen Mitteln"; „im übrigen hat die Gesamtpolitik dem Kriege zu dienen." (S. 23.) Darauf gestützt unterzieht L. die Ereignisse in der Zeit vor u. während des Krieges einer eingehenden Prüfung. Sie gipfelt in dem Ergebnis: Die Zusammengehörigkeit von Politik u. Kriegführung ist vor dem Kriege nicht klar erkannt worden. „Die Kriegführung erhielt keinerlei Unterstützung durch die Politik. Andererseits fand die Politik nicht die Unterstützung durch die Kriegführung, wie es hätte sein müssen." Vielmehr gingen beide Richtungen meist nebeneinander her, stießen aber auch nicht selten aufeinander. Die Hauptschuld an diesem unheilvollen Zustande fällt auf das Konto der Reichsleitung. Geradezu verhängnisvoll war ihr Verkennen der politischen Ziele Englands u. die auf ihre Veranlassung herbeigeführte Zurückhaltung der Flotte. Auch die unglückliche Lösung der polnischen Frage (S. 176 ff.) fällt ihr zur Last. Bei unserer schwachen außenpolitischen Stellung vor dem Kriege war sie nicht imstande, das erforderliche Maß von Energie aufzubringen, um die deutsche Heeresmacht, den gewaltigen Rüstungen der Gegner entsprechend, auszubauen. Ebensowenig war von einer planmäßigen Rüstung auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens die Rede. Es mangelte an der nötigen Erziehung des Volksgeistes. „Unser weltbürgerlicher Hang hinderte uns, die Psychologie der Welt zu erkennen oder wenigstens genügend laut und nachhaltig darauf hinzuweisen, daß sie allein auf den Gedanken eingestellt ist, daß im Völkerleben Macht Recht bedeutet u. daß das eigene Volk alles ist. Wir waren Schwarmgeister statt Menschen der rauhen Wirklichkeit." Derselbe Mangel an Verständnis, an Willens- u. Tatkraft bei unsern höchsten Regierungsstellen offenbarte sich auch im Kriege. Das Beweismaterial, mit dem der Vf. uns hier zur Begründung seiner Anklagen bekannt macht, ist erdrückend. Das auf Anregung des Kaisers am 12. Dez. 1916 ausgegangene u. von der OHL., also von Hindenburg u. L., gebilligte Friedensangebot wird jetzt freimütig als ein Zeichen der Schwäche u. als ein schwerer politischer Fehler gekennzeichnet.

[1]) Erich Ludendorff, Kriegführung und Politik. XV u. 342 S. Berlin, E. S. Mittler & S., 1921. Geb. M. 54.—.

Digitized by Google

Von den sonstigen Friedensbemühungen der Reichsleitung erhielt die OHL. selten oder gar keine Kenntnis. Im Zusammenhang damit werden die in den beiden letzten Kriegsjahren behandelten Friedensfragen erörtert. Dabei beanspruchen bes. des Vf.s Ausführungen über das Waffenstillstands- u. Friedensangebot von 1918 das höchste Interesse. „Über den ungeheuren Ernst dieses Schrittes diesem Feinde gegenüber war sich die OHL. im Klaren. Nach innen zu erkannte sie die Lage nicht." Hier erfahren wir auch, daß die Reichsleitung u. wohl auch die Mehrheitsparteien im Reichstage bereits am 28. Sept., also unbeeinflußt von der OHL., sich zur Anbahnung von Friedensverhandlungen auf Grund der 14 Punkte Wilsons entschlossen hatten. Scharf werden auch die Geschäftspolitik u. die Machtbestrebungen der Mehrheitsparteien gekennzeichnet. Vor allem aber wird die planmäßige Zersetzungsarbeit der USPD. u. die hilflose Haltung des altersschwachen Grafen Hertling diesem Treiben gegenüber (S. 108ff.) in gebührendes Licht gestellt. Die angebliche Dolchstoßlegende [1]) ist hiernach eine unbestreitbare, historische Tatsache, die zu verdunkeln oder deren Voraussetzungen zu verschieben eitles Bemühen ist.

Daneben wird die Frage geprüft, „ob in den kriegerischen Maßnahmen des Weltkrieges der Vernichtungsgedanke zur Erreichung des Endzweckes verfolgt oder ob darauf absichtlich verzichtet wurde, um, beschränkten Zielen nachgehend, den Feind unter Schonung der eigenen Kräfte zu ermatten u. so friedenswillig zu machen" (S. 22). Die Beweisführung kommt, wie nicht anders zu erwarten war, zur Ablehnung des Ermattungsgedankens. Anziehend u. lehrreich ist die Vergleichung der Kriegführung mit beschränkten Zielen von Seiten der OHL. 1914/15 mit dem Vernichtungsstreben Hindenburgs u. Ls. Vor allem aber verdienen die Ausführungen über die Kriegführung der 3. OHL. (S. 163—242) u. die Auseinandersetzung L.s mit seinen Kritikern aufmerksamste Beachtung.

Hoffen wir, daß das Buch dazu beitragen werde, das „internationale, pazifistische u. defaitistische Denken" zu beseitigen, das noch heute in Deutschland vorherrscht.

Der österr. General Kerchnawe [2]) bietet eine sehr lehrreiche u. wertvolle Sammlung amtlicher Dokumente, Berichte u. Meldungen zur Gesch. des militärischen Zusammenbruchs der alten, tatsächlich von

---

[1]) Reiches, einwandfreies Material zur Beurteilung u. Entscheidung dieser Frage bieten ferner: W. Nicolai, Nachrichtendienst, Presseu. Volksstimmung im Weltkrieg. VIII u. 226 S. Berlin, E. S. Mittler & S., 1920. Geb. M. 18.50; E. v. Wrisberg, Der Weg zur Revolution. VIII u. 179 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1921. Geb. M. 33.—. (Während des Krieges war Oberstleutnant Nicolai Chef der Nachrichtenabteilung III B im Stabe des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, General v. W. Direktor des Allg. Kriegs-Depart. Sie dürfen also zweifellos als zuverlässige Gewährsmänner gelten); v. Zwehl, Der Dolchstoß in den Rücken des siegreich. Heeres. 27 S. Berlin, Karl Curtius, 1921. M. 5.30.

[2]) Hugo Kerchnawe, Der Zusammenbruch der österr.-ungar. Wehrmacht im Herbst 1918. Dargestellt nach Akten der A.-O.-Kommandos u. ander. amtl. Quellen. Mit 2 Kartenskizz. 205 S. München, J. F. Lehmann, 1921. M. 20.—, geb. M. 26.—.

Digitized by Google

allen guten Geistern verlassenen Donaumonarchie. Diese Dokumente, durch kurze erläuternde Bemerkungen miteinander verbunden u. vervollständigt durch fortlaufende Auszüge aus der maßgebenden Presse, entrollen ein ebenso düsteres wie erschütterndes Gemälde von einer durch furchtbare Leiden u. Entbehrungen bis ins Mark erschöpften, durch die heimatlichen Zustände u. verblendete Volksgenossen moralisch vergifteten Truppe. Der verräterische Abfall Bulgariens leitete das Ende ein, bis die Treulosigkeit Ungarns, dessen eigensüchtige Politik den Zersetzungsprozeß der Monarchie von jeher gefördert hatte, die Katastrophe beschleunigte.

Im Anhang 3 wird ein Bericht der italien. OHL. über die Schluß-Offensive auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz veröffentlicht, der insofern Beachtung verdient, als er die Auffassung der Gegenseite wiedergibt.

Als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der militärischen Führung im Weltkriege sind die Erinnerungen des österr. Generals Krauß [1]) dankbar zu begrüßen. Sein Name hat in der Kriegsgeschichte einen guten, hellen Klang. Er ist der Vernichter der serbischen Timokdivision im Jahre 1914. Dann hat er als GStabschef des Erzherzogs Eugen auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze seinem Vaterlande außerordentliche Dienste geleistet. Der glänzende Durchbruch durch die italienische Front bei Flitsch im Herbst 1917 ist ausschließlich sein Verdienst. Daß dieser heldenmütige, mit ungewöhnlichen Führergaben ausgestattete Offizier seine Laufbahn auf dem undankbaren Posten eines Militärgouverneurs der Ukraine beschließen mußte, gehört zu jenen Erscheinungen im historischen Leben, die nur zu deuten vermag, wer die Vorgänge hinter den Kulissen der öffentlichen Bühne kennt. Die Dinge würden sich in Österreich höchstwahrscheinlich erheblich anders gestaltet haben, wenn dort mehr Führerenergien von der Art des Vf.s vorhanden gewesen wären.

In fesselnder u. anregender, viele neue Einzelheiten darbietender u. so das Buch des deutschen Generals v. Cramon wirkungsvoll ergänzender Darstellung entrollt uns Kr. ein scharfumrissenes Bild von den polit. u. militär. Zuständen in Österreich. Nach ihm ist Politik u. Kriegführung eine einheitliche, von einem zielbewußten, unbeugsamen, einheitlichen Willen geleitete Handlung. An diesem Willen habe es in Österreich ganz gemangelt. In Deutschland sei er nur in der Person Ludendorffs verkörpert gewesen. Aber er sei beständig durch die schwache Politik der Bethmann Hollweg, Hertling, Czernin u. des Kaisers Karl unheilvoll gehemmt worden. Zur Charakteristik Karls u. seiner unwürdigen Umgebung steuert der Vf. manche neuen Züge bei. Sie bestätigen das Verdammungsurteil, das die Geschichte bereits unwiderruflich über diesen elenden Schwächling gefällt hat. Alles das, dazu das Nebeneinander der beiderseitigen HLn., die schweren strategischen u. taktischen Fehler, vor allem bei den österr. Armee-

[1]) Alfred Krauß, Die Ursachen unserer Niederlage. Erinner. u. Urteile aus dem Weltkriege. 326 S. München, J. F. Lehmann, 1920. M. 16.—.

Digitized by Google

kommandos, die häufig mit unfähigen, intriganten Hofkreaturen besetzt waren, die egoistisch-nationalistische Politik Ungarns, der Mangel an nationalem Sinn in Deutschland, die arge Parteizersplitterung haben nach Kr. unsern Untergang herbeigeführt. An der Richtigkeit seiner Ausführungen ist nicht zu zweifeln.

Die österr.-ung. Armee, die 1914 in den Krieg zog, wird von Kr. günstig beurteilt. Nur sei sie, wie die deutsche, angesichts der feindlichen Übermacht viel zu schwach gewesen. Einen schweren Fehler der ÖHL. erblickt er mit Recht in der Eröffnung des Feldzuges nach zwei Fronten hin. Hinsichtlich des Kampfes gegen Italien gehen die Meinungen auf österr. u. deutscher Seite auseinander. Eine nicht unwichtige Rolle spielen dort Gefühlsmomente, die gegenüber dem verhaßten Erbfeinde u. seiner treulosen Haltung menschlich verständlich sind. Kr. — er folgt darin der Ansicht Conrads u. anderer österr. Führer — beklagt sich bitter darüber, daß zu gleicher Zeit i. J. 1916 zwei umfassende Unternehmungen vorbereitet seien: in Südtirol u. vor Verdun. Das Letztere sei ein schwerer Fehler gewesen. Statt dessen hätte mit allen verfügbaren Kräften die italien. Armee angegriffen u. vernichtet werden müssen. Man wird dem Vf. zugestehen müssen, daß der Angriff auf Verdun verfehlt war. Aber zweifelhaft bleibt, ob die Vernichtung der ital. Heere den Krieg an der Südfront beendet haben würde. Das Ausscheiden Italiens aus dem Kriege hing nicht von seinem Willen ab. Und ob u. wie es möglich gewesen wäre, zumal im Hinblick auf die zur Verfügung stehenden Kräfte, den Angriff weiter durch die Lombardei nach Südfrankreich zu tragen u. dort die Entscheidung zu suchen, bleibt Geheimnis des Vfs.

Nicht einverstanden ist Kr. mit den 1916 u. 1917 gegen Italien unternommenen Operationen. Anstatt von Tirol u. vom Isonzo aus zu gleicher Zeit vorzugehen, erfolgte der Angriff einmal hier u. das andere Mal dort. So kam es nur zu „ordinären", nicht zu entscheidenden Siegen u. Erfolgen.

General v. Falkenhayn[1]), der ruhmreiche Führer der 9. Armee, schildert im 1. Teil des vorlieg. Werkes übersichtlich, klar u. fesselnd seinen Siegeszug durch Siebenbürgen. Das 1. Kap. verbreitet sich über die Vorgesch. des rumänisch. Feldzuges. Sein Inhalt ist uns aus des Vf.s trefflichem Werke „Die OHL. 1914—16" bekannt. Indes war es durchaus angebracht, ihn noch einmal hier kurz zusammenzufassen. Anschließend erhalten wir einen Überblick über die Bildung der zahlenmäßig unzulänglichen 9. Armee, die abgekämpfte u. daher fast unbrauchbare österr. Nachbartruppe, die Entstehung des Planes für die Schlacht bei Hermannstadt u. die Vorbereitung dazu. Angenehm berührt hier die vollkommene Übereinstimmung der Ansichten des Führers mit den Gedanken seiner operativen Mitarbeiter. Sie

[1]) Erich v. Falkenhayn, Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen u. Russen 1916/17. I. Teil: Der Siegeszug durch Siebenbürgen. Mit einer Übersichtskarte u. 3 Skizz. im Text. V u. 102 S. — II. Teil: Die Kämpfe u. Siege in Rumänien. Mit 7 Skizz. im Text. II u. 127 S. Berlin, E. S. Mittler & S., 1921. M. 15.— u. M. 18.—.

Digitized by Google

äußerte sich vor allem in dem Entschluß, angesichts des an Zahl überlegenen, aber schwerfälligen Feindes durch schnelles offensives Handeln die Vorhand zu gewinnen. Die rein militärischen Darlegungen werden hier u. da unterbrochen durch wohlgelungene Schilderungen des herrlichen Siebenbürger Landes u. seiner großartigen Alpennatur. Sie erweisen den Vf. als Meister der Darstellungskunst. Mit Spannung verfolgt dann der Leser die einzelnen Phasen des dreitägigen, wechselvollen Kampfes, der am 29. Sept. mit einem glänzenden Siege über die 1. rumän. A. endete. Von Hermannstadt wandte sich F. sofort gegen die in der Nähe befindliche 2. rumän. Armee. Dank der Umsicht u. Energie des Führers u. der Hingabe seiner Truppen wurde sie am 5. Okt. am Geisterwald u. in der Zeit vom 7.—10. Okt. bei Kronstadt unter schweren Verlusten aus dem Lande geworfen. Siebenbürgen war befreit, die Pässe über das Grenzgebirge vom Roten Turm bis zum Ojtoz in deutscher Hand. Eine Leistung, die, zumal im Hinblick auf das unwegsame, durch tagelangen Regen aufgeweichte Land, nicht hoch genug gepriesen werden kann.

Das Einleitungskapitel des 2. Teiles berichtet über mancherlei Schwierigkeiten, die der Führung der 9. Armee bereitet wurden u. ihre Entschlußkraft zu lähmen drohten. Ganz unverständlich z. B. ist die Unterstellung der 9. Armee unter das Heeresfrontkommando des Erzherzogs Karl, des nachmal. Kaisers. Bekanntlich vertrat der junge Herr allzeit nur österr. Interessen. Ihm lag daher auch der Schutz des Grenzlandes näher, als das Vordringen der Deutschen nach Rumänien. Indes F. überwand auch diese Hemmnisse. Die vereisten Gebirgsübergänge, die durch Überraschung nicht zu nehmen waren, wurden gewaltsam erzwungen. Am 12. Nov. standen die ersten Truppen in der Walachei. Es folgten die Schlachten bei Turgu-Jiu (18. Nov.), am Altfluß, am Argesch (1.—3. Dez.) u. die Einnahme von Bukarest (6. Dez.). Nach kurzer Rast wurde die Verfolgung des Feindes in östlicher Richtung fortgesetzt. Eine rumän. Armee gab es nicht mehr. Aber bei Rimnicul-Sarat (Weihnachten), am Sereth u. bei Focsani (3.—7. Jan. 1907) mußte noch gegen eine frische russische Armee schwer gerungen werden. Dann war der kurze, aber schwere Feldzug beendet. Auch dieses Werk des Gen. v. F. gewährt einen tiefen u. lehrreichen Einblick in die Entstehung u. Durchführung von Führerentschlüssen u. wird schon aus diesem Grunde einen dauernden Platz in der Kriegsliteratur behaupten.

Luyken[1]), ehedem Hauptmann im Stabe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, tritt auf Grund amtlichen Materials mit Erfolg dem von den Franzosen verbreiteten Märchen von der „kriegsgefangenen Armee v. Mackensen“ entgegen. Danach hat M. zugunsten der freien Heimkehr seiner Truppen die ungar. Internierung auf sich genommen, nachdem ihn, im Auftrage der Entente, der ungar. Minister-

[1]) Max Luyken, Generalfeldmarschall v. Mackensen. Von Bukarest bis Saloniki. Nach Miterlebten u. an Hand von Urkund. 94 S. München, J. F. Lehmann, 1920, M. 6.—.

Digitized by Google

präsident Graf Karolyi, verräterischer Weise in eine Falle gelockt u. mit Gewalt festgehalten hatte. Karolyi gehört bekanntlich jenem Kreise ungar. „Patrioten" an, deren notorische Verlumptheit von den eigenen Volksgenossen bereits genügend gebrandmarkt worden ist. Von dem vielfachen Vaterlandsverräter war daher nichts anderes zu erwarten. An seine völkerrechtswidrige Gewalttat schlossen sich nicht minder verbrecherische Handlungen Fochs u. seiner Generale würdig an: M. u. sein Stab wurden von diesen brutalen Vertretern sgn. franz. Ritterlichkeit u. siegreicher Lüge zur Vervollständigung ihres „Sieges" über Deutschland in franz. Gefangenschaft nach Futtak a. d. Donau u. schließlich nach Saloniki geschleppt u. „seine 3 armseligen Kraftwagen" als Kriegsbeute erklärt. Hoffentlich entschließt sich Luyken bald zu einer Darstellung der Feldzüge M.s, namentlich in Serbien u. der Dobrudscha. Er hat das Zeug dazu.

Zu den von Ziekursch (HZ. Bd. 121 u. JBPr.G. Bd. 34) u. dessen Lehrer Hans Delbrück (Pr Jb. 1920, Mai) vertretenen Anschauungen, daß der Weltkrieg „letzten Endes durch eine einseitige u. falsche Friedensschulung unseres GStbs. im operativen Denken verloren" worden, nimmt mit erwünschter Entschiedenheit Stellung der Oberstlt. Foerster[1]), ein kriegsgeschichtlich außerordentlich unterrichteter u. geschulter Offizier, in tiefeindringenden, unsere Erkenntnis ungewöhnlich fördernden Untersuchungen. Er wirft hier die Frage auf: „Hat unsere militär. Führung im Weltkriege, insbesondere die OHL., nach Schlieffenschen Grundsätzen gehandelt?" Um sie erschöpfend zu beantworten, unterzieht er einige der wichtigsten Kriegsereignisse einer kritischen Würdigung.

Im 1. Teil wird die deutsche Westoffensive i. J. 1914 bis zur Marneschlacht erörtert. Dankbar zu begrüßen ist, daß wir bei dieser Gelegenheit in die Gedanken- u. Anschauungswelt des Grafen Schl. wirksam eingeführt werden u. eine klare Vorstellung erhalten von dem Wirken u. Wollen dieses großen, wenn nicht größten militär. Denkers u. seinem ausschließlich auf den drohenden Krieg eingestellten Vorstellungskreis. Der ältere Moltke rechnete mit der Möglichkeit eines gewaltigen Verteidigungskrieges. Waldersee, sein Nachfolger, ahnte dunkel das dem Vaterlande drohende Schicksal. Schlieffen aber sah das Verhängnis mit Riesenschritten nahen. Er wollte ihm vorbeugen, so lange Zeit u. Gelegenheit günstig waren. Aber der Kaiser u. seine Ratgeber schlugen andere Wege ein. Sie wollten den Frieden um jeden Preis. Und der Chef des Militärkabinetts u. der 4. Kanzler[2])

[1]) Wolfg. Foerster, Graf Schlieffen u. der Weltkrieg. I. Bd.: Die deutsche Westoffensive 1914 bis z. Marneschlacht. Mit 2 Kart. VI u. 60 S. — II. Bd.: Die Ostoffensive 1915 in Galizien u. Rußland. Betrachtgn. über die Heerführg. des Generals v. Falkenhayn. Mit 1 Karte. II u. 92 S. — III. Bd.: Verdun 1916. Der Feldherr Ludendorff. Die große Schlacht in Frankreich v. 21. März bis 4. April 1918. Mit 9 Kart. II u. 131 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1921. M. 10.—, M. 13.— u. M. 20.—.

[2]) Der damalige Chef des Militärkabinetts hat den Ausgang der Dinge nicht mehr erlebt. Er starb während der schwarzen Novembertage 1908. Der sie — offenbar in bewußter Absicht — heraufbeschworen, hat sich neuerdings zur

Digitized by Google

sorgten dafür, daß „dem unnütz gewordenen Knecht die Bürde abgenommen wurde." Aber Schl. war es nicht gegeben, zu altern. Dem „ewig jungen" Greise blieb der „Tatendrang u. die Phantasie kriegerischer Begeisterung. Und seinen nimmer rastenden Geist beschäftigte unaufhörlich der Gedanke, wie das drohende Verderben militärisch abzuwenden wäre. Noch auf seinem letzten Krankenlager. „Es muß zur Schlacht kommen. Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Das war die letzte, erschütternde Mahnung des „sterbenden Feldherrn u. Propheten".

Diesen Mitteilungen folgt eine Charakteristik des G.Oberst v. Moltke, die, glänzend in ihrer Art, dessen Vorzügen und Verdiensten, Schwächen u. Mängeln gerecht wird. Selbstvertrauen u. das „feu sacré" des geborenen Feldherrn waren ihm versagt. „Er glaubte nicht genug an seinen Stern." Um so erstaunlicher ist, wenn jetzt bestätigt wird, was interessierte Fachkreise längst vermutet hatten, daß selbst die nächste Umgebung der OHL. von 1914 keine genaue Kenntnis hatte von den Ideen, die Schl. erfüllt u. bewegt hatten, von seinem „Streben nach operativen Höchstleistungen", dem Angriff von zwei oder drei Seiten, „also gegen die Front und gegen eine oder beide Flanken", womöglich gegen den Rücken des Gegners.

Im Westen bestand — nach Schl. — die anzustrebende operative Höchstleistung darin: „Mit erdrückend gemachtem rechten Flügel soll der feindliche linke Flügel operativ umfaßt, durch immer wiederholten Druck auf seine äußere Flanke zum Wanken und Weichen, zum Verwerfen seiner Operationsbasis gebracht und schließlich unter zeitgerechter Steigerung dieses Druckes auch von der entgegengesetzten Seite eingekreist werden." Wie diese „Höchstleistung" zu erreichen gewesen, sucht der Vf. dadurch nachzuweisen, daß er den Verlauf der dtsch. Westoffensive von 1914 vergleicht mit dem von Schl. beabsichtigten Aufmarsch im Westen u. seinen daraus folgenden Operationsplänen von 1905 u. 1912. Er kommt dabei zu einem für Moltke vernichtenden Urteil (S. 52 f.).

Der 2. Teil führt uns nach dem östlichen Kriegsschauplatz. Eingeleitet wird die Untersuchung mit einer vortrefflichen Charakteristik des Generals v. Falkenhayn u. einer wohl zutreffenden Schilderung seines Verhältnisses zu Hindenburg u. Conrad v. Hötzendorf. Der „Feuerkopf" F. ist hiernach als „Jünger des Graf. Schl. im eigentlichen Sinne" nicht anzusprechen. „Er ist der bewußte Vertreter einer Kriegführung mit beschränkten Zielen."

Von höchstem Interesse ist dann, an der sicheren u. kundigen Hand des Vf.s die Gedanken zu verfolgen, mit denen die überragenden Führergestalten v. F., v. Hindenburg, Ludendorff u. Conrad

Frage der Entlassung Schl.s geäußert: Durch die Mitwirkung eines früheren eifrigen u. freundwilligen journalistischen Helfers hat er den Vorwurf der Mitschuld am Sturze des Feldmarschalls zurückgewiesen. Eitle Mühe! Schl. kannte seine „Pappenheimer" nur zu gut. S. Eug. Zimmermann, Um Schlieffens Plan: Süddt. Monatsh. 1921, März, S. 380 f. — Vergl. auch C. Bornhak, Deutsche G. unter Kaiser Wilhelm II. Leipzig, 1921, S. 272 ff. Ferner Rochs, Schlieffen, s. weiter unten.

Digitized by Google

v. Hötzendorf die Leitung des Krieges in der Zeit von Okt. 1914 bis zum Herbst 1915 erwogen haben. „Die Einheit des Gedankens u. der Tat" blieb aus. Nicht immer trug die höchste Einsicht den Sieg davon. Daß es so gekommen, ist dem Mangel eines über den Parteien stehenden energischen Willens zuzuschreiben.

Erst im Frühjahr 1915 vermochte F. den Entschluß zum Durchbruch bei Gorlice-Tarnow zu fassen. Er entsprach durchaus „Schl.scher operativer Denkart." Aber im Gegensatz zu Ludendorff u. Conrad setzte er sich ein beschränktes Ziel: Nicht Vernichtung des Russen, wie jene sie erstrebten, sondern Lähmung seiner Offensivkraft.

Hinsichtlich des 2. Teiles des Ostfeldzuges von 1915, der Eroberung Polens, urteilt der Vf., daß „der springende Punkt der neuen Angriffshandlung vom Standpunkte Schl.scher Vernichtungslehre betrachtet, nicht voll erfaßt, wenigstens nicht voll festgehalten wurde". Die Versuche Ludendorffs, Linsingens, Conrads, den Unternehmungen ein höheres Ziel im Sinne Schl.s zu geben, scheiterten an dem Widerstand F.s, an der „Strategie der Selbstbeschränkung".

Im 3. Teil wird zunächst der Balkanfeldzug behandelt. Die Vorbereitungen dazu u. der Operationsplan sind größtenteils Verdienst des Gen. v. F., der auch trotz der auf andern Kriegsschauplätzen eintretenden Ereignisse an der Durchführung des serbisch. Feldzuges festhielt. Das Ziel, um dessentwillen er unternommen wurde, ward vollkommen erreicht. Und der Vf. darf feststellen, daß Anlage, Durchführung u. Ergebnis des Vernichtungsschlages gegen Serbien „sich ebensowohl in eine Gedankenfolge einreihen lassen, deren Ziel auf die allmähliche Ermattung der Hauptgegner gerichtet ist, wie ihre Wurzeln im Boden Schl.scher Vernichtungslehre gefunden werden können". Im Verlaufe des Unternehmens stellte sich als neue Aufgabe die Notwendigkeit einer Abrechnung mit den bei Saloniki gelandeten Entente-Truppen heraus. F. wird vorgeworfen, daß er die Operationen gegen sie nicht bis zu ihrer völligen Vertreibung vom Balkan durchgeführt habe. Indes ist, nach der Meinung des Vf.s, der Verzicht auf das Saloniki-Unternehmen, abgesehen von den unüberwindlichen Verpflegungsschwierigkeiten, nur im Zusammenhang mit der Gesamtlage im Winter 1915/16 zu beurteilen. Für sie genügte „das tatsächliche Ergebnis" des Feldzuges vollkommen. Am eindringlichsten sprach gegen die Fortführung der Operation „das Festlegen starker deutscher Kräfte für ungewisse Zeit auf einem Nebenkriegsschauplatz".

Im Anschluß daran verbreitet sich der Vf. über das Problem „des Mehrfrontenkrieges um die Jahreswende 1915/16".

Der deutsche GSt. bezeichnete damals als bisheriges Ergebnis des Krieges: Im Osten u. im Südosten seien die „im Rahmen des Wünschenswerten gehaltenen beschränkten Kriegsziele" erreicht. Gegen Italien habe sich die defensive Kriegführung vortrefflich bewährt. Im Westen seien die eigenen Linien gegen die feindlichen Durchbruchsversuche behauptet worden. Es fragte sich nun, wie der Krieg zu einem günstigen Abschluß gebracht werden könnte. Die hierüber an-

Digitized by Google

gestellten Überlegungen führten zu dem Entschluß, die Kriegsentscheidung durch den Angriff auf Verdun herbeizuführen. Der Feind sollte an der für ihn wichtigen Stelle zum „Ausbluten" gebracht werden. Die Kriegführung mit beschränktem Ziel wurde also beibehalten. Das AOK. 5 wollte die Festung schnell zu Fall bringen, wählte demnach folgerichtig „den Weg des beschleunigten Angriffs", zog aber die Schwere der Aufgabe nicht in volle Berechnung. Die „Maasmühle" zerrieb die Kräfte des Feindes, aber auch die des Angreifers. Der Kräfteverbrauch auf deutscher Seite „überschritt das Maß des Erlaubten". Der Verlust überstieg den Gewinn. Schließlich blieb nur „ein taktischer u. moralischer Mißerfolg". Demnach lautet das voll erwogene Urteil des Vf.s: „Gen. v. F. hat mit dem Versuch bei Verdun, den Gegner zum Ausbluten zu bringen, ein Unternehmen gewagt, das über seine Kraft u. über die physische Kraft der Truppen gehen mußte." „Ein Verfahren aber, wie es F. bei Verdun erstrebt u. durchgeführt hat, war der Gedankenwelt des Grafen Schl. völlig fremd."

Die folgenden Kap. beschäftigen sich mit der Persönlichkeit u. den Maßnahmen „des Feldherrn Ludendorff im Sinne Schl.scher Begriffsbestimmung" u. „dem deutschen Angriffsentschluß 1918". L. stand ganz „unter dem Eindruck" der Anschauungen u. Lehren des Feldmarschalls. Ein „Feldherrngenie ersten Ranges u. ein glühender Patriot, ist er trotz riesenhafter Leistungen gescheitert". Wie einst Hannibal. Es fehlte der Staatsmann, der sich mit L. zur Einheit des Gedankens u. der Tat vereinigt hätte.

Im Frühjahr 1918 entschloß sich die OHL., den Entscheidungskampf, den Schl.schen Vernichtungsgedanken, im Westen aufzunehmen. Der Vf. schildert die „Entstehung u. Entwicklung des operativen Durchbruchsgedankens" (6. Kap.). L. traf seine Entscheidung „ganz im Geiste Schl.scher Lehre", aber „das praktische Handeln des Jüngers mußte unter dem Zwange der einmal vorliegenden Verhältnisse hinter der theoretischen Forderung des Meisters aus der Friedenszeit zurückbleiben". Damit hängt es zusammen, daß die große Schlacht v. 21. März bis 4. April 1918 nicht den ersehnten Erfolg brachte.

Als Ergebnis seiner Studien stellt der Vf. fest: „Nicht Schlieffens großer Gedanke hat im Weltkriege versagt. Er ist zu Beginn nur unzulänglich in die Tat umgesetzt worden, war dann lange Zeit gänzlich aufgegeben u. wurde nach seiner späten Wiedergeburt unter unendlich gesteigerten Schwierigkeiten seiner Vollendung nahegebracht. Ihn voll zu verwirklichen, ist der operativen Form aus Kräftemangel auch dann nicht mehr gelungen."

Ein Freund des Grafen Schlieffen, der Obergeneralarzt Dr. Rochs[1]), hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, den Menschen Schl. „in seiner schlichten Größe" dem deutschen Volke näher zu

[1]) Hugo Rochs, Schlieffen. Ein Lebens- u. Charakterbild für das deutsche Volk. Mit einem Bildnis u. 2 Übersichtsskizz. 2. Aufl. IV u. 92 S. Berlin, Vossische Buchhandlung, 1921, M. 12.—.

Digitized by Google

bringen, eine „Persönlichkeit von unbeugsamer Wahrhaftigkeit, eisernem Willen, tiefster Einsicht u. weiter Voraussicht", den geborenen „Führer in dem größten der Kriege". Aber der Vf. geht über die Grenzen dieser Aufgabe weit hinaus. Mit Hilfe des ihm zu Gebote stehenden reichen u. bisher unbekannten Quellenmaterials bietet seine anregende u. fesselnde Darstellung viele erwünschte neue Aufschlüsse über Schl.s Tätigkeit als Chef des Generalstabes, seinen vielberufenen Feldzugsplan u. über die Ursachen seiner Verabschiedung. Die Wahl seines unzulänglichen Nachfolgers hat der treue Ekkehard des deutschen Volkes mit banger Sorge begleitet. Dieser Sorge entsprangen seine Studien über „Der Krieg in der Gegenwart", vor allem sein Benedek-Aufsatz. Hier hat Schl. die „ganze Tragik unserer eigenen Niederlage" vorausgesehen. Das erkennt der kundige Leser, sobald er an die Stelle von Benedeks Namen den des jüngeren Moltke setzt. Nun begreift man auch die „Opportunitätsgründe", aus denen der Benedek-Aufsatz s. Z. nicht in den vom GSt. hrsgegeb. „Gesammelten Schriften, Schl.s" veröffentlicht worden ist.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

Literatur zur Geschichte Österreichs.

I.

Die österreichisch-ungarische Monarchie ist zerfallen. Weniger als bisher wird man sich, auch wegen der Schwierigkeiten des Quellenstudiums, im „Auslande" mit ihrer Gesamtgeschichte beschäftigen; die historische Forschung wird sich auf die altösterreichischen Kernlande der heutigen Republik Österreich als Ganzes oder auf ihre historischen Landesteile, die einstigen Kron- u. jetzigen Bundesländer beschränken. Während eine jüngere Gesamtgeschichte des alpenländischen Deutsch-österreich nicht vorhanden ist, haben die als Unterabteilung des bekannten Heeren-Ukertschen Sammelwerkes geschaffenen „Deutschen Landesgeschichten" bereits seit 1905 die Darstellung der österreichischen Einzelländer in Angriff genommen. Damals legte ein so tüchtiger Kenner wie der Direktor des niederösterr. Landesarchivs M. Vancsa den (leider bis heute nicht fortgesetzten) 1. Bd. einer „Geschichte Nieder- u. Oberösterreichs" (bis 1283 reichend) vor, zwischen 1907 u. 1914 folgten drei Bände, in denen H. Widmann in vorzüglicher Behandlung die Geschichte des Landes Salzburg bis 1805 führte, Bände über Kärnten (Jaksch) u. Tirol (das ungeteilte!) hoffen wir in absehbarer Zeit begrüßen zu können. Heute liegt der 1., mit 1283, der Zeit der einsetzenden Habsburgerherrschaft in Österreich abschließende Bd. einer Geschichte der Steiermark vor, die H. Pirchegger geschrieben hat, ein wertvoller Ersatz für den ursprünglich in Aussicht genommenen, aber 1914 verstorbenen F. M. Mayer[1]). Eine modern-

[1]) Hans Pirchegger, Gesch. d. Steiermark, Bd. I: bis 1283. (Allg. Staatengesch., hrsg. v. H. Oncken, III. Abteilg.: Deutsche Landesgeschichten, hrsg. v. A. Tille, 12. Werk.) Gr. 8°. XVI u. 436 S. Gotha, F. A. Perthes, A.-G., 1920. M. 30.

Digitized by Google

wissenschaftliche, zusammenfassende Schilderung des Gegenstandes tat bereits dringend not, um längst Veraltetes oder Ungenügendes zu ersetzen, die vielen, in Zeitschriften verstreuten kleineren, doch wichtigen Aufsätze zu verarbeiten. P. hat seiner Aufgabe durchaus entsprochen, er hat überdies ein leicht lesbares Buch geschaffen, das in weitesten Kreisen zumal der Steiermark Eingang finden sollte; Anmerkungen u. literarische Nachweise sind als ein Opfer unserer Druckverhältnisse auf ein Mindestmaß gestrichen worden. P. beginnt mit der prähistorischen Urzeit, entwirft ein Bild der Römerherrschaft im Lande, erzählt von slawischer Einwanderung und deutscher Kolonisation, vom territorialen Werden des Landes unter Eppensteinern und Traungauern, er berichtet vom Wirken der Babenberger u. den Kämpfen um das Land im sogen. österr. Interregnum. Ein ausführlicher verfassungs-, sozial- u. wirtschaftsgeschichtlicher Abschnitt hauptsächlich über die Stellung des Landesfürsten, von Kirche, Adel, Bürger u. Bauer, über Handel und Verkehr beendet den Bd., der die im Frieden von St. Germain auch um die rein deutschen Teile des Draulandes betrogene Steiermark natürlich in den alten Grenzen vor 1918 nimmt, die es ja Jahrhunderte zu gemeinsamen Schicksalen verschlungen hielten. Meinungsverschiedenheiten im einzelnen unterdrücken wir einem Werke gegenüber, das auf die Erfassung eines Ganzen eingestellt ist.

Daß der Verlag nicht Abstand genommen hat, auch jetzt noch die schon so lange verheißene Fortsetzung der Huberschen Geschichte Österreichs herauszubringen, sei ihm hoch angerechnet. Die 5 Bände, die bei Hubers Tode erschienen waren, umfaßten erst die Zeit bis 1648; keinem Geringeren als Osw. Redlich war die Beendigung des auf breiter Grundlage angelegten Werkes anvertraut, u. was uns jetzt im 6. Bd. geboten wird, vermag auch hochgespannte Erwartungen zu befriedigen [1]). R. schildert die Verhältnisse zwischen 1648 u. 1700, eine Epoche, deren Hauptteil landläufig als Österreichs Heldenzeitalter bezeichnet wird, da der Doppelkampf gegen die Erbfeinde Frankreich u. Türkei in eine entscheidende Phase tritt, ja der gegen die Türken bereits als erfolgreich bestanden gelten kann. Ungarn, der seit 1526 mit allen Kräften umworbene Staat von völlig eigenartiger Struktur, wird angegliedert, Österreichs Großmachtlaufbahn hat begonnen. Gleichzeitig vollzieht sich im Innern auch der Versuch, mit der Begründung des Absolutismus das bis dahin recht lose Ländergefüge stärker zu zentralisieren. All dies wird in meisterhafter Beherrschung des Stoffes, unter Benutzung eines weitschichtigen gedruckten u. gelegentlich auch archivalischen Materials anschaulich u. lebendig vor dem Leser ausgebreitet, ein schönes Beispiel dafür, wie gut verträglich strengste Wissenschaftlichkeit u. reizvolle Gestaltung auch an einem verhältnismäßig spröden Stoffe sind. Bereits heute den Dank aller Benützer darbringend, möchten wir auf die Gesamtleistung

[1]) Osw. Redlich, Gesch. Österreichs. 6. Bd.: Österreichs Großmachtstellung in d. Zeit Kaiser Leopold I. Gr. 8°. XV u. 644 S. (Allgem. Staatengesch., hrsg. v. H. Oncken, I. Abteilg.: Gesch. d. europ. Staaten, 25. Werk.) Gotha, F. A. Perthes, A.-G., 1921. M. 70.—.

Digitized by Google

nach der (wie wir wünschten, baldigen) Veröffentlichung des 7. Bdes. zurückkommen, der etwa die Zeit von 1700 bis 1740 behandeln u. eine zusammenhängende Geschichte der inneren Entwicklung der Monarchie u. ihrer Kultur enthalten soll.

Ganz kurz sei auch auf eine sehr lehrreiche Untersuchung hingewiesen, die A. Wretschko über das im Anschluß an die Neugestaltung der österreichischen Unterrichtsverfassung durch Kaiser Leopold II. (1790—1792) auch von der Innsbrucker Universität gezeigte Bemühen angestellt hat, unter die „Stände" Tirols aufgenommen zu werden [1]), wobei sich Gelegenheit ergibt, überhaupt der Frage nach dem Erwerb der Landstandschaft u. der Entwicklung der ständischen Matrikel (Landtafel) in Tirol näher zu treten. Im übrigen war das wiederholte Ansuchen der Innsbrucker Hochschule vergeblich, da die Stände eine Beeinträchtigung der Eigenart der bisherigen ständischen Verfassung befürchteten. Erst 1848 erhielt die Innsbrucker Universität vorübergehend, im Febr. 1861 dauernd eine Vertretung in der Landstube; die Länderverfassung des republikanischen Österreichs kennt freilich ein solches Vorrecht der Universitäten nicht mehr.

Wehmütigen Sinnes nimmt man den neuen „Grundriß" zur Hand, der wider Willen u. Ahnung einem zerfallenen Österreich beschert wurde [2]); bis dahin neben Huber-Dopsch nicht bloß vom Studierenden für juristische Staatsprüfungen, sondern seiner trefflichen verfassungs- u. verwaltungsgeschichtlichen Abschnitte wegen auch vom Historiker als erwünschter Überblick u. zuverlässiger Führer gerne u. häufig herangezogen. Seit 1899 nicht neuaufgelegt, doch bis zum Kriegsausgang immer wieder verlangt, wäre die Neuausgabe — in ihrem 1. Teile eine gekürzte Fassung der 1914 erschienenen 2. Aufl. des 1. Bdes. vom „Handbuche d. österr. Reichsgeschichte", im 2. ein ausführlicher Entwurf zu dem (wohl unter den gegenwärtigen Verhältnissen nie mehr erscheinenden) 2. Bd. dieses Handbuchs — mit ihren mannigfachen Verbesserungen u. Ergänzungen gegenüber der Erstaufl. ein rechtes Friedensgeschenk geworden, das dem in vermehrtem Ausmaße u. Tempo einsetzenden Studium ein wertvolles Hilfsmittel geboten hätte. So wird sich der „Grundriß" mit der Zeit noch erst eine weitere einschneidende Einschränkung gefallen lassen müssen, um den engen Grenzen der heutigen österreichischen Republik angepaßt zu sein. Jedenfalls aber wird der, welcher das Buch in der vorliegenden Form zu benutzen Gelegenheit findet, dem Vf. für die Mühe u. Arbeit dankbar sein, die er ihm gewidmet hat. Es steht, eine Selbstverständlichkeit bei der Persönlichkeit v. Luschins, wissenschaftlich durchaus auf der Höhe; die nicht wenigen einschlägigen Forschungen der beiden letzten Jahrzehnte sind sorgsam vermerkt worden. Und sicher-

[1]) Alfr. Wretschko, Die Frage d. Landstandschaft d. Univ. Innsbruck; ein Beitr. z. Gesch. d. ständ. Verfassung Tirols, (S.-A. aus d. Ztschr. d. Savignystiftung f. Rechtsgesch., Bd. 41, Germanist. Abtlg.). Gr. 8°, 36 S. Innsbruck, Heinr. Pohlschröder, 1920, M. 6.—.

[2]) Arnold Luschin v. Ebengreuth, Grundriß d. österr. Reichsgesch. Mit 3 in d. Text gedr., 1 farb. Karte u. 5 Stammtafeln. 2. verb. u. erw. Aufl. Gr. 8°. XVI u. 429 S. Bamberg, C. C. Buchner, 1918. M. 11.—.

Digitized by Google

lich ist es nur seiner Gediegenheit zuzuschreiben, wenn dieser „Grundriß" das alte Österreich noch auf Jahre hinaus überdauern wird.

Wien. Oskar Kende.

II.

Die vorliegende Arbeit entspricht dem Bedürfnisse einer Orientierung über die Lage Deutsch-Österreichs [1]). Einleitend weist der Vf. darauf hin, daß von den 10 Millionen Deutschen des alten Österreichs etwa 7 Millionen in einem geschlossenen Sprachgebiet, den Alpenländern u. dem Donaubecken, wohnen, von wo sie Ausläufer in das südliche Böhmen u. Mähren entsenden. Während die Deutschen der Alpenländer u. des Donaubeckens oberdeutschen Stämmen angehören, ist die Bevölkerung der nördlichen Randgebiete der Sudetenländer aus mitteldeutschen, z. T. sogar aus niederdeutschen Elementen zusammengesetzt. Die neue Republik Deutsch-Österreich erscheint als ein wenig lebensfähiges Gebilde. Alle Teile außer Oberösterreich sind für die landwirtschaftlichen Produkte Zuschußgebiete, d. h. auf Zufuhr von außen angewiesen. Von den 6 Millionen Menschen des neuen Staatswesens leben etwa 2 Millionen in Wien. Daraus ergeben sich nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale Mißverhältnisse. Von 33 sozialistischen Abgeordneten, die nach den Wahlen von 1911 auf das jetzige Deutsch-Österreich entfielen, kamen nicht weniger als 26 auf Wien u. Niederösterreich. Dieser Zustand wurde durch die während des Krieges sich entwickelnde Industrialisierung u. Proletarisierung verstärkt. Im Koalitionskabinett der jungen Republik spielten die Sozialisten die führende Rolle. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 16. Febr. 1919 errang die Sozialdemokratie 71 von 159 Sitzen. Das neue Kabinett setzte sich aus 6 Sozialisten u. 5 Christlich-Sozialen zusammen. Die großdeutsche Vereinigung, die sich aus den Vertretern des bürgerlichen Freisinns gebildet hatte, blieb von der Regierung ausgeschlossen. Diese forderte sofortigen Anschluß an das Deutsche Reich. Aber die deutsche Regierung, die völlig in ihren eigenen Sorgen versank, ergriff nicht die ausgestreckte Hand. Schon begannen wieder die Gedanken einer monarchistischen Restauration oder einer Donaukonföderation mit scharfer Spitze gegen einen Anschluß an Deutschland sich zu regen. Daneben setzte eine starke Bewegung mit der Forderung ein: Los von Wien! In Tirol hoffte man bei einer Neutralisierung des Landes das deutsche Südtirol vor der Besetzung durch die Italiener zu retten. Vorarlberg suchte Anschluß an die Schweiz. Die Friedensbedingungen, durch die 4 Millionen Deutsche des alten Österreichs anderen Nationalitäten ausgeliefert wurden, brachten trostlose Zustände für Deutsch-Österreich. Trotzdem fordert der Vf. auf, großdeutsche Kulturpolitik zu pflegen u. sich auf die Zeit vorzubereiten, die die staatliche Vereinigung mit der großen deutschen Heimat bringt.

---

[1]) Gust. Aubin, Deutsch-Österreich. (Auslandsstudien an d. Univ. Halle-Wittenberg. 2. Reihe: D. Ausl. im Weltkrieg, 4. Heft.) Gr. 8°. 59 S. Halle a. S., M. Niemeyer, 1919. M. 1.80 u. 40%.

Digitized by Google

Außer zeitgeschichtlichen Betrachtungen enthüllt das Heft einen Überblick über die Entwicklung der Stellung der Deutschen u. ihrer Parteien im österreichischen Staate während der letzten 70 Jahre.

Aus den Beständen des Wiener Haus-, Hof- u. Staatsarchivs, namentlich aus der Registratur des Staatsrates u. der 1836 neu errichteten Staatskonferenz, sowie aus dem Metternichschen Familienarchiv in Plaß hat Schl. ein reiches Quellenmaterial zu einer politischen Geschichte Österreichs im 19. Jh. zusammengetragen. Neue Schlaglichter fallen auf die polnische Frage, die im Rahmen der Reformpläne für Galizien erörtert wird. Hier wie bei der Behandlung der vormärzlichen Zustände in Böhmen, Ungarn u. Niederösterreich sind es die halben Maßregeln der Staatsmänner, welche Verwirrung u. Unzufriedenheit steigern. Für die Unterlassungssünden der Wiener Regierung macht der Vf. nicht den Fürsten Metternich verantwortlich, dessen Ratschläge meist unberücksichtigt blieben, sondern den Grafen Kolowrat, der seit 1826 der eigentliche Leiter der inneren Politik des Habsburgerstaates war. Als Metternich am 25. Mai 1821 zum Haus-, Hof- u. Staatskanzler ernannt wurde, hoffte er vergeblich, daß sich sein Einfluß auf alle Zweige der Staatsverwaltung erstrecken würde. Ihm verblieb lediglich die Vertretung des Reiches dem Auslande gegenüber. Daneben hatte er als Mitglied der Staatskonferenz seine Stimme in den wichtigsten Regierungsgeschäften abzugeben. Seit den Tagen des Kaisers Franz war Kolowrat sein erbittertster Gegner, der es 1836 auch durchsetzte, daß an Stelle Metternichs der Erzherzog Ludwig Chef der Staatskonferenz wurde. Kolowrats Wirkungskreis umfaßte alle Gegenstände der hohen Finanzverwaltung, der geheimen Kreditoperationen u. der hohen Polizei. Er war oberster Chef des Staatsrates, in der Staatskonferenz der entscheidende Stimmführer, Herr des Schicksals aller Staatsdiener, Führer der Camarilla. Ihn bezeichnet Sch. als den Hort der Reaktion, während er Metternichs tragische Schuld in der übertriebenen Behütung Österreichs vor Entfesselung nationaler Leidenschaften u. im unbeugsamen Festhalten an dem europäischen Staatensysteme des Wiener Kongresses sieht. Metternichs Rücktritt im Jahre 1848 erscheint dem Vf. als ein Unglück für die Monarchie, deren Bestes er stets erstrebt habe, u. das Verhalten des Kaisers ihm gegenüber als eines der zahlreichen Beispiele für die Undankbarkeit des Hauses Habsburg.

Die außerordentlich anregenden Bände bieten dem Forscher das Bedeutsamste in den Anmerkungen, die als starker Anhang den Texten angegliedert sind.

Als Sektionschef im Wiener Haus-, Hof- u. Staatsarchiv konnte Schl.[2]), der durch die Veröffentlichung des Briefwechsels Wilhelms II.

[1]) Hanns Schlitter, Aus Österreichs Vormärz. Bd. 1: Galizien u. Krakau. 8°. 132 S. Bd 2: Böhmen. 118 S. Bd. 3: Ungarn. 158 S. Bd. 4: Niederösterreich. 125 S. (Amalthea-Bücherei, 10.—13. Bd.) Wien, Amalthea-Verl., 1920. Je M. 7.—.

[2]) Hanns Schlitter, Versäumte Gelegenheiten. Die oktroyierte Verfassg. v. 4. März 1849. Ein Beitr. zu ihrer Gesch. (Amalthea-Bücherei, 9. Bd.) 8°. 227 S. Wien, Amalthea-Verl., 1920. M. 4.—.

Digitized by Google

u. Franz Josephs über Bismarcks Entlassung weiteren Kreisen bekannt geworden ist, auch bisher unzugängliches Aktenmaterial für seine Untersuchung der Ursachen des Zusammenbruchs Groß-Österreichs verwerten. Ausgehend von der Entstehung des Wahlspruchs Franz Josephs „Viribus unitis" entwickelt Sch. die Gründe, die für die Verleihung einer Verfassung im Jahre 1849 sprachen, u. macht den Leser mit den Beratungen der einzelnen Teile des Verfassungsentwurfes, wie er aus dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion hervorging, bekannt. Nach dem Siege über die Revolution begnügte man sich nicht mit der Wiederherstellung der legitimen Herrschergewalt, sondern trieb eine germanisierende Zentralisierungspolitik: alles sollte im Kaiserreich nach einem Schnitt zugerichtet, selbst Ungarn in jeder Beziehung den übrigen Provinzen der Monarchie gleichgemacht werden. Die Folge dieser Politik war, daß die Furcht vor Germanisierung die ungarländischen Slawen u. Romanen in das Lager der Magyaren trieb, dem sich auch die Bevölkerung deutscher Zunge anschloß. Vergebens hatte Erzherzog Johann sich gegen eine derartige Regelung gewandt. Auch Metternich widerstrebte einer Einschmelzung Ungarns in die Gesamtmonarchie. Der ehemalige Staatskanzler wünschte Ausgestaltung der Verfassung gemäß den Forderungen der Zeit u. der Gesamtlage der Monarchie u. schrieb im Sommer 1849 an den Fürsten Schwarzenberg: „Ich weiß, was der Geist der Zeit gegen meine Meinung einzuwenden hat. Er will einen schwachen Thron u. kein aristokratisches, das heißt kein erhaltendes Element. Er will das tête-à-tête mit dem gelähmten Regenten u. der entfesselten Demokratie. Das Rezept ist in Ungarn nicht anwendbar, denn es gebiert die verlarvte Republik, u. eine ungarische Republik ist faktisch ein Hirngespinst." Schwarzenberg selbst war es mit der ganzen Verfassungsfrage nicht ernst gewesen; nach dem über Preußen errungenen diplomatischem Sieg von 1850 ließ er die Maske fallen u. zertrat die „Mißverfassung", wie er sie nannte. Die endgültige Regelung der Verwaltung in Ungarn erfolgte 1853. So versäumte man die Gelegenheit, Österreich u. Ungarn in föderativem Sinne auszugestalten u. die Einheit des Reiches lediglich auf die Leitung der allen Teilen gemeinsamen Angelegenheiten zu beschränken.

Äußerst wertvoll ist der Anhang mit seinen Briefen, Denkschriften und Aktenstücken.

Eine sehr fesselnde Schrift hat A. Chroust veröffentlicht[1]). In packender Weise schildert er das Schicksal der Deutschen im alten Österreich, die nationalen Kämpfe u. ihre Bedeutung für den Verfall des Staates. Er zeigt, wie seit 1866, seit dem Schwinden der Aussicht auf die fernere Beherrschung Deutschlands im Deutschen Bunde das Interesse der Krone an deutschem Wesen sich minderte, wie es sich den Tschechen, Polen u. Magyaren zuneigte. Trotzdem wurde 1867—79 mit kurzer Unterbrechung im Sinne der Deutschen liberal und ver-

[1]) A. Chroust, Die österr. Frage (Volkshochschule, 1. Bd., 4. Heft). Kl. 8°. 90 S. Würzburg, Kabitzsch & Mönnich, 1920. M. 4.—.

Digitized by Google

fassungsmäßig regiert. Die deutsch-liberale Partei, die in der fast ausschließlich nichtchristlichen Presse Wiens ihre Vertretung fand, erwarb sich die Gegnerschaft der Slawen, der Klerikalen, des antisemitisch gestimmten Bürgertums u. der sozialistischen Arbeiterschaft. Das kurzsichtige Verhalten zu der dem Osten zugewandten Ausdehnungspolitik des Kaiserreiches beschleunigte ihren Fall. Als durch das Bündnis mit dem Deutschen Reiche die alte Rivalität zwischen Österreich u. Preußen begraben war, entfiel für das Haus Habsburg-Lothringen der letzte Anlaß, auf die Gefühle der deutschen Untertanen Rücksicht zu nehmen. Für Deutschland aber setzten der innere Zwiespalt u. die mangelnde Fürsorge für Heer u. Flotte den Wert des Bündnisses stark herab. Im Kriege versagten die nichtdeutschen Volksteile. Das alte Österreich löste sich in 5 Teile auf, von denen keiner für sich selbst auf die Dauer bestehen kann.

Der Vf. schließt seine fesselnde Darstellung mit der Mahnung, den Tag der Wiedervereinigung Deutsch-Österreichs mit der großen deutschen Heimat vorzubereiten u. den notleidenden Brüdern an der Donau das gemeinsame Haus mit bauen zu helfen.

Literatur zur Geschichte Finnlands.

III.

Viele wichtige Beiträge zur politischen Geschichte Finnlands 1914 bis 1919 finden sich in den Denkwürdigkeiten, die der im Frühsommer 1921 verstorbene Staatsmann Edv. Hjelt, Finnlands 1. Gesandter in Berlin, einige Zeit vor seinem Tode veröffentlicht hat[1]). Natürlich tragen alle seine Bemerkungen einen mehr oder weniger persönlichen Charakter. Trotzdem kann ihr Wert nicht hoch genug veranschlagt werden, da Hj. die meisten Abschnitte unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben hat, u. überdies seine Schreibweise durch offenkundiges, zumeist erfolgreiches Streben nach Objektivität gekennzeichnet wird.

Das 1. Kap. enthält sympathische Betrachtungen über Deutschland beim Kriegsausbruch von 1914, den der Vf. auf deutschem Boden miterlebte. Die folgenden Abschnitte behandeln die Zeit bis zur finnländischen Unabhängigkeitserklärung, deren Beschleunigung durch Ludendorff veranlaßt wurde. Überhaupt ist das Schicksal Finnlands seit dem 26. Nov. 1917, dem 1. Besuche Hj.s im deutschen Hauptquartier, vielfach, bisweilen sogar entscheidend, durch Ludendorff beeinflußt worden. Dies gilt z. B. für das Zustandekommen der deutschen Hilfsexpedition (Anfang 1918), wo die OH. mit starken Widerständen im Auswärtigen Amt zu kämpfen hatte. Kühlmann hatte für Finnland keine Sympathie, ebensowenig der deutsche Gesandte

---

[1]) Edv. Hjelt, Från händelserika år. Upplevelser och minnen från krigsåren och vistelsen i Tyskland. Gr. 8°. IV u. 152 S. Helsingfors, Söderström u. Co., 1919. 25 Fmk.

Digitized by Google

Freiherr v. Lucius in Stockholm, der ganz im Fahrwasser der schwedischen Regierung segelte, obwohl diese seit Herbst 1917 eine geradezu finnlandfeindliche Haltung beobachtete. Wenn die Hilfsexpedition trotzdem zustande kam, so war das ein persönliches Verdienst des Kaisers u. Ludendorffs. Im Nov. 1918 schreibt Hj. hierüber: „Die deutsche Hilfe war eine Kulturtat ohne Gegenstück im Weltkriege. Sie hatte natürlich ein mit den deutschen Interessen übereinstimmendes militärisches u. politisches Ziel — etwas anderes wäre ja gar nicht denkbar —, aber sie ward zugleich von einem starken Idealismus getragen, jenem sachlichen Idealismus, der für die deutsche Nation kennzeichnend ist, einem starken Bewußtsein menschlicher Pflicht gegenüber einem bedrängten freundschaftlich gesinnten Volke .... Wahrscheinlich wird Finnland die starke äußere Stütze verlieren, die ihm die große Zentralmacht geschenkt. Die Außenpolitik, die mit der Macht rechnen muß, wird ganz gewiß auch in unserm Lande neue Richtlinien erhalten. Aber das warme Gefühl für Deutschland, die Dankbarkeit für dasjenige Volk, das für unsere Freiheit Kraft u. Blut opferte, die Dankbarkeit für unsern einzigen wahren Freund unter den großen Nationen darf nicht dadurch beeinflußt werden. Es wäre eine Schande für unser Volk, wenn es, wie so viele andere, um äußerer Vorteile willen sich der Treulosigkeit schuldig machen würde." — Recht beachtenswert sind die Abschnitte, die sich mit den verschiedenen Phasen der finnländischen Monarchenfrage beschäftigen. Persönlich war Hj. unbedingter Anhänger des Herzogs Adolf Friedrich v. Mecklenburg. In Finnland aber wünschte die große Mehrzahl einen Hohenzollernsproß als König. Als dann im Sommer 1918 die endgültige Absage des Prinzen Oskar erfolgte, tauchte als neuer Kandidat der Prinz Friedrich Wilhelm v. Preußen auf, der jedoch nicht geneigt war, die Krone anzunehmen. Nachdem man auf solche Weise viel Zeit vertrödelt hatte, blieb der Schwager des Kaisers, Prinz Friedrich Karl v. Hessen, als 3. Kandidat übrig. Den Aufzeichnungen Hj.s zufolge war er ein wohlmeinender und hochgebildeter Fürst, der seine Aufgabe mit großem Ernst auffaßte. Ob er ein geeigneter Herrscher für Finnland geworden wäre, ist indessen zu bezweifeln, und sein schließlicher Verzicht auf den finnländischen Thron ist deshalb sowohl in seinem eigenen Interesse als auch in dem des finnländischen Volkes zu begrüßen. — Beachtung verdient ferner der Abschnitt über Hj.s Besuch beim Kaiser. Er beurteilt ihn recht günstig. Dagegen hat der Kronprinz auf ihn „einen nicht ungeteilt günstigen Eindruck" gemacht. Dieses Urteil ist jedenfalls auf Einflüsterungen des Prinzen Max v. Baden zurückzuführen, der, infolge gemeinsamer Vorliebe für den Religionsphilosophen Johannes Müller dem Vf. nahestehend, bisweilen dessen Ansichten ungünstig beeinflußt hat. — Die letzten Abschnitte betreffen die Lage Deutschlands nach der Novemberrevolution von 1918. Aus einem kurzen Kap. über Ludendorff ergibt sich, daß von einer „heimlichen Flucht" desselben nicht die Rede war. Vielmehr hat das Auswärtige Amt bei dieser Gelegenheit die Initiative ergriffen u. selbst die Abreise Ludendorffs unter der Maske eines finn-

Digitized by Google

ländischen Legationsrats Ernst Lindström vorgeschlagen. Zwischen Ludendorff u. Hj. bestand ein warmes Freundschaftsverhältnis. Hiervon zeugt u. a. das Schreiben, mit dem er 1919 den Abschiedsbrief des Gesandten beantwortete u. in dem (vgl. das Faksimile) es wörtlich hieß: „Die Freiheit Finnlands wird vielleicht das einzige sein, das von meinen Taten übrigbleiben wird. Was mir persönlich die Zukunft bringen wird, wer weiß es. Sollte ich in ihr auch Ihre Güte in Anspruch nehmen, dann tue ich es gern. Behüte Sie Gott. Er schütze Ihre Heimat." — Nach seinem 1. Besuch beim Reichspräsidenten Ebert schrieb Hj.: „Er hinterließ bei mir den Eindruck eines klugen u. ehrenhaften Mannes mit einer im Grunde bürgerlichen Anschauungsweise, der auf dem hohen Platz, auf den er erhoben worden, in weitestem Sinne für das Wohl seines Landes arbeiten wollte. Er ist jedoch offenbar nicht die treibende, lenkende Kraft innerhalb der Regierung, sondern als solche muß man Scheidemann betrachten". — Im letzten Kap. gibt Hj. eine kurze Schilderung vom Verlauf der Sitzung, in der die Weimarer Nationalversammlung die Annahme des sog. Versailler Friedens beschloß. Eine gedrückte Stimmung, so sagt er, lagerte über der Versammlung, u. die Gesichter der Abgeordneten zeugten von den schweren Seelenkämpfen, die sie hatten durchmachen müssen. „Erzbergers rundes Vollmondsgesicht sah jedoch unberührt aus u. strahlte fast von Zufriedenheit." So lautete das Urteil dieses finnländischen Deutschfreundes.

Eine lebendige, von der ersten bis zur letzten Seite fesselnde Darstellung der politischen u. militärischen Begebenheiten, die sich 1918 auf finnländischem Boden abspielten, gibt v. d. Goltz, der Führer der deutschen Hilfsexpedition, im 1. Buch seines ausgezeichneten Werkes über seine Sendung nach Finnland u. ins Baltikum [1]). Die schwierige Aufgabe, die Ludendorff ihm gestellt hatte, zerfiel in einen militärischen u. einen politischen Teil: er sollte einerseits Südfinnland von der Herrschaft der einheimischen u. russischen Bolschewisten erlösen, andrerseits die seit den Tagen der Hanse zwischen beiden Völkern unwandelbar bestehende Freundschaft noch befestigen u. vertiefen. Beides gelang ihm in glänzender Weise: Finnland wurde befreit, u. Deutschland — d. h. das schwarz-weiß-rote Deutschland, das den Finnländern die ersehnte Hilfe brachte — hat in den Finnländern einen treuen, seit 1918 vielfach bewährten Freund gewonnen. Die ungewöhnliche Begabung des Grafen ist dann später, als auf die siegreiche Finnland-Expedition die Tragödie im Baltikum folgte, noch deutlicher zutage getreten. Nicht nur in den Tagen des Glücks, sondern auch in der Zeit der Not u. unter den schwierigsten Verhältnissen hat sich G. als Feldherr u. Staatsmann 1. Ranges bewährt u. noch viele Monate nach dem Waffenstillstande im fernen Osten das alte deutsche Banner siegreich hochgehalten.

---

[1]) Graf Rüdiger v. d. Goltz, Meine Sendung in Finnl. u. ins Baltikum. Gr. 8°. VIII u. 312 S. Leipz., K. F. Koehler, 1920, M. 38,—, geb. M. 50,—.

Digitized by Google

Neben dem vortrefflichen, an wertvollen Aufschlüssen u. feinsinnigen Betrachtungen so reichen Werke des Grafen v. d. Goltz treten andere Beiträge zur Geschichte des finnländischen Befreiungskrieges natürlich stark in den Hintergrund. Dies gilt z. B. von den skizzenhaften Kriegserinnerungen Wilh. Thesleffs, des 1. finnländischen Kriegsministers [1]). Er schreibt flott u. flüssig, aber ohne Rücksicht auf die geschichtliche Zuverlässigkeit. Die Namen der Persönlichkeiten, die mit ihm in Berührung kamen, sind nur selten richtig, öfters sogar bis zur Unkenntlichkeit entstellt wiedergegeben. Er kennt nur Freund oder Feind, Liebe oder Haß. Ein Mittelding gibt es für ihn nicht. Seine Abneigung gegen die Herren im Auswärtigen Amt wirkt bisweilen geradezu belustigend. Sie sind in seinen Augen sämtlich Feiglinge oder Verräter, obwohl doch verschiedene Strömungen sich dort geltend machten. Natürlich fehlt es nicht an wertvollen Mitteilungen, so über die unaufhörlichen Reibungen des überhaupt recht unsympathisch wirkenden finnländischen Oberbefehlshabers Mannerheim mit dem finnländischen Jägerbataillon, was im Mai 1918 die Entlassung Mannerheims zur Folge hatte. Auch die deutschfreundliche Gesinnung des Vf., die überall zutage tritt, berührt sympathisch. Der Gesamteindruck ist jedoch der, daß die sehr subjektiv geschriebene Skizze einer sorgfältigen Nachprüfung bedarf u. deshalb vielfach erst in zweiter Linie als Quelle in Betracht kommen kann.

In dem obenerwähnten Werke (S. 89 f.) gedenkt Goltz mit einigen Worten auf der sog. ostkarelischen Frage. Dasselbe Thema behandelt Herm. Stechnberg in einer Schrift, die mir nur in der 1., als Manuskript gedruckten Aufl. vorgelegen hat, deren 2. Aufl. aber auch im Buchhandel zugänglich sein soll [2]). Die streng wissenschaftlich gehaltene Arbeit beginnt mit einigen, durch eine farbige Karte gut erläuterten Bemerkungen über die Verbreitung der finnisch-ugrischen Völkergruppen u. über deren Gesamtziffer (1915: etwa $17^1/_4$ Millionen). Hierauf folgen kurze Ausführungen über Ostkarelien u. dessen Bewohner, über die geographischen, wirtschaftlichen u. kulturellen Verhältnisse des Landes u. über dessen Wunsch, an Finnland angegliedert zu werden. In der Tat sind die Ostkarelier, obwohl griechisch-orthodoxen Glaubens, in Sprache, Sitten u. Gesinnung echte Finnen. Schon aus politisch-militärischen Gründen wäre ihre Vereinigung mit Finnland sehr erwünscht, da die finnländisch-russische Grenze dadurch um etwa 1000 Kilometer verkürzt werden würde. Die russische Regierung hat denn auch im Dorpater Friedensvertrag 1920 den Ostkareliern wenigstens innere Autonomie zugestanden. Dieses Zugeständnis ist jedoch von ihr bisher nicht erfüllt worden. Statt dessen hat sie ein Schreckensregiment eingeführt, das die Ostkarelier zur Verzweiflung brachte u. immer aufs neue

[1]) Wilh. Thesleff, Upplevelser under krigsåren 1914—18. 8°. 169 S. Helsingfors, Holger Schildt, 1918. 10 Fmk.

[2]) Herman Stenberg, Ostkarelien im Verhältnis zu Rußl. u. zu Finnl. Mit 3 Karten u. 1 Tab. Gr. 8°. 32 S. [Stckh.] o. J. [1918].

Digitized by Google

blutige Aufstände hervorrief. Jetzt hat sich nun Finnland an den Völkerbund gewendet, um mit dessen Hilfe eine Erleichterung des Loses der finnischen Stammesverwandten zu erreichen. Hoffentlich wird dies gelingen. Jedenfalls wird man der weiteren Entwicklung der ostkarelischen Frage, die mit der Frage eines von vielen Finnländern erstrebten „Groß-Finnlands" in engem Zusammenhange steht, mit gespanntem Interesse entgegensehen müssen.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Literatur zur Geschichte des Zeitungswesens.

Muß auch der Ausspruch Macaulays als irrtümlich bezeichnet werden, daß die einzig wahre Gesch. eines Landes in dessen Zeitungen zu finden sei, so kommt doch der periodischen Presse unter den Geschichtsquellen der Neuzeit hervorragende Bedeutung zu. Mit Recht hat daher Gustav Wolf 1910 in seiner „Einführung in d. Studium d. neueren Gesch." jener damals noch sehr wenig beachteten Quellengruppe eingehende Erörterungen gewidmet. Die Zeitungen verdienen aber besondere Berücksichtigung seitens der Historiker auch deshalb, weil sie von Staatsmännern der verschiedensten Richtungen als vorzügliches Hilfsmittel benutzt werden, um die öffentliche Meinung zu Zwecken der inneren oder äußeren Politik zu beeinflussen. Endlich bildet die Presse auch eine so wichtige Erscheinung der Literatur u. des Wirtschaftslebens, daß die volle Erkenntnis der Entwicklung dieser Kulturzweige auch die der Geschichte jener Einrichtung fördert. Daher hat sich z. B. Sombart in der 2. Aufl. seines „Modernen Kapitalismus" auch mit der Rolle beschäftigt, welche die Zeitungen im 17. u. 18. Jh. durch Verbreitung von Geschäftsanzeigen u. f. Kaufleute wichtigen allgemeinen Nachrichten spielten, u. schon früher hatte Bücher in seiner „Entstehung der Volkswirtschaft" auch die Anfänge jener „Verkehrseinrichtung" untersucht, die „eines der wichtigsten Stützorgane der heutigen Volkswirtschaft" bildet.

Noch weit mehr aber hat sich Bücher, dem wir auch andere wertvolle Veröffentlichungen über Zeitungswesen verdanken, um die Erforschung dieser Angelegenheit durch Begründung des „Instituts f. Zeitungskunde an d. Univ. Leipzig" verdient gemacht, das seit Nov. 1918 in einzelnen Lieferungen erscheinende Abhandlungen herausgibt. Sie sollen sich außer mit der Organisation u. dem Betriebe des gegenwärtigen Zeitungswesens, der Preßpolitik u. der Zeitungsstatistik auch „mit der geschichtlichen Untersuchung des früheren deutschen u. ausländischen Zeitungswesens" beschäftigen.

Wie notwendig noch eingehende Spezialuntersuchungen auf diesem Gebiete sind, zeigt eine in jener Sammlung erschienene Schrift Kleinpauls[1]). Sie berichtigt einen Irrtum, der uns in vielen Darstellungen

---

[1]) Joh. Kleinpaul, Die Fuggerzeitungen 1568—1605 (Abhandl. a. d. Inst. f. Zeitungskde., 1. Bd., 4. Heft). Gr. 8°. 128 S. Leipz., Reinecke, 1921, M. 24.—.

Digitized by Google

der Entwicklung der Presse — insbesondere in Ludw. Salomons Gesch. d. deutschen Zeitungswesens (1900—1906) u. seiner Allg. Gesch. d. Zeitungswesens (1907) — entgegentritt, u. ändert damit zugleich wesentlich das Bild, das wir uns von den Anfängen dieser Einrichtung zu machen haben.

Nach Salomon, der sich bei seinen Ausführungen auf einen 1854 im Athenaeum français veröffentlichten Aufsatz von Sichel[2]) beruft, hat die Fuggersche Handelsgesellschaft die ihr zufließenden Nachrichten in einem periodischen Presseunternehmen, den „Neuen Zeitungen" zusammenstellen lassen, von dem sie Ausgaben in 5 Sprachen veranstaltete. Diesen Mitteilungen reiht S. noch andere über die Grundsätze an, die die Fugger bei der Redaktion befolgten, Ausführungen, „welche der Phantasie" des Vfs., wie Kl. mit Recht hervorhebt, „alle Ehre machen". Denn tatsächlich haben die Fugger nie eine Zeitung herausgegeben.

Anlaß zu dem Irrtume gab eine Sammlung handschriftlicher Relationen über Neuigkeiten aus den Jahren 1568—1605, die sich in der Wiener Hof-, der jetzigen Staatsbibliothek, befinden. Sie sind ihr mit vielen anderen literarischen Kostbarkeiten 1655 von dem Grafen Albert Fugger gegen eine geringe Entschädigung geschenkt. Im Anfange des 18. Jh. ließ sie ein Bibliothekar Sentilotti in 27 Bden. zusammenfügen u. bezeichnete sie als „Fuggersche Zeitungen". Indessen können jene Manuskripte nach den sorgfältigen Untersuchungen Kl.s weder als Zeitungen im heutigen Sinne angesehen werden, noch war irgendein Fugger der Vf. oder Hrsg., wie man nach jener Bezeichnung annehmen müßte.

Heute versteht man unter Zeitung eine innerhalb bestimmter Zeiträume in einzelnen Blättern wiederkehrend erscheinende Druckschrift, welche Nachrichten über Tagesbegebenheiten oder -angelegenheiten enthält, ohne ein abgeschlossenes Werk zu bilden. Die Wiener Handschriften aber gehören dem im 15. u. 16. Jh. sehr verbreiteten Literaturzweige der geschriebenen Neuigkeitsberichte an, die damals Gelehrten, Staatsmännern u. Kaufleuten in gewisser Weise die heutigen Zeitungen ersetzten. Sie wurden allerdings außer als Nova u. Pagellen auch als Zeitungen bezeichnet.

Literarische Produkte dieser Art hat Phil. Ed. Fugger in der Weise gesammelt, daß er sich von Freunden, Angestellten seiner Firma u. gewerbsmäßigen Übermittlern von Nachrichten Neuigkeiten aus den verschiedensten Orten mitteilen ließ. Die ihm übersandten Berichte ließ er zeitweise abschreiben u. schaltete solchen chronologisch geordneten Abschriften mitunter an passender Stelle auch Originalrelationen ein.

Außerordentlich viel Licht fällt durch Kl.s Arbeit auf die erwähnten gewerbsmäßigen Vermittler von Nachrichten; auch über die Vf. der Neuigkeitsberichte u. die Art, wie deren Beförderung geschah,

---

[2]) Nicht Sickel, wie Kl. S. 2 u. 6fg. angibt, der selbst rügt, (S. 5 Note 1), daß Salomon „Sickel zitiert, als ob er den bekannten Historiker für den Vf. hielte".

Digitized by Google

erfahren wir mancherlei. Ferner berichtet Kl. auch mehrere historisch u. kulturhistorisch interessante Einzelheiten aus dem Inhalte der Fuggerschen Sammlung.

Selbstverständlich ist jenen Aufzeichnungen noch weit mehr zu entnehmen, wie denn Kl. S. 115 selbst darauf aufmerksam macht, daß sie besonders für die Aachener, Augsburger, Kölner u. Wiener Lokalforschung eine reiche Ausbeute versprechen. Vor allem bedarf freilich, nachdem durch Kl. der Weg mit großer Sorgfalt gebahnt ist, die Sammlung selbst noch weiterer quellenkritischer Untersuchungen. Am Schlusse seiner Schrift weist er darauf hin, daß jene Sammlung noch durch eine große Menge von Neuigkeitsberichten, die für Phil. Ed. Fugger bestimmt waren, ergänzt werden kann. Solche sind in der Wiener Staatsbibliothek — nach Abschluß der dortigen Studien des Vfs. — sowie an anderen Orten gefunden worden.

Wenn auch nicht von so großer Bedeutung wie Kl.s Untersuchung für die Vorgeschichte des Zeitungswesens, so bildet doch eine dankenswerte Ergänzung dessen, was über die Entwicklung der deutschen Presse im 18. u. in der 1. Hälfte des 19. Jh. bisher festgestellt wurde, eine Schrift von Fritz Körner über die in Weimar erscheinenden Zeitungen [1]). Hat doch Weimar, wie es in der Geschichte unserer Literatur eine alle anderen Orte überragende Stellung einnimmt, auch in der Entwicklung der deutschen Presse eine höchst wichtige Rolle gespielt. Fehlt es auch nicht an Vorarbeiten, unter denen die Wahls vorzügliche Gesch. des „Teutschen Merkur" (1914) u. Ehrentreichs „Die freie Presse in Sachsen-Weimar v. d. Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen" (1907) hervorzuheben sind, so bringt doch Körners Untersuchung viel Neues.

Ihre Grundlage bilden außer den einschlägigen Zeitungen u. Zeitschriften, besonders die im Geh. Haupt- u. Staatsarchiv zu Weimar befindlichen Akten der Großh. Landesdirektion. Außerdem hat K. auch das Bertuch-Froriepsche Archiv benutzt, das im Goethe- u. Schillerarchiv aufbewahrt wird. Dagegen mußten manche Fragen unbeantwortet bleiben, weil das Bertuch-Froriepsche Familienarchiv „zur Forschung u. Erschließung des reichen Materials" noch nicht freigegeben ist (S. 61 Note 1 u. S. 63).

Noch mehr muß man bedauern, daß K. nicht in einer Anlage sämtliche periodischen Presseerzeugnisse Weimars in der von ihm behandelten Zeit und den Erscheinungsjahren übersichtlich zusammengestellt hat. Auch ein Register hätte die Benutzung der Schrift wesentlich erleichtert.

Immerhin wird auch ohne dieses nicht nur, wer sich mit der Geschichte des Zeitungswesens beschäftigt, sondern auch der Historiker der politischen Begebenheiten, der literarischen Entwicklung, der Geistesströmungen, der Zensur u. der Preßfreiheit sowie besonders auch der Wirtschaftshistoriker in der Arbeit mancherlei Beachtenswertes finden.

[1]) Fr. Körner, Das Zeitungswesen in Weimar 1734—1849. Ein Beitr. z. Zeitungsgesch. (Abhandl. a. d. Inst. f. Zeitungskde., 1. Bd., 2. Heft). 8°. VII u. 211 S. Leipzig, Reinecke, 1920, M. 12.—.

Digitized by Google

Hier kann nur einzelnes hervorgehoben werden. Gerade in Weimar zeigt sich ein enger Zusammenhang des älteren Zeitungswesens mit der Wohlfahrtspolitik des absoluten Staates. Z. B. wurde die erste Weimarische Zeitung 1734 auf Befehl des Herzogs begründet (S. 16). Charakteristisch für die Zeit, in der die landesherrlichen Städte Monopole bezüglich der Herstellung bestimmter Waren gegenüber anderen Orten desselben Territoriums nicht mehr geltend machen konnten, ist, daß in jener Zeitung Obrigkeiten kleinerer Orte des Fürstentums geschickte Handwerker mit dem Versprechen von „Hilfe u. Freiheit" zur Übersiedlung auffordern (S. 27). Ein wirtschaftliches Unternehmen wird die Tageszeitung in Weimar erst 1848; bis dahin war der Verleger des einzigen, 1832—48 in Weimar erscheinenden Organs dieser Art, „im Ausbau u. der Einrichtung" desselben an die Verfügungen der Regierung gebunden u. hatte vermutlich nur eine provisionsmäßige Nutznießung für die geschäftliche Leitung des Unternehmens (S. 175). Doch muß schon Justin Friedrich Bertuch, der aus der Geschichte der klassischen Periode unserer Literatur bekannte Geschäftsmann u. Literat, als „einer der bedeutendsten Unternehmer auf dem Gebiete des Schrift- u. Zeitungswesens am Ende des 18. Jh." bezeichnet werden (S. 54).

Die damals in Weimar erscheinenden Zeitschriften haben außerordentlich viel zur Verbreitung der Weimarischen Bildungsideale beigetragen. Indessen treten auch in dieser Presse seit der französischen Revolution die ästhetischen u. literarischen Bestrebungen allmählich politischen gegenüber in den Hintergrund (S. 70 f.). Die sehr verschiedenartige politische Gedankenwelt, die in den einzelnen Organen zum Ausdruck kommt, wird von K. eingehend geschildert; ebenso der lange Kampf Carl Augusts u. seines Nachfolgers Karl Friedrich gegen die von Metternich beabsichtigte Beseitigung aller ihm unliebsamer Presseäußerungen. Die Ohnmacht des Großherzogtums gegenüber dem Bundestage hatte aber zur Folge, daß es zuletzt nur noch eine einzige von der Regierung selbst geleitete Zeitung in Weimar gab. Freilich haben alle von Metternich erzwungenen Maßregeln nicht verhindern können, daß die Revolutionsideen 1848 gerade in Thüringen einen durch geheime Verbindungen wohlvorbereiteten Boden fanden (S. 191). Es entstanden eine Menge radikaler Zeitungen; doch behielt im Großherzogtum u. vor allem in dessen Hauptstadt die gemäßigte Presse die Oberhand (S. 192).

An mehreren Stellen des Buches tritt auch die Bedeutung hervor, die Napoleon I. der Presse beilegte. Schon 1804, also noch ehe Sachsen-Weimar als Rheinbundstaat seiner Machtsphäre rechtlich unterworfen war, forderte er von der Regierung die Unterdrückung der Zeitschrift „London u. Paris" (S. 73), u. später erzwang der Französische Oberbefehlshaber in Erfurt die Aufnahme mancher Nachrichten in das einzige noch in Weimar bestehende Blatt (S. 84).

Mancherlei über die Art, wie Napoleon I. u. später Bismarck die Zeitungen ihren Zwecken dienstbar gemacht haben, enthält auch

Digitized by Google

eine Schrift des bekannten Juristen Paul Eltzbacher[1]). Das Buch liegt dem Arbeitsgebiete dieser Zeitschrift insoweit fern, als es praktische Ziele verfolgt. Auch sind die meisten Maßregeln, die E. anrät, infolge des traurigen Zustandes unserer Finanzen unausführbar geworden. Indessen haben gerade für Historiker der neuesten Zeit das 2. u. 3. Kap. der Schrift dauernden Wert. Sie schildern auf Grund eingehender Studien die Pressearbeit Großbritanniens, Frankreichs u. Deutschlands vor u. im Kriege.

Die Benutzung wird durch ein ausführliches Register erleichtert. Auch das umfangreiche Literaturverzeichnis, das E. am Schlusse gibt, wird manchem, der sich mit der Geschichte des Zeitungswesens, der öffentlichen Meinung oder der Politik beschäftigt, gute Dienste leisten, zumal die wichtigeren Schriften in Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln treffend charakterisiert werden (S. 152 f.). Nur vermißt man die recht instruktiven Artikel „Zeitungen" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften u. im Wörterbuch der Volkswirtschaft.

Berlin. Carl Koehne.

Schulte-Vaërting, Die Friedenspolitik d. Perikles. Ein Vorbild f. d. Pazifismus. Gr. 8°. 328 S. München, Ernst Reinhardt, 1919. M. 15.—.

Wie der Vf. auf dem Titelblatt andeutet, ist es ihm weniger darum zu tun, die Erkenntnis des Altertums zu fördern, als darum, der Gegenwart Lehren zu geben. Da er behauptet, er habe geschichtliche Wahrheiten entdeckt, die die Zeitgenossen verschwiegen u. spätere Historiker verkannt hätten, so ist es Sache des Geschichtsforschers, die Methode zu prüfen, durch die der Vf. so erstaunliche Entdeckungen gemacht hat.

Wir können dabei von den vielen Abschweifungen absehen, in denen sich Werturteile über Zustände der Vergangenheit u. Gegenwart häufen; wir brauchen nicht zu fragen, ob nicht aus manchen treffenden Sätzen Folgerungen zu ziehen wären, die für den Vf. wesentliche Anschauungen umstoßen. Auch die Frage kann unerörtert bleiben, ob wirklich (wie der Vf. meint), wenn es Perikles gelungen wäre, einen Friedensbund mit Abrüstung, Schiedsgericht u. internationalem Söldnerheer zu errichten, damit auf Jahrtausende hinaus allem Blutvergießen gesteuert worden wäre; wir beschränken uns darauf, die Argumente zu prüfen, auf die der Vf. seine wesentliche Behauptung gründet.

Daß das Bild, das er von Perikles zeichnet, sehr anders aussieht, als das von den Zeitgenossen, insbesondere von Thukydides überlieferte, gibt er selbst zu. Nun kann man das Recht, aus verwischten Einzelzügen das Bild einer genialen Persönlichkeit zu erschließen, der die Zeitgenossen ohne Verständnis gegenüberstanden,

---

[1]) Paul Eltzbacher, D. Presse als Werkzeug d. ausw. Politik. 8°. 162 S. Jena, Eug. Diederichs, 1918.

Digitized by Google

einem Forscher, der den verwandten Genius über die Jahrtausende hinaus grüßt, nicht von vornherein absprechen. Mommsen war im Recht, als er uns einen Cäsar zeigte, von dem weder Cicero noch Sueton etwas ahnte. Aber als wissenschaftlich begründet kann eine solche Intuition nur gelten, wenn die sicher bezeugten Handlungen des Helden sich auf diese Weise einleuchtender erklären als sonst. Perikles erscheint bei Thukydides als Vertreter einer besonnenen, aber zugleich entschlossenen Machtpolitik, der die Ziele weise begrenzte u. die Mittel der jedesmaligen Lage anpaßte. Weil er als Mittel den Krieg nicht verschmähte, bekämpft ihn Aristophanes, weil ihm als Ziel Machterweiterung vorschwebte, verurteilt ihn Plato. Aus welchen Tatsachen schließt der Vf. daß diese drei Großen ihn mißverstanden oder, wie er von Thukydides behauptet, absichtlich falsch dargestellt haben? Woraus schließt er, daß Perikles einen Griechen u. Barbaren umfassenden Friedensbund erstrebt u. vorübergehend auch erreicht habe?

1. Perikles stürzte Kimon, den Vorkämpfer im Nationalkriege gegen Persien. 2. Er betrieb zur Sicherung des Friedens den Bau der langen Mauern. 3. Er führte für Heer u. Flotte den Sold ein u. arbeitete dadurch auf Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht hin. 4. Er lud zu einem allgemeinen Friedenskongreß ein. 5. Er verwendete Rüstungsgelder zu Bauten, worin der Vf. den Versuch einer Friedensfinanzierung sieht. 6. Er schloß nach Kimons Rückberufung einen 5jährigen Frieden mit Sparta. 7. Nach Kimons Tode veranlaßte er den Friedensschluß mit Persien. 8. Nach der Schlacht bei Koronea vermied er durch Bestechung den bewaffneten Kampf mit Sparta u. schloß den 30jährigen Frieden.

Von diesen 8 Argumenten fallen 3 eher für die entgegengesetzte Auffassung ins Gewicht. Kimons Sturz bedeutete nichts weniger als einen allgemeinen Frieden, sondern den Krieg mit Sparta neben dem Kriege mit Persien. Der Mauerbau war eine Tat kriegerischer Rüstung, allerdings von defensivem Charakter; aber kein Staat kann seine Verteidigung sichern, ohne zugleich zum Angriff stärker zu werden. Der Entschluß zum Kriege wurde auch erleichtert durch die vom Vf. arg mißverstandene Milderung der allgemeinen Wehrpflicht. Abgeschafft hat sie ja Perikles durchaus nicht, sondern durch stärkere Heranziehung der Besitzlosen eher ausgedehnt. Auch die Verwendung der Tribute zu Bauten bedeutete nichts weniger als eine Finanzierung des Friedens. Im Gegenteil erbitterte sie ja gerade die anderen Griechen. Es bleiben die Einladung zu einem Friedenskongreß u. die 3 Friedensschlüsse. Da der Friedenskongreß nicht zustande kam, u. da niemand weiß, was Perikles damit beabsichtigte, läßt sich aus der bloßen Tatsache der Einladung nichts schließen.

Die Friedensschlüsse bedeuten freilich einen Verzicht auf Machtzuwachs, den eine Fortsetzung des Krieges hätte bringen können, der 2. u. 3. sogar auch auf Gebiete, die Athen vorher besessen u. dann verloren hatte. Aber ob Perikles mit diesem Verzicht ein Opfer bringen wollte, oder ob er sich nur deshalb dazu entschloß, weil er

Digitized by Google

auf einen Sieg überhaupt nicht, oder doch nicht mit den damaligen Machtmitteln oder nicht ohne unverhältnismäßig schwere Opfer rechnete, das sind Fragen, die man nur nach sorgfältiger Abwägung aller Tatsachen beantworten könnte. Darauf aber läßt der Vf. sich nicht ein, wie er überhaupt niemals die Tatsachen u. die von ihm daraus gezogenen Schlüsse unterscheidet, sondern stets die Dinge nur durch seine stark subjektive Brille sehen läßt.

Wie hinfällig dabei seine Konstruktionen sind, mag ein Beispiel zeigen. Er meint, durch die Friedensschlüsse mit Persien u. Sparta sei ein allgemeines internationales Recht mit obligatorischem Schiedsgericht gegründet worden, zu dessen Aufrechterhaltung ein internationales Söldnerheer aufgestellt worden sei. Wenn wir von den Bestimmungen dieses Rechtes nirgends etwas lesen, sondern nur von Einzelabmachungen über Schiedsgerichte, wie sie schon in früheren Zeiten üblich gewesen waren, so erklärt das der Vf. aus dem böswilligen Schweigen der Historiker. Würde er wohl auch für das Schweigen der Inschriften eine ähnliche Erklärung bereit haben? Haben vielleicht kriegswütige Generationen alle Urkunden dieses internationalen Rechtes bis auf den letzten Rest zerstört? Oder haben gar moderne Epigraphiker, weil sie von kriegswütigen Regierungen ihr Gehalt bezogen, die Spuren davon unterschlagen? Da der Vf. einer so lauteren Persönlichkeit wie Droysen zutraut, er verherrliche den Krieg aus materiellem Interesse, würde er vielleicht auch vor einer solchen Verdächtigung nicht zurückschrecken.

Mehr als vom internationalen Recht glaubt der Vf. vom internationalen Söldnertum zu erkennen. Er meint, die persischen Söldner, die während des samischen Krieges am Kampf gegen Athen teilnahmen, hätten vorher im internationalen Dienst gestanden, u. infolgedessen hätte Perikles der internationalen Streitmacht nicht mehr vertraut. Den Beweis dafür findet er in der Rede des Perikles vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges (Thukydides I 143).

Vielleicht hat der Vf. in dem Eifer, zwischen den Zeilen zu lesen, was ja allerdings Recht u. Pflicht des Historikers ist, es versäumt, sich zunächst einmal klar zu machen, was in den Zeilen steht. Das zeigt sich auch in seinen Ausführungen über den Ausbruch des peloponnesischen Krieges. Aus Angaben später Historiker, die der Niederschlag erbärmlicher Verleumdungen gegen Perikles sind, konstruiert er sich eine dauernde geldliche Unterstützung der spartanischen Friedenspartei aus athenischen Staatsgeldern, die von 445—431 gewährt haben, dann aber durch Verweigerung der Mittel unmöglich geworden sein soll. Er beachtet nicht, daß kein Zeitgenosse den Krieg als spartanischen Angriffskrieg auffaßt. Nach der sehr ausführlichen Darstellung des Thukydides sind doch nur 2 Auffassungen möglich: Athenischer Eroberungskrieg oder Präventivkrieg. Thukydides entscheidet sich durch Worte, die er Perikles in den Mund legt, für die 2. Auffassung; aber er ist so sachlich u. objektiv, daß man in den von ihm selbst berichteten Tatsachen auch Gründe für die von ihm

Digitized by Google

abgelehnte Ansicht finden kann. Umstritten ist ja vor allem die Bedeutung der Handelssperre gegen Megara.

Der Vf. behauptet — was niemandem vor ihm eingefallen ist —, Perikles habe die Handelssperre gegen Megara aufgehoben. Eine Aufhebung findet er ausgesprochen in der den Spartanern gegebenen Antwort, man würde die Megarer zum athenischen Markte zulassen, wenn die Spartaner die Niederlassung von Fremden in ihrem eigenen Lande erlaubten. Auch hier würde ich der Urteilsfähigkeit der Leser zu nahe treten, wenn ich mich auf eine Widerlegung einließe.

Bei solcher Quellenbehandlung ist es nicht wunderbar, daß der Vf. auch über andere Begebenheiten, Zustände u. Persönlichkeiten zu Anschauungen kommt, die den überlieferten u. von der Wissenschaft anerkannten entgegengesetzt sind. So betrachtet er die Perser als ein friedliebendes Volk, das nur durch den Mutwillen des Themistokles zum Kriege gegen die Griechen gezwungen worden sei; er meint, die Spartaner hätten im allgemeinen die Vorsicht als den wertvolleren Teil der Tapferkeit betrachtet, u. nur Leonidas habe sich durch einen in der Verteidigung erfochtenen Sieg verleiten lassen, die Perser anzugreifen, u. sei dabei mit seinen 300 umgekommen. Er entlarvt die edle Elpinike als eine bösartige Intrigantin, in deren Händen ihr unbedeutender Bruder Kimon eine Drahtpuppe gewesen sei, er vermutet in Alkibiades ein uneheliches Kind der Aspasia u. des Sokrates u. erklärt die Gedankenarbeit, die durch Sokrates, Platon u. Aristoteles die Grundlage der abendländischen Wissenschaft geworden ist, für ein Werk der Aspasia.

Daß der Vf. der historischen Wissenschaft, insbesondere der deutschen, mißtrauisch u. ablehnend gegenübersteht, ist zu verstehen. Denn das Bild von der Natur des Menschen u. vom Wesen menschlicher Gemeinschaften, das uns in der Geschichte entgegentritt, ist unverträglich mit den Vorstellungen, die er sich unter dem Einfluß pazifistischer Ideologen gebildet hat. Es ist sein gutes Recht, die Zuverlässigkeit dieses Bildes ohne Scheu vor den berühmtesten Namen zu prüfen. Aber wenn er wünscht, daß seine Angriffe von der Wissenschaft ernst genommen werden, muß er sich entschließen, erst Quellen lesen zu lernen.

Berlin. Friedrich Cauer.

Kretschmayr, Heinr., Gesch. von Venedig. 2. Bd.: Die Blüte. (Allg. Staatengesch., hrsg. v. Herm. Oncken. I. Abteilg., 35. Werk.) 8°. XIX u. 701 S. Gotha, F. A. Perthes, 1920. M. 50.—.

Der 1. Bd. des Werkes erschien 1905 u. wurde von mir in den Mitteilungen XXXIV, 281, besprochen. Inzwischen sind 15 Jahre vergangen. Andere Arbeiten, zumal zur neueren Geschichte der Habsburgischen Monarchie, haben den Vf. in Anspruch genommen. Man könnte das bedauern. Denn Venedig verlangt, vor allem für die mittleren Jhh., eine ganze Kraft. Zu groß sind die Schwierigkeiten,

Digitized by Google

die sich hier der Bewältigung des Stoffes entgegenstellen. Im Gegensatz zur älteren Periode eine Fülle der Überlieferung (Chroniken wie Akten) u. dieses Material, die Chroniken in erster Linie, völlig ungesichtet. Der Vf. gibt S. 535—55, in Anlehnung an seine Mitteilungen im 1. Bde., eine kurze, aber gut orientierende Übersicht. Wir erfahren dabei (S. 535), daß er auch den Versuch gemacht habe, „in die anscheinend unübersehbare Menge von Chroniken vom 14. Jh. her, die vermutlich doch auf wenigen Hauptvorlagen beruhen dürften, ordnend einzudringen". Er fand dabei die Unterstützung der Frau Dr. Melitta Freiin v. Winkler, sowie ihm an anderer Stelle Frau Dr. Margarete Merores helfend beigesprungen ist (S. 535, 537, 539). Dieser Versuch hat zu keinem abschließenden Resultat geführt. Gleichwohl muß immer wieder betont werden, daß dieses Problem, wenn anders die mittlere Geschichte Venedigs auf eine gesicherte Basis gestellt werden soll, gelöst werden muß. Eine andere Frage ist freilich, ob diese Aufgabe nicht die Kräfte eines einzelnen übersteigt. Es kommt die Schwierigkeit hinzu, daß diese Chroniken zum großen Teil noch nicht gedruckt sind. Hier hat nach Meinung des Ref. die Arbeit eines Publikationsinstitutes, also in erster Linie der R. Deputazione Veneta di storia patria, einzusetzen. Hätte der Geschichtschreiber Venedigs diese Arbeitslast auf sich genommen, so hätte er vermutlich sein Endziel — eine lesbare Darstellung auf Grund einer umfassenden Beherrschung des Stoffes — nicht erreicht. Immhin ist das, was er an Vorarbeiten für die gewaltige Arbeit der Quellensichtung geleistet hat, sehr beachtenswert, u. es wird sich vielleicht ergeben, daß er die Grundlinien (s. S. 539 f.) richtig gezeichnet hat.

Auch hinsichtlich der urkundlichen Quellen mußte sich der Vf. Beschränkung auferlegen. Das ist jedem Kenner der Verhältnisse völlig klar, u. man wird es durchaus billigen, wenn Kretschmayr S. 548 sagt: „Gelegentlich unternommene Besuche italienischer u. anderer Staatsarchive u. zufällig zustande gebrachte Vermerke über venezianische Bestände in europäischen Archiven u. Bibliotheken anzumerken, hat keinen Sinn." Aber auch hier hat uns der Vf. S. 548 bis 553 eine gute Übersicht gegeben, die zur ersten Orientierung über das urkundliche Material des ma. Venedig warm empfohlen werden muß. Hierbei möchte ich zu S. 548, bzw. 543 Anm. 1, bemerken, daß auch die Glauburg-Sammlung der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. Erwähnung verdient. Diese Sammlung wurde von Carl Hopf zu seinen Arbeiten über Griechenland im Ma. benutzt. Es wäre sehr dankenswert, wenn die Verwaltung der Bibliothek durch eine geeignete Publikation die gelehrte Welt von neuem auf diesen ihr anvertrauten wertvollen Schatz hinweisen wollte.

Was die Angaben des Vf. über moderne Bearbeitungen u. Quellenwerke (S. 554—555 u. verstreut in den „Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln" S 558—666) betrifft, so schöpft er selbstverständlich auch hier aus dem Vollen. Einige kleine Berichtigungen habe ich mir notiert: Die Notiz über Fallmerayer

Digitized by Google

(S. 559) könnte den Anschein erwecken, als ob die „Gesammelten Werke" alle oder doch wenigstens die für den Gegenstand wichtigsten Schriften enthielten. Tatsächlich aber bringt diese Sammlung doch nur eine Nachlese zu der reichen literarischen Tätigkeit des Fragmentisten. Ebenda ist ein Irrtum hinsichtlich Zinkeisens vorgekommen. In der Geschichte des osmanischen Reiches fehlt der 2. Bd. nicht, wohl aber zu der Geschichte Griechenlands (Leipzig, A. Barth, 1832). Zu Sothas (Mnemeia Hellenikes Historias, s. ebenda) wäre zu bemerken, daß der 1. Bd. bereits 1880 erschienen ist. Schließlich möchte ich noch hinzufügen, daß ein Verzeichnis der vom Vf. bei seinen Quellenzitaten gebrauchten Siglen sehr dankbar begrüßt werden würde. Vielleicht läßt sich das beim Abschlusse des Gesamtwerkes im 3. Bde. nachholen [1]).

Doch genug über die quellenmäßige Unterlage. Wenden wir uns zur Darstellung selbst. Dabei wird zunächst eine, wie mir scheint, allzu große Bescheidenheit auffallen. Ein „Schöpfen aus zweiter Hand" (Vorwort S. VII) ist es doch eigentlich nicht, was der Vf. bietet, vielmehr eine durch die Umstände gebotene Konzentration der Kräfte. U. hierbei dürfte sich zeigen, daß gerade die Beschäftigung mit anderen historischen Problemen neben der venezianischen Geschichte dem Vf. sehr zustatten gekommen ist. Denn damit gewinnt er eine Weite des Blickes u. eine Reife des Urteils, die für den Bearbeiter einer so umfassenden Aufgabe nun einmal unerläßlich ist. Ich rechne dahin auch die Fähigkeit, unter Zurückdrängung der Einzelheiten die großen Linien der politischen Entwicklung scharf hervorzuheben, oder wie Kr. selbst (S. VII) es bescheiden ausdrückt, „die vorliegenden Darstellungen namentlich etwa der Kriegsgeschichten des 15. Jh. in knappere Form zu pressen". Das ist dem Vf. in hervorragendem Maße gelungen. Die gedrängte u. dabei plastische Darstellungsweise, die lebhafte Sprache, die Sicherheit des Urteils erwecken den Eindruck, daß der Schriftsteller seinen Stoff völlig durchdrungen hat, daß er über ihm steht u. nicht von der Fülle des Materials erdrückt wird.

Selbstverständlich sind ihm die großen Probleme der venezianischen Geschichte bekannt. Um zunächst eines herauszugreifen, so hat der Vf. nicht unterlassen, sich mit der Sombartschen Theorie von der Entstehung des Kapitalismus in Venedig auseinanderzusetzen (vgl. S. 134 ff. u. 588). Daß er dabei die Schrift von R. Heynen, Zur Entstehung des Kapitalismus in Venedig (Stuttg., 1905) eingehend würdigt, ist selbstverständlich. Sehr erfreulich finde ich, daß er vor einer Überschätzung der Sombart entgegengesetzten Anschauung warnt: die Grundrente behielt für die Kapitalanlage eine, man möchte fast sagen, überragende Bedeutung (vgl. meine Bemerkungen zu der Schrift Heynens (Bd. XXXIV S. 284 der Mitt. u. Kretschmayr

[1]) An dieser Stelle sei erwähnt, daß das Werk — ein Zeichen der Zeit — verhältnismäßig viele Druckfehler aufweist, von denen einige der empfindlichsten (S. 325 u. 411) nicht in die „Berichtigungen u. Nachträge" S. 663—666 aufgenommen sind.

Digitized by Google

S. 146 u. 588 über die statistischen Angaben des Dogen Mocenigo zum Je. 1423).

Sehr wichtig war es für den Vf., wie er sich zur Terra-ferma-Politik der Republik stellen sollte. In dieser, seit den Tagen der mithandelnden Personen strittigen Frage kommt er zu der Entscheidung, daß der venezianische Staat einfach gezwungen war, für seine Kolonial- u. Handelspolitik eine breitere Basis zu suchen. Nicht nur die Sicherung der Zufuhr an Lebensmitteln u. Rohstoffen, sondern auch die finanzielle Fundierung der Ausgaben für die Kolonien forderten den Erwerb von Besitzungen in Oberitalien. Sehr gut ist, was der Vf. vom Kolonialreich der Venezianer sagt (S. 28): „Man soll ja nicht von einem Wunder der Geschlossenheit, von einem wohlgeratenen Bau u. von dessen sorgsamer Pflege reden." Mir fällt dabei ein, was der verstorbene Moritz Brosch mir einst (1898) bei gemeinsamer Arbeit im venezianischen Staatsarchiv über Kreta sagte: „Sie werden vielleicht finden, daß die venezianische Kolonialpolitik die dürre Insel noch dürrer gemacht hat." Aber auch hier rät Kretschmayr mit Recht, „einem absprechenden Urteil Zügel anzulegen". U. damit kommen wir auf einen weiteren Vorzug des vorliegenden Werkes. Neben die Vorsicht des Urteils u. das häufige Bekennen des Nichtwissens, neben die Geneigtheit, frühere Irrtümer einzustehen u. zurückzunehmen (vgl. S. 137 über ministerium u. schola) stellt sich ein hoher Sinn für Gerechtigkeit. Der Vf. hat den Charakter der venezianischen Politik in ihrer Gesamtheit, wie mir scheint, vorzüglich erfaßt. Sie fordert ja von selbst zu einem Vergleich mit der Politik anderer Handelsgroßmächte, also vor allem Englands, heraus. So gewinnt er den richtigen Standpunkt: er ist weder zum einseitigen Lobredner des von ihm behandelten Gegenstandes geworden, wie man das nur allzu häufig namentlich bei populärer Darstellung venezianischer Geschichte findet, noch hat er die Liebe zur Lagune u. der aus ihr hervorgewachsenen einzigartigen Stadt unterdrücken können. Er hat eine Geschichte auch mit dem Herzblut geschrieben. Wer immer von den einsamen Lidi auf die hohe Adria geschaut, wer an den verlassenen Stätten vorvenezianischer Größe geträumt, wer die lauschigen Plätze u. Winkel der Hauptstadt durchstreift, wer ein Volksfest in Venedig miterlebt hat, dem bleibt die Liebe zu diesem Fleckchen Erde u. zur erhabenen Größe seiner historischen Entwicklung für immer ins Herz gebannt. Aus diesen Empfindungen heraus sind die bisherigen Bände des Werkes geboren, u. so kann man mit Zuversicht sagen: bleibt der Vf. seinen Grundanschauungen treu, so wird auch der 3. Bd. ihm voll gelingen. Möge in abermals 15 Jahren oder früher, ehe des Lebens Sonne sich neigt, das hohe Lied von Venedigs Blüte und Untergang seinen Abschluß finden.

Homburg v. d. H. E. Gerland.

Digitized by Google

Festgabe Friedr. v. Bezold dargebr. zum 70. Geburtstag von sein. Schülern, Kollegen u. Freunden. Gr. 8°. 346 S. Bonn u. Leipzig, Kurt Schroeder, 1921. M. 75.—.

Obwohl damals mehr Staats- u. Rechtswissenschaft als Geschichte studierend, habe ich vor nunmehr 18 Jahren in Bonn nicht versäumt, die eigenartige Anziehungskraft, die das Vorwort zur „Festgabe" v. Bezolds Vorlesungen über die Kultur des Ma. u. der Renaissance mit Recht nachrühmt, an mir selbst zu erproben. Als mich dann später archivalische Reisen u. Studien hinausführten in die Welt des Länder u. Völker umspannenden Universalismus Karls V., zu welchen Büchern hätte ich lieber greifen sollen als zu v. Bezolds „Staat u. Gesellschaft des Reformationszeitalters" u. zur „Deutschen Reformation", die gründliche Quellenkenntnis mit tiefschürfender Fragestellung u. vornehmer Auffassung so glücklich vereinigen? Wie ich werden gewiß alle seine Verehrer mit Freuden begrüßen, daß diese stattliche Festgabe zu dem bereits am 26. Dez. 1918 begangenen Geburtstage doch noch veröffentlicht werden konnte, zumal da die gediegene Arbeitsweise des Meisters u. der Universität Bonn, an der er lehrte, bei ihr Pate gestanden haben. Es kann nicht die Aufgabe sein, die 17 Beiträge im einzelnen aufzuführen. Die meisten sind, dem Wirken v. B.s entsprechend, einer das Geistige betonenden Kulturgeschichtsforschung zuzuzählen; auch das rheinische Element ist in diesem in Bonn entstandenen Werke stark vertreten; u. a. in einer nützlichen Übersicht „Die Stellung der Rheinlande in der deutschen Geschichte" von W. Platzhoff. Aus den Beiträgen zur ma. Geschichte möchte ich Levisons Untersuchungen über die politischen Bestandteile in den Jenseitsvisionen des Zeitalters der Merovinger u. Karolinger hervorheben; von den Aufsätzen zur neueren Geschichte reizen Georg Küntzels Ausführungen über die Stellung des jungen Friedrich II. zu Montesquieu u. Luckwaldts Skizze über die Vereinigten Staaten u. Europa zur Lektüre. Die Kenntnis des späteren Ma. u. der Reformationszeit, bekanntlich bevorzugte Arbeitsgebiete v. B.s, wird durch 4 Beiträge gefördert: H. Aubin analysiert in dankenswerter Weise Reformvorschläge für die Zentralverwaltung des Kölner Erzbischofs Dietrich von Mörs, ohne jedoch — leider! — das Gutachten (zu 1436—1441) selbst abzudrucken. Al. Schulte bietet eine Vorfrucht seiner hoffentlich bald erscheinenden „Gesch. d. großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380—1530" u. schildert die Betätigung von Angehörigen dieser Gesellschaft als Geldgeber bei Errichtung der ältesten Druckereien in Spanien. Dem Humanisten u. neulateinischen Lyriker Simon Lemnius († 1550) widmet G. Ellinger eine Studie, nachdem vor ihm J. Hashagen mit einer seiner gut fundierten Arbeiten zur rheinischen Geistesgeschichte „Erasmus u. die clevischen Kirchenordnungen von 1532/3" zu Wort gekommen ist. So wird man die Festgabe nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Charlottenburg. Rudolf Häpke.

Digitized by Google

Meisner, Heinrich, Friedr. Schleiermachers Briefwechsel mit sein. Braut. Mit 2 Jugendbildnissen Schl.s Gr. 8°. 414 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1919. M. 14.—.

Schleiermacher als Mensch. Sein Werden. Familien- u. Freundesbriefe 1783—1804. In neuer Form mit ein. Einleitg. u. Anmerkungen hrsg. Gr. 8°. 368 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1921. M. 60.—.

Die Briefe sind kurz vor u. nach der verhängnisvollen Katastrophe Preußens von 1806/07 geschrieben. 34 Schreiben gehören der Zeit vor dem Kriege (1804—1806) an, der Rest (115 Briefe) fällt in die darauffolgenden Unglücksjahre. Ihr Inhalt ist nicht dadurch geschichtlich bemerkenswert, daß wir in ihnen viel von politischen Ereignissen hören: sie bleiben meist vollständig im Hintergrunde, oder sie werden nur gelegentlich vorsichtig gestreift; denn es sind die Briefe zweier Persönlichkeiten, deren Seele ganz auf die Regungen des Herzens eingestellt sind, denen gegenüber der Lauf des äußeren Geschehens zurücktritt. Um so mehr erfahren wir von dem Geist der Zeit. Vor allem werden in diesen Briefen die geistigen, sittlichen u. religiösen Kräfte deutlich, die für den damaligen Wiederaufbau Preußens als so überaus wertvoll zur Geltung gelangen sollten. Sind doch bei einer großen Zeitenwende gerade die Männer die wertvollsten, die sich nicht neu einzustellen haben, sondern ihr bisheriges Lebenswerk geradlinig fortführen können. So konnte der Mitbegründer der Berliner Universität in erster Reihe mithelfen, ein neues Preußen heraufzuführen. Noch immer wird hierbei sein stilles, aber tiefeingreifendes Wirken nicht in verdientem Umfange gewürdigt.

So bilden diese Briefe einen höchst beachtenswerten Beitrag zur Erkenntnis der Persönlichkeit Schl.s. Seine Lebenskurve ist damals auf einem gewissen Höhepunkte angelangt. „Der große Schriftsteller u. berühmte Professor" kommt zum Wort. Nur wenige Briefe sind in Stolpe geschrieben, wo Schl. kurze Zeit als Hofprediger wirkte, einen weiteren kleineren Teil schrieb der Hallesche Dozent, den größten Teil der Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Seine Korrespondentin ist die 1768 geborene Braut, Gattin u. dann Witwe des Militärgeistlichen Ehrenfried v. Willich, Henriette geb. Mühlenfels, die ihren Gatten 1807 nach kurzer Ehe verlor, sich dann 1808 mit Schl. verlobte u. sich im nächsten Jahre mit ihm vermählte. Henriette v. Willich ist eine schlichte, aber feinsinnige u. edle Frauengestalt, die mit schwärmerischer Verehrung zu Schl. aufblickt u. ihre Seele dem berühmten Freunde des Mannes u. späteren Verlobten rückhaltlos erschließt, von dem sie liebevollste u. fürsorglichste Anteilnahme in Freud u. Leid bis zu den kleinsten mütterlichen Sorgen um ihre beiden verwaisten Kinder ihrer ersten Ehe erwarten darf.

Im bunten Wechsel gleiten bei der Lektüre immer neue Züge der ebenso reichen wie edlen Persönlichkeit Schl.s vorüber. Wir lernen ihn kennen als den feinsinnigen Menschenkenner u. Seelenführer, den verehrten u. gefeierten Universitätslehrer u. Dozenten,

Digitized by Google

den sorgfältigen Platoübersetzer, den opferwilligen u. treuen Freund, den allgemein geschätzten u. berühmten Kanzelredner, zu dessen Predigten in schwerster Stunde selbst ein Stein in der Neujahrsnacht von 1808/09 griff. Daneben darf natürlich nicht der zärtliche Bräutigam vergessen werden, der immer wieder von neuem das Band inniger Geistes- u. Herzensgemeinschaft zwischen sich u. der erwählten Braut zu verstärken sucht. Dies alles zusammengenommen ergibt das Bild eines Mannes, dem nicht nur die Vielseitigkeit u. Selbständigkeit seines Geistes, sondern auch die Festigkeit u. Reinheit seines Charakters eine überragende Stellung unter den bedeutendsten seiner Zeitgenossen verleiht. Seine überlegene Sicherheit führt uns am anschaulichsten der 98. Brief (vom 27. XI. bis 1. XII. 1808) vor Augen — während der Zeit der französischen Besatzung. Mitten im Satze ist Schl. gezwungen, abzubrechen, weil ihn Marschall Davoust zum Verhör vorführen läßt. Ruhig führt Schl. nach seiner Rückkehr, als wäre nichts besonderes geschehen, mit dem Schreiben fort, vollendet den begonnenen Satz u. berichtet dann seiner Braut mit wenigen spöttischen Worten von dem Geschehenen: „Mir war das Ganze sehr spaßhaft, ich mußte noch den Dolmetscher abgeben bei den andern u. habe meine Rolle sehr ernsthaft gespielt." Je größer die Not jener Unglückstage ist, um so unermüdlicher entfaltet Schl. eine immer vielseitigere Tätigkeit trotz mannigfacher körperlicher Hemmungen; denn selten hat ein so starker Geist in einem so anfälligen u. schwachen Körper gewohnt. Eine tiefe u. echte Religiosität erschließt ihm Seelenkräfte, deren Größe sich in einer stets gleichbleibenden inneren Ruhe u. unerschütterlichen Zuversicht offenbart, Seelenkräfte, die ihm die Möglichkeit verleihen, auch anderen eine zuverlässige Stütze in ihrem tiefsten Seelenschmerze zu sein. Welche unsagbar schönen Worte des Trostes findet er in jenem Briefe an Henriette v. Willich (Nr. 39) anläßlich des Hinscheidens ihres Gatten, in dem sich jene berühmte Äußerung über die Unsterblichkeit findet.

Gerade dieses Fundament wahrer christlicher Frömmigkeit verleiht diesen Briefen über den geschichtlichen Wert hinaus Gegenwarts- u. Zukunftswert. Wie sich Willibald Beyschlag in den kritischen Tagen von 1866 in seiner Rede beim Antritt seines Rektorates an der Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli vielfach auf den Inhalt dieser Briefe bezog, als er über Schl. als politischen Charakter sprach u. auf ihn als einen der unsterblichen Führer unseres Volkes hinwies, so dürfen u. können noch heute die Worte jenes Mannes nicht ungehört verhallen, zumal wir in einer Zeit leben, die der von 1806/07 noch um so vieles näher steht.

Auf einen Umstand wäre dann noch hinzuweisen, der diese Briefsammlung in kulturgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswert macht. Wegen ihres besonderen Charakters enthält sie ein bis in viele kleine Einzelzüge getreues Spiegelbild des gut-bürgerlichen Familienlebens zu Beginn des vorigen Jahrhunderts im nördlichen Deutschland.

Die Brautbriefe sind jetzt zum ersten Male vollständig in würdiger Ausstattung erschienen. Man vermißt eine kurze Übersicht

Digitized by Google

der Briefe mit Ortsangabe, Datum u. Verfasser bzw. Empfänger u. ein sorgfältiges Sachregister, das das Finden der wertvollsten Stellen wesentlich erleichtern würde. Kurze Anmerkungen erklärenden Inhaltes u. etwas umfangreichere biographische Notizen im Register würden den Wert der Ausgabe wesentlich erhöht haben. Auch sind manche Einzelheiten in der Einleitung, z. B. Schl.s Verhältnis zu der Henriette Herz, ganz verfehlt dargestellt.

Inzwischen ist eine 2. Aufl. der Briefe notwendig geworden.

Die Veröffentlichung von Schleiermacherbriefen, die so glücklich mit den Brautbriefen begonnen wurde, ist neuerdings mit einem 2. Bde. fortgesetzt worden. Der Hrsg. erstrebt offenbar auf diese Weise allmählich einen vollständigen mehrbändigen „Kommentar" zum Leben Schl.s. Die Brautbriefe würden davon den 2., die vorliegende Ausgabe den 1. Bd. bilden. Gewährt der Briefwechsel mit der Braut einen Einblick in das Leben Schl.s während seiner Professur in Halle u. in die Anfänge seiner Wirksamkeit als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, so bietet die Auswahl der Familien- u. Freundesbriefe einen kurzen Überblick über sein Werden in den zwei vorangehenden Jahrzehnten.

Wir begleiten den Schüler der Herrenhuter von Niesky u. Barby nach der Universität Halle u. lernen dann den Drossener Kandidaten, den Schlobitter Hauslehrer u. den jungen Landsberger Hilfsgeistlichen kennen. Dann erleben wir mit dem jungen Prediger an der Berliner Charité die Anfänge seiner literarischen Tätigkeit u. seines wachsenden schriftstellerischen Ruhmes. Die Ausgabe schließt mit der unglücklichen Stolper Hofpredigerzeit u. dem erfreulichen Ausblick auf die Dozentur in Halle.

Die Schreiben sind in erster Linie Zeugnisse der Freundschaft jenes schönen menschlichen Verhältnisses, in dem Schl. ein Meister war. Hinter den vielen Freundesbriefen treten die wenigen Schreiben an den Vater u. selbst die umfangreichen u. herzlichen Briefe an die Schwester Charlotte u. die geringe Zahl der veröffentlichten Briefe der Liebe an Eleonore Grunow zurück. Den breitesten Raum nehmen die Schreiben an Henriette Herz ein. Daneben kommt dann noch eine kleine Zahl von Schreiben an die übrigen alten u. neuen Freunde wie Brinckmann, Catel, die Grafen Alexander u. Wilhelm zu Dohna, die Gebrüder Schlegel, Ehrenfried v. Willich u. den Buchhändler Reimer zum Abdruck.

So sehr die äußere Ausstattung der Familien- u. Freundesbriefe den Brautbriefen entspricht, so verschieden ist die Ausgabetechnik, wobei ein Vergleich nicht immer zugunsten der ersteren ausfallen dürfte. Zweifellos ist insofern ein Fortschritt zu bemerken, als Anmerkungen den einzelnen Briefen hinzugefügt worden sind, die allerdings auf viele Fragen des Lesers keine Antwort wissen u. in mancher Hinsicht noch weiter ausgebaut werden könnten, u. das Register durch ein sorgfältiges Stichwortverzeichnis bei dem Namen Schl.s das Auffinden wichtigen biographischen Materials außerordentlich erleichtert.

Digitized by Google

Noch immer vermißt man auch bei dieser Ausgabe eine Inhaltsübersicht, die Ort, Zeit u. die Namen der Adressaten angibt, ein Mangel, der in diesem Falle bei der Verschiedenheit der Briefempfänger noch empfindlicher fühlbar wird. Dagegen macht sich gegenüber der Vollständigkeit der Brautbriefe die starke Beschränkung sehr unangenehm bemerkbar, die sich der Hrsg. bei dieser Auswahl aus z. T. sehr wohl verständlichen Gründen auferlegen mußte. Zweifellos ist es aber ein großes Unrecht gegen die Persönlichkeit Schl.s, daß in ihr der Gelehrte u. Theologe nicht vollständig zum Worte kommt, ein Unrecht, das der Hrsg. selbst empfindet u. vergebens zu entschuldigen sucht. Hierdurch wird der Wert der Briefsammlung erheblich herabgesetzt. Aber es geschieht auch dem Leserkreise gegenüber Unrecht, an den sich die Veröffentlichung in erster Linie wendet. Der Hrsg. berücksichtigt nicht genug jene starke, ständig wachsende religiöse Strömung in unserem Volke, die seinen früher zu einseitigen politischen, philosophischen u. künstlerischen Interessen gegenüber immer stärker zur Geltung gelangt. Die Ausgabe u. die Aufnahme der Briefe selbst sind der beste Beweis dafür, daß sich das deutsche Volk auch in weiteren Kreisen um seine bedeutenden Theologen zu kümmern anfängt. Der bereitwilligen Aufnahme Schl.s, dem Freunde unserer großen Romantiker, kommt überdies der romantische Zug unserer Zeit entgegen, der sich auf religiösem Gebiete in der starken Hinneigung zur Mystik deutlich geltend macht.

Schl.s Briefausgaben hat das Glück bisher wenig begünstigt, obwohl er es verdiente, daß seinem Lebenswerke auch auf diesem Gebiete ein würdiges Erinnerungsdenkmal errichtet würde: eine Ausgabe seiner sämtlichen Briefe, die allen wissenschaftlichen Ansprüchen in vollem Umfange gerecht würde. Vielleicht könnte der Wunsch nach Beseitigung der Mängel der vorliegenden Ausgabe dazu den Anlaß geben.

Berlin-Neukölln. Ernst Amling.

Christern, Herm., Friedr. Christoph Dahlmanns polit. Entwicklung bis 1848. Ein Beitr. z. Gesch. d. dtsch. Liberalismus. Mit 1 Bildn. Dahlmanns. (Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. Gesch. Bd. 50.) 8°. 248 S. Leipzig, H. Haessel, 1921. M. 13.—.

Wer Dahlmanns Namen nennt, denkt zugleich an das unvergängliche Buch Springers, an die geistvollen Aufsätze von Sybel, Waitz, Treitschke u. E. Marcks, aber Springers Werk ist 50 Jahre alt u. ist Biographie. Seitdem hat die politische Ideenforschung des 19. Jh., besonders von Meinecke mächtig angeregt, einen großen Aufschwung genommen. Der Marcksschüler Christern bietet eine überaus wertvolle, gründliche u. fein abgewogene Untersuchung von Dahlmanns politischem Denken bis 1848. Man weiß, wie heftig man um Dahlmanns Parteizugehörigkeit letzthin gestritten hat, man kennt die Anschauung Wahls, der ihn für die Konservativen in Anspruch nimmt,

Digitized by Google

u. die weitgreifende Kontroverse zwischen Meinecke u. Brandenburg über das ältere deutsche Parteiwesen. Wahls einseitig-gezwungene Auffassung wird von Chr. schlagend widerlegt (bes. S. 223), u. Dahlmanns Bild trägt nunmehr endgültig die Züge des großen Theoretikers des Konstitutionalismus, der „die beiden Grundkräfte des 19. Jh: die historisch-empirische u. die idealistisch-konstruktive Richtung des Denkens, beide in maßvoller Anwendung auf das politische Leben seiner Zeit vereinigte" (S. 222). Eindringender als Springer u. Treitschke, die Dahlmann noch zu nahe standen u. ihn einer konservativ-liberalen Gruppe zurechneten mit Betonung des konservativen Elementes (S. 8, 99), zieht der Vf. die Verbindungslinien von Dahlmanns Werk zu den geistigen Strömungen seiner Epoche, zur Abhängigkeit seiner konstitutionellen Lehre vom englischen Verfassungsideal, wobei er einleuchtend das Medium Blackstones (Commentaries . . .) zwischen Montesquieu u. Dahlmann schiebt (S. 102, 220), zur Romantik, die den Jüngling zunächst mit dem großdeutschen, preußenfeindlichen Gedanken erfüllte (S. 29), zu den Befreiungskriegen, die ihm zugleich Freiheitskriege waren u. ihn, 1811 nach Kiel berufen, zum politischen Denken anregten (S. 29), zum Absolutismus, dessen Kritik er von nun an zu seiner Lebensaufgabe machte. Wie sehr Dahlmann seitdem mit Schleswig-Holstein verbunden war, zeigt eine eingehende Analyse seines Kampfes um die Rechtsfrage, den er als Sekretär der holsteinischen Ritterschaft in Wort u. Schrift ausfocht, zeigen seine darauf bezüglichen bekannten Jugendschriften, die „Waterloorede" u. „Ein Wort über Verfassung". Die vom Vf. erstmals völlig ausgeschöpfte „Erstlingsschrift" (1814), von ihm als Hauptquelle erkannt, liefert den Beweis (gegen Wahl), daß Dahlmann trotz seiner engen Verbindung mit dem Adel u. dessen ständischen Bestrebungen, nicht den Konservativen zugehört, sondern gerade Ritterschaft u. Bürgertum zu einer Einheitsfront zusammenschließen wollte (S. 66). Zergliederungen der Hauptwerke, der Politik, der dänischen Geschichte u. der beiden Revolutionsgeschichten weisen die Herkunft von Dahlmanns teils englisch, teils urgermanisch gefärbten Ideen nach. In seinem Geiste wohnte das nationale u. weltbürgerliche Denken eng beieinander wie ein Vergleich mit Humboldt zeigt. Für Preußen verlangt er eine Volksvertretung, um ihm das Aufgehen in Deutschland zu erleichtern — so arbeitete er Pfizer in die Hände auf dem kleindeutschen Wege —, doch unterschätzte er Preußens Großmachtbewußtsein (S. 96 f.). Die innere Politik ist für ihn noch typisch unverbunden mit der äußeren u. die letztere erscheint ihm als das Sekundäre. So ist er vor 1848 so recht der Vorkämpfer des älteren Liberalismus, ohne Doktrinär zu sein (der Vf. zeigt dies schön an Dahlmanns freier Stellung zu Goethes Haltung 1813, S. 135). Er zieht seine Wurzeln aus den schleswig-holsteinischen Kampfjahren, aus der nordischen Geschichte u. ihren demokratischen, urgermanischen Bestandteilen u. dem englischen Verfassungsvorbild. Noch ist er befangen in der starken Betonung des sittlichen Charakters des Staatslebens; hier zeigt sich seine Fremdheit der auswärtigen

Digitized by Google

Politik gegenüber, auch arbeitet er stark mit der Fruchtbarmachung geschichtlicher Lehren für die Gegenwart. Trotz aller Kühle trägt sein gesamtes Staatsdenken noch jene idealistische Prägung, die den Liberalismus in der praktischen Politik scheitern ließ. Das hindert nicht, die hohe Bedeutung Dahlmanns für die geistig-politische Befreiung des deutschen Bürgertums u. die Kraftströme, die von ihm ausgingen, anzuerkennen (S. 217 ff.).

Die Zielsetzung des skizzierten Buches mit 1848 rechtfertigt der Vf. mit dem tiefen Einschnitt, den die Revolution zwischen Dahlmanns bisherigem erzieherisch-theoretischen Wirken u. seinem nunmehrigen praktischen Handeln, das ihn selbst umgestaltete, schuf.

Der Einzeluntersuchungen zur Geschichte des deutschen Liberalismus bedarf es noch vieler, bis die Bausteine zu einer großen Gesamtdarstellung gesammelt sind. Chr. hat dazu einen mustergültigen Beitrag geliefert.

Freiburg i. B. Joseph Wallach.

Schmoller, Gust., Zwanzig Jahre Deutscher Politik (1897—1917). 8°. VI u. 206 S. München u. Leipzig, Duncker & Humblot, 1920. M. 18.—; geb. M. 25.—.

Nicht um hinterlassene Schriften Gust. Schmollers handelt es sich hier, sondern um eine für seine Stellungnahme zu den sozialen u. politischen Tagesfragen aus den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens aufschlußreiche Vereinigung einer Anzahl bisher zerstreut gebliebener schon veröffentlichter Aufsätze u. Vorträge.

Das Kernstück der Sammlung bilden 3 den Verein für Sozialpolitik betreffende Nummern. In ihnen legt Schm. als Vorsitzender des Vereins auf u. nach den Generalversammlungen von 1897, 1899, 1901 Rechenschaft über dessen Bestrebungen, Hemmungen u. Errungenschaften ab. Gegründet 1872 in einer Zeit hochgehender Zuversicht auf die glückliche Fortentwicklung des Deutschen Reichs von einer kleinen Gruppe angesehener Universitätslehrer u. deren Freunden aus der Überzeugung heraus, daß ein planmäßiges sozialreformatorisches Eingreifen des Staates unerläßlich sei, stellte er sich die Aufgabe, ohne jede parteipolitische Bindung „mit der Leuchte der Wissenschaft den Wegen der Praxis voranzugehen ... in den Kämpfen des Tages, der Interessen u. Leidenschaften der Stimme der Billigkeit, der Vernunft, der Wissenschaft Gehör zu verschaffen". Glaubte der Verein anfangs auf schnelleren Eingang seiner Anschauungen bei den maßgebenden politischen Parteien u. der Regierung hoffen zu dürfen, so mußte er doch bis 1881 warten, ehe hierin Wandel geschah. Und dann senkte sich in den letzten Bismarckschen Jahren die reformfreundliche Kurve wieder, um 1890—95 sich von neuem zu erheben u. hernach abermals wieder zu sinken, jedoch unter Anzeichen einer Besserung am Schluß der Rückschau 1901.

Durchdrungen von echt schwäbischem Idealismus hat Schm. stets an dem Vertrauen festgehalten, „daß der Zeit gehässiger sozialer Kämpfe ein besserer sozialer Friedenszustand folgen werde, daß die

Digitized by Google

idealen Mächte u. die ſittlichen Kräfte Herr werden über allen Materialismus unſerer Tage"; es ſtand ihm aber ebenſo feſt, daß es zur Erreichung einer geſunden Neuordnung unſerer volkswirtſchaftlichen Zuſtände eines hohen Maßes unverdroſſener, durch keinen der unausbleiblichen Rückſchläge beirrter wiſſenſchaftlicher u. praktiſcher Arbeit bedürfe. Einen Beleg für die Staatsnotwendigkeit der Sozialreform erblickt er in dem Wandel, den Graf Poſadowski als Staatsſekretär von einem Gegner zu einem Förderer der Reform durchgemacht hat. Die 110 Sozialdemokraten im neugewählten Reichstag 1912 ſchrecken Schm. nicht, die gemäßigteren Anſchauungen gewönnen zunehmend Boden bei den begabten Führern der Partei, für die Ausſichten eines gewaltſamen Umſturzes ſei unſere Staatsmacht zu ſtark, der Staat ſeinerſeits ſolle aber auch mit der törichten Anwendung von Gewaltmitteln zur Unterdrückung der ſozialdemokratiſchen Bewegung ein Ende machen. In ſicherer Erwartung eines ſiegreichen Kriegsausgangs hält er 1915, geſtützt auf die kriegeriſche Betätigung der Sozialdemokratie u. ihre bewilligungsfreundliche Haltung im Reichstag, die Andauer einer verſöhnlichen Stimmung nach dem Frieden für gar nicht unwahrſcheinlich. Wie er für ſeine eigene Perſon dem Gegner, z. B. Marx u. Engels, volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, ſo dringt er auch darauf, die ſozialpolitiſchen Kämpfe unter gegenſeitiger Achtung vor der Überzeugung der anderen Seite zu führen. Nichts will er von Friedr. Naumanns demokratiſchem Prinzip wiſſen, den Schwerpunkt der politiſchen Gewalt im Staate in die Hand des Volks zu legen. Auch der engliſche Parlamentarismus erſcheint ihm für deutſche Verhältniſſe nicht nachahmenswert. Er hält für das Beſte für uns eine ſtarke, konſtitutionell umgrenzte Monarchie, verwaltet von einem tüchtig durchgebildeten, pflichtbewußten, unparteiiſchen Beamtentum. Scharf wendet er ſich aber, der er „im Grunde ein ſüddeutſcher Liberaler geblieben" ſei, gegen alles, was Bevorzugung des Junkertums im Staate heißt; nur einer einzigen Ariſtokratie erkennt er volle Berechtigung zu, der des Geiſtes. Die Abweiſung der Bülowſchen Wahlrechtsreform für Preußen bedauert er, nur ungern ſtimmte er im Herrenhaus für die nun abgeſchwächte Vorlage. Koloniale Ausbreitung hält er für geboten, der Flottenpolitik redet er das Wort. Dem im Weltkriege in den näheren Geſichtskreis getretenen Gedanken eines wirtſchaftlich zuſammenzuſchließenden Mitteleuropa ſteht er grundſätzlich freundlich gegenüber, doch warnt er vor der Unterſchätzung der hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten u. will nur mittels ganz behutſamer „Handels- u. Zollannäherung" zunächſt an Öſterreich-Ungarn u. fernerhin erſt an Bulgarien, die Türkei uſw. vorgegangen wiſſen.

Unter den Stücken im „Anhang" feſſeln beſonders die auf die Straßburger Univerſität, des Vf.s Wirkungsſtätte 1872—82, bezüglichen, die nicht nur die Bedeutung dieſer Reichsgründung beleuchten, ſondern auch, weiter Vorſtehendes in dieſem Sammelband ergänzend, verſchiedentliche Streiflichter auf die Behandlung Elſaß-Lothringens im allgemeinen werfen.

Digitized by Google

Einen erhöhten Reiz verleihen der vorliegenden Sammlung Schmollerscher Veröffentlichungen die dort häufig begegnenden, ihm gegenüber getanen mündlichen Äußerungen an hoher Stelle stehender Persönlichkeiten. Seiner persönlichen Bekanntschaft mit den fünf ersten Reichskanzlern haben wir auch die hier von ihnen gegebenen, ihr Bild vervollständigenden Charakterzüge zu verdanken.

Den hoffnungsvoll gestimmten Ausblicken in die Zukunft, die Schm., noch vom vollen deutschen Machtbewußtsein erfüllt u. von Natur zum Optimismus geneigt, in seine Darlegungen einzuflechten liebte, hat das uns widerfahrene grausame Geschick die Erfüllung versagt; hohen Wert aber für die Gegenwart behält der Geist, der auch in dem hier in Rede stehenden Teil seines Schrifttums obwaltet. Ein Großer im Reiche der Wissenschaft lebt darin fort, dessen volksfreundliches Herz ihm seine Lebensaufgabe, die der Denkarbeit für verständigen sozialen Fortschritt, bestimmte.

Charlottenburg. C. Rethwisch †.

Kjellén, Rud., Die Großmächte u. die Weltkriege. 8°. 249 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1921. M. 9.— u. 100 %.

Das weitverbreitete Buch Kjelléns „Die polit. Probleme d. Weltkrieges" (vgl. diese Ztschr. Bd. 45, S. 209 ff.) hat unter dem Einfluß des Kriegsausganges eine Neugestaltung erfahren. Das ältere Werk ist gründlich umgearbeitet, ohne jedoch sachlich wesentlich verändert zu werden, bildet aber nur etwa $^2/_3$ des neuen Buches. Neu ist der letzte Teil: „Die Weltkrise u. das neue System." Kj. versucht, Entstehung, Verlauf u. Ergebnisse des Weltkrieges in die universalhistorische Betrachtung einzufügen, ohne dabei dem Irrtum zu verfallen, als ob wir zur Zeit an einem Ruhepunkt der Entwicklung ständen. Angenehm überrascht, daß seine „biologischen" u. „geopolitischen" Ideen nunmehr stark zurücktreten hinter einer ruhigen historisch-politischen Betrachtungsweise. Von seiner Lieblingsidee „Mitteleuropa" u. dem angeblich dessen Geschichte bestimmenden „Problem der drei Flüsse" (in den „Studien zur Weltkrise", vgl. diese Ztschr. 1918, S. 120 ff.), die durch die Neugestaltung der europäischen Staatenwelt so gründlich ad absurdum geführt sind, rettet er sich hinüber zu der „planetarischen" Betrachtungsweise, die immerhin einen realen Untergrund hat. Denn daß zur Zeit das Schwergewicht der Weltpolitik sich auf den atlantischen Ozean (England-Vereinigte Staaten) verschoben hat, ist ohne weiteres zuzugeben. Besonders hinzuweisen ist auf die ausgezeichnete Würdigung der Stellung u. Haltung Deutschlands im Weltkrieg, die mit einer für den neutralen Beobachter erstaunlichen Objektivität die Lebensnotwendigkeit des deutschen Machtwillens für Deutschlands Bestehen anerkennt. Unsere gegenwärtige Stellung kennzeichnet er treffend mit dem Ausdruck „Zwangsarbeitskolonie". Für den Historiker noch anregender sind die Erörterungen über das Verschwinden der Großmacht Österreich-

Digitized by Google

Ungarn, für die nach dem Zusammenbruch Rußlands eine historische Mission nicht mehr besteht. Freilich fragt man sofort: wer wird die Aufgabe der habsburgischen Monarchie wieder aufnehmen, wenn Rußland einmal neu ersteht? Auffallend ungünstig wird Japans Lage beurteilt, während der Vf. über das künftige Verhältnis der beiden angelsächsischen Staaten zueinander nur mit großer Vorsicht Möglichkeiten erwägt. Die zahlenmäßige Vermehrung der kleinen Staaten, in der ein Gegengewicht gegen die größere Machtkonzentration bei weniger Großmächten liegen soll, erfüllt den Schweden mit begreiflicher Befriedigung; er sucht darin einen „Umschwung zugunsten der politischen Kleinwirtschaft" vorbereitet. Ob freilich die neuentstandenen Kleinstaaten gerade sehr befähigt sind, die Kulturaufgaben, die er ihnen besonders zuweist, zu erfüllen, darf billig bezweifelt werden. Bisher war in der Geschichte wirkliche Kulturförderung untrennbar von politischer Kraftäußerung. Hier eben liegt die weltgeschichtliche Gefahr aller Völkerbundsideen, für die Kj. noch schwärmt, obwohl er in sehr lesenswerten Ausführungen die Brutalität dieser Verewigung des Unrechts kennzeichnet.

Hannover. Gerhard Bonwetsch.

Schulte, Aloys, Frankreich u. das linke Rheinufer. Mit 4 Karten. 2. durchges. Aufl. Gr. 8°. 364 S. Stuttgart u. Berlin, Dtsch. Verlags-Anst., 1918. M. 10.—.

Von der ungeheuren Masse der Forschungen über das geschichtliche Verhältnis Deutschlands u. Frankreichs von ihren Grenzen darf man diese wohl für die beste erklären. Von der Grundfrage ausgehend, ob der Rhein wirklich die „natürliche" Grenze sei, tritt der Vf. seinen Gang an, u. zeigt nun, vom Beginn der Nachbarschaft zwischen Germanen u. Kelten bis zum heutigen Tag, das Recht der Deutschen auf das linke Ufer. Er setzt sich dabei stets einerseits mit den Quellen, anderseits mit den unerhörten Rabulistereien der neuesten französischen Tendenzmache (Driant, Stein, Babelon usw.) auseinander; er versteht es, strenge Forschung mit wirksamer Polemik zu verbinden; er schreibt mit der Entrüstung, die der Deutsche heute nicht unterdrücken kann, u. entfernt sich dabei nicht einen Zoll von dem quellenmäßig zu Belegenden. Reiche Belehrung empfangen wir überall, gerade dadurch, daß ein Jahrtausend von einem großen, weltbedeutenden Gesichtspunkte aus überschaut wird. Aber welch ein Abgrund wissenschaftlichen Niedergangs auf Seiten der französischen Forschung tut sich auf: von Sorel zu Babelon, von den vorletzten ausgezeichneten Forschergenerationen zum neuesten Lügen-Chauvinismus! Machen wir uns darauf gefaßt, daß er im Siegestaumel sich steigern wird, u. glauben wir nicht, daß er sich von selbst in seiner Maßlosigkeit überschlägt.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Digitized by Google

Deutsch-nordisches Jahrbuch f. Kulturaustausch u. Volkskde. 1921. Hrsg. v. Walt. Georgi. Mit 8 Tafeln u. 2 Abb. im Text. Gr. 8°. 153 S. Jena, Eug. Diederichs, 1921. M. 20.—.

Der 1. Bd. des Jahrbuchs ist 1914, der 2. erst 1921 erschienen. Viele Jahre war sein Erscheinen überhaupt unmöglich. Denn nach Ausbruch des Weltkrieges zeigte es sich, daß Deutschland u. die skandinavischen Länder durch einen Wall politischer u. anderer Mißverständnisse voneinander getrennt waren. In diesen Wall will das vorliegende Jahrbuch eine Bresche legen. Die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe läßt sich an der Hand der deutschen u. nordischen Beiträge des Buches deutlich erkennen. Der kleine Aufsatz des Norwegers Edv. Welle-Strand über „Die Kluft des Krieges zwischen Deutschland u. Norwegen" wimmelt z. B. von Entgleisungen u. Taktlosigkeiten, die nur dadurch wenigstens einigermaßen erträglich werden, daß der Hrsg. gegen die schlimmsten norwegischen Auswüchse in Randbemerkungen Einspruch erhebt. — Die deutschen Beiträge sind z. T. recht pessimistisch gehalten, so Lilienthals „Amerikanismus in Skandinavien". — Vertrauensvoller äußern sich die Wirtschaftler, u. in der Tat glaube ich, daß der deutsch-nordische Kulturaustausch in der nächsten Zeit hauptsächlich einen wirtschaftlich-kulturellen Charakter tragen wird. — Wenn Else v. Hollander das „Hilfswerk des schwedischen Roten Kreuzes" als einen Ausfluß schwedischer Deutschfreundlichkeit betrachtet, so begeht sie einen Irrtum. Es war vielmehr der Ausdruck einer allen kriegführenden Nationen zugute kommenden Menschenliebe u. Menschenfreundlichkeit. — Interessant ist der Versuch des Dänen Karl Larsen, der Persönlichkeit Ludendorffs gerecht zu werden. — Eine wirklich deutschfreundliche Gesinnung verrät der Aufsatz von Johannes Öhquist über die Heldengeschichte des aus finnländischen Freiwilligen zusammengesetzten Preuß. Jägerbataillons Nr. 27. Auch sonst bringt das Jahrbuch manchen dankenswerten Beitrag.

Da der Hrsg. die Dinge nicht durch eine rosagefärbte Brille betrachtet, sondern sie so sieht, wie sie in Wirklichkeit sind, ist er wohl geeignet, zwischen Deutschland u. den skandinavischen Ländern durch sein Jahrbuch eine Brücke zum besseren gegenseitigen Verständnis zu schlagen. Seine mannhaften u. doch versöhnlichen Einleitungsworte bieten hierfür sichere Gewähr. Nur durch Verständniswillen auf allen Seiten läßt sich etwas erreichen. Und an diesem Willen fehlt es leider in Norwegen u. Dänemark fast überall, teilweise auch in Schweden. Möge es dem Hrsg. gelingen, das zarte u. fast vertrocknete Blümlein des deutsch-nordischen Kulturaustauschs, das der größten Schonung u. der sorgfältigsten Pflege bedarf, zu einer kräftig blühenden Pflanze zu entfalten!

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Digitized by Google

Waerland, Are, Die Diktatur d. Proletariats. Berecht. Übertragung d. 3. schwed. Aufl v. Fritz Arnheim. 8°. 119 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1921. M. 12.—.

Man muß A. aufrichtig dankbar dafür sein, daß er uns W.s Werk in deutscher Sprache näher bringt, dankbar auch, weil die Übersetzung sich nicht wie eine Übersetzung liest, sondern wie eine in bester deutscher Sprache geschriebene Abhandlung, die anderseits aber auch den schwedischen Charakter des Originals voll zur Geltung kommen läßt. Daneben müssen wir A. auch dankbar dafür sein, daß er uns in seinem Vorwort mit kurzen Hinweisen über die Entwicklung der Sozialdemokratie in Schweden u. den bolschewistischen Einschlag in der schwedischen linkssozialistischen Partei belehrt, u. in Fußnoten kurze Erläuterungen zu einigen Stellen der Schrift gibt.

Die Schrift ist eine an die schwedische Öffentlichkeit u. besonders an die Linkssozialisten gerichtete Warnung. Er beweist mit unerbittlicher Folgerichtigkeit den geistigen Bankerott der bolschewistischen Theorie. Die Hauptaufgabe aber, die er sich gestellt hat u. deren Lösung ihm gelingt, ist der Nachweis, daß das bolschewistische Gewächs auf westeuropäischem Boden nicht Wurzeln schlagen kann, da ihm hier die zu seinem Wachstum nötige Umwelt fehlt, denn es ist ein spezifisch russisch-asiatisches Gewächs.

W. kennt Rußland zweifellos aus eigener Erfahrung. Allerdings berührt manche Anschauungsweise den deutschen Rußlandkennern eigenartig. Sie ist schwedisch, u. dem Schweden fällt es schwerer, sich in das russische Geistesleben hineinzuversetzen als dem Deutschen, der in Rußland zu Hause ist. Manches Urteil klingt sogar deutschbaltisch u. erinnert an die vernichtenden Kritiken aus deutschbaltischen Kreisen. Man vgl. des Balten Heinrich Löwe „Das neue Rußland u. seine sittlichen Kräfte" mit des Reichsdeutschen Karl Nötzel „Die Grundlagen d. geistigen Rußlands"! Der vom russischen Geist nicht faszinierte Germane findet keine Entschuldigung für die negativen Seiten des Russen. So finden wir auch bei W. recht harte Urteile über die russische Kultur, die der Slawophile als tödliche Beleidigung entrüstet von sich weisen würde, da er besser sei als der verfaulte Westen, u. die auch ein Tolstoi-Verehrer wie Nötzel nicht anerkennen könnte.

Anfänglich aufkommender Widerspruch gegen einzelne zu harte Sätze legt sich beim Weiterlesen, denn W. bleibt von seinem Standpunkte aus den Beweis nicht schuldig. Unberechtigt ist, m. E., das harte Urteil über die Religiösität der Russen. Protestantisch-rationalistisch ist sie keineswegs, aber sie steckt unbewußt tief in seinem Gemüt, u. wohl kaum anderweitig finden wir so viel natürliche christliche Menschenliebe wie im russischen Volke; daneben allerdings im Riesenreich auch eine Unmenge von Bestien in Menschengestalt mit den perversesten Anlagen unter der Tünche aufdringlichster Bigotterie.

Jedoch hat W. mit seiner Hauptthese recht: zwischen Westeuropa u. Rußland besteht eine chinesische Mauer, deren einer Eckpfeiler die griechisch-katholische Kirche ist, u. diese hat den Russen, den In-

Digitized by Google

tellektuellen u. durch diesen das Volk, dazu erzogen, im System alles zu sehen u. im Menschen ohne dasselbe nichts. Der Russe ist unverbesserlicher Theoretiker, u. der Theorie opfert er alles, auch sich selbst, mag sie auch noch so wirr u. unkonsequent sein; das Menschenleben hat in Rußland keinen Wert. Gibt es doch dort fast so viele Menschen wie Sand am Meer u. im Verhältnis zu dieser Masse sehr wenig aus der Masse hervorragende Menschen.

Alles, was W. über die Unfähigkeit des Russen, die Dinge anders als durch die russische Brille zu sehen, die Unfähigkeit, logisch zu denken, über sein Gefühlsdenkertum, seinen Mangel an Selbstkritik u. seine nationale Überhebung sagt, ist richtig. Recht wertvoll ist dann die ins einzelne gehende geschichtspsychologische Erklärung dieser russischen Charakterzüge mit dem Schlusse, daß der Bolschewismus sich aus ihnen ergeben mußte. Es fehlte ein eigentliches Bürgertum; daher die Verständnislosigkeit für den bürgerlichen Begriff der Freiheit. Der russische Adel entstand aus zu hündischem Gehorsam gezwungenen obersten Dienern der Despoten, u. dieser Adel tyrannisierte das Volk, wie er getreten wurde. Diese Tyrannei hat die Revolution überlebt, die den Adel vernichtete. Das Volk gewöhnte sich an einen Zustand der Resignation, der ein ausgeprägtes Phantasieleben das Gegengewicht hält. Das Volk sah im Zaren seinen Beschützer gegen den Adel. Der Zar fiel, aber mit ihm keineswegs das Selbstherrschertum.

W. schildert an der Hand der Schriften Alex. Nowikows u. Wallaces das russische Dorf: wie der russische Bauer seinen Grund u. Boden verlor, wie die russische Dorfgemeinde entstand u. einen Staat im Staate bildete, u. sagt: „Hier stehen wir an der Quelle des allbekannten russischen Anarchismus, Nihilismus u. Sozialismus. Die byzantinische Kirche war die geistige Mutter dieser Bewegungen, die russische Dorfgemeinde ihr weltlicher Vater." Dann stellt W. uns den geistigen Führer der Bolschewiki, Lenin, als echten Russen mit tatarischem Einschlag vor, betont die große Ähnlichkeit zwischen diesem Manne u. dem russischen klerikalen Staatsmann Pobjedonoszew u. schildert den politischen Werdegang der bolschewistischen Herrschaft nach den Losungen des Theoretikers Lenin, der schließlich all seine Theorien verleugnet u. nach Auflösung der russischen Dorfgemeinde in Rußland auf die Wiederherstellung des privaten Bodenbesitzes hinzielt. Ein für Rußland naturnotwendiger Entwicklungsgang.

„Das große Problem des Bolschewismus ist genau dasselbe wie das der alten Zarenregierung", heißt es im Schlußkap. „Rußland kann seine eigene Bevölkerung nicht ernähren. Können die Bolschewisten diesem Zustande der Dinge abhelfen? Nur ein einziges Heilmittel gibt es: intensive Kultur. Hierfür fehlen den Bauern aber noch die erforderlichen Vorbedingungen. Er muß noch viele innere Revolutionen durchmachen, bevor er Herr über sein eigenes Geschick werden kann. Für diese inneren, geistigen Revolutionen fehlt den Bolschewisten nun aber jeder Blick. Der Gedanke, mit diktatorischer Befugnis einen kommunistischen Idealstaat herbeikommandieren zu

Digitized by Google

wollen, ist deshalb ebenso wahnsinnig wie die Versuche der ma. Alchimisten, in einer Retorte durch die bloße Zusammenmischung der erforderlichen Stoffe, aus denen, wie man glaubte, der menschliche Körper besteht, einen homunculus hervorzuzaubern."

Das Ergebnis dieser bolschewistischen Alchimie vergleicht W. mit auffallend ähnlichen Ergebnissen in der Negerrepublik Haiti u. sagt, daß, wie der Haitineger an den höllischen staatlichen Zuständen auf seiner paradiesischen Insel allein schuld ist, auch das russische Volk an seinem Bolschewismus nicht unschuldig sei. Es sei kein bloßer Zufall, daß das Zarentum durch eine in ihren Grundzügen ähnliche Bolschewistenherrschaft abgelöst sei, eine Behauptung, der man nur beipflichten kann, u. die W. überzeugend in seiner Schrift belegt: jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. Anders könnte man sich die Tatsache sonst gar nicht erklären, daß das russische Volk der Mißwirtschaft der Bolschewiki noch immer kein Ende gemacht hat; das Volk leidet u. erträgt diese Herrschaft. In Europa aber kann ein derartiges Regiment keinen Boden finden. Das wollte W. seinen Linkssozialisten beweisen, u. der Beweis ist ihm gelungen. Es fragt sich nur, ob die Kreise, an die er sich wendet, sich um diese Beweise überhaupt kümmern wollen. Doch es gibt auch andere Kreise, denen diese Schrift wärmstens empfohlen werden muß, alle diejenigen, die einen Blick in die russische Volksseele werfen u. eine Erklärung für die Erscheinung des Bolschewismus finden wollen. Zu diesen Kreisen zählt auch der gebildete Deutsche, auch derjenige, der Rußland gut kennt. Er findet zwar keine restlose Lösung des Problems, wohl aber eine überaus ansprechende Beleuchtung desselben, u. letzten Endes ist die Bekanntschaft mit einer schwedischen Stellungnahme zu dieser weltbewegenden Frage ein Gewinn dazu.

Berlin-Schöneberg. M. Meyer-Heydenhagen.

Curtius, Ernst Rob., Maurice Barrès u. die geist. Grundlagen d. franz. Nationalismus. 8°. VIII u. 255 S. Bonn, Friedr. Cohen, 1921. M. 30.—.

M. Barrès ist ohne Zweifel einer unserer gefährlichsten Kulturgegner. Seine Versuche, auf literarischem Wege die Rheinländer für Frankreich zu gewinnen, sind ernst zu nehmen u. scharf zu beobachten. Jeder deutsche Beitrag zum besseren Erkennen dieses Nationalisten ist deshalb von vornherein willkommen zu heißen. Das tiefschürfende Buch von Curtius nimmt Anlauf zu einer Psychogenese des französischen Nationalismus. Leider ist seine Gesamteinstellung zu schöngeistig, zu literatenhaft: die ausschlaggebende Machtfrage ist fast gar nicht berücksichtigt. Curtius kann aus seiner elsässischen Haut nicht heraus. Als Verständigungspolitiker vermeidet er es aufs peinlichste, seines „Helden" jüngste Tätigkeit genügend scharf zu tadeln. Befriedigte in dieser Hinsicht schon Joach. Kühns Sammelwerk „Der Nationalismus im Leben der 3. Republik" (1920) beträchtlich mehr, so findet namentlich der Bonner Privatdozent Dr. E. Bertram in

Digitized by Google

der „Westmark" vom 1. Juni 1921 (S. 542 ff.) in dem Aufsatze „Le géne du Rhin" den Mut, den Straßburger akademischen Vorträgen des M. Barrès Unkenntnis u. Dünkelhaftigkeit, ja geradezu Fälschung der rheinischen Geschichte vorzuwerfen. Vgl. auch Peter Hartmann, Französische Kulturarbeit am Rhein, 3. Aufl. (Leipzig, Koehler, 1921).

Frankfurt a. M. Hans F. Helmolt.

Schäfer, Dietrich, Kolonialgeschichte. 2 Bd. 4. Aufl. (Sammlung Göschen Nr. 156 u. Nr. 843). Kl. 8°. 111 u. 148 S. Berlin, Verein. wissensch. Verleger, 1921. Je M. 2.10 u. 100 %.

Auf wenigen Seiten ist selten ein so umfangreicher Stoff in so klarer u. übersichtlicher Weise verarbeitet worden wie in Sch.s Kolonialgeschichte. Im 1. Bdch. schließt sich an die einige grundsätzliche Bemerkungen über Kolonialgeschichte u. Kolonisation enthaltende Einleitung ein Überblick über die Siedelungstätigkeit im Altertum, im Ma. u. in der neueren Zeit bis zu den Revolutions- u. Napoleonischen Kriegen. Der Inhalt des 2. Bdch. behandelt die Kolonialgeschichte des 19. Jh. u. führt bis in die Gegenwart. Wir erleben die Aufteilung der Erde u. empfinden mit dem Vf. die furchtbare Schwere des Geschickes, das über unser Volk gekommen ist. Obwohl kein anderes Volk zur Siedelungstätigkeit sich geeignet erwies, wurde es aller seiner Kolonien beraubt u. damit vom dauernden Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit ausgeschaltet.

Die beigefügten Literaturangaben geben für eine weitere Beschäftigung mit der Kolonialgeschichte wertvolle Fingerzeige, u. die angehängten Register erleichtern die Benutzung des die weiteste Verbreitung verdienenden Werkes.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Schilling, O., Das Völkerrecht nach Thomas von Aquino. (Das Völkerrecht. Beitr. z. Wiederaufbau d. Rechts- u. Friedensordnung d. Völker usw. 7. Heft.) 8°. VIII u. 58 S. Freibg. i. B., Herder, 1919. M. 2.20.

Das moderne Völkerrecht hat sich nach langer Abkehr wieder den naturrechtlichen Anschauungen zugewandt. Mit Nachdruck hat Jos. Kohler noch in seinem letzten Werk auf den Wert der scholastischen Lehren hingewiesen. Damit gewinnt auch der Standpunkt des Thomas von Aquino wieder Interesse. Sch. unterzieht sich in der vorliegenden kleinen Studie der Aufgabe, aus den Werken des großen Kirchenlehrers die völkerrechtlichen Betrachtungen zusammenzutragen u., soweit es angeht, zu einem System zu vereinigen. Grundlegende neue Erkenntnisse werden damit dem Völkerrecht keineswegs geboten. Der Begriff Völkerrecht ist für Thomas enger als für uns; er umfaßt nur die naturrechtlichen Prinzipien staatlichen Verkehrs, eine Summe allgemein einleuchtender, den Menschen eingeborener Grundregeln.

Digitized by Google

Für den friedlichen Verkehr ist es im wesentlichen der Grundsatz der Vertragstreue, für den feindlichen der Begriff des gerechten Krieges. Das Kriegsrecht wird von Thomas ziemlich eingehend erörtert; dabei ist von Bedeutung, daß ihm der Krieg noch durchaus der Kampf von Volk wider Volk, nicht ein Kampf zweier bewaffneter Mächte ist. Das Ideal der respublica sub deo hat Thomas nicht blind gemacht gegen die harten Notwendigkeiten staatlichen Lebens; seine Grundsätze lassen dem Staatsmann eine große Bewegungsfreiheit, eine so große sogar, daß die Fesseln hemmender Verträge von ihm unter Umständen getrost abgestreift werden können.

Voran schickt der Vf. eine Darstellung der patristischen Naturrechtslehre, die eine gewisse Ergänzung zu seiner Arbeit über Augustins Staats- u. Soziallehre gibt. Der Versuch, diese Lehren als in sich abgeschlossene harmonische Leistung zu erweisen, kann freilich nicht als geglückt bezeichnet werden. Kirchliche Bekenntnisfreudigkeit macht hier den Vf. blind gegen offenbare Lücken und Widersprüche.

Potsdam. Richard Boschan.

Grotius, Hugo, Von der Freiheit des Meeres. Übers. u. mit e. Einleitung, erklär. Anmerkungen u. Register vers. v. Rich. Boschan. 8°. 92 S. Leipzig, Meiner, 1919. M. 3.—.

Boschan, Rich., Der Streit um die Freiheit d. Meere im Zeitalter d. Hugo Grotius. 8°. 59 S. Leipzig, Meiner, 1919. M. 2.70.

Die 2. Schrift ist eine erweiterte Einleitung zur Textausgabe. Soweit die historische Forschung Entstehung der Schrift u. Abhängigkeit des Hugo Grotius von Vorgängern bereits geklärt hat, teilt B. diese Ergebnisse mit. Auf den wesentlichen, umstrittensten Punkt der Tendenzschrift, nämlich den Begriff des Besitzes, über den bekanntlich F. C. von Savigny 1803 sein grundlegendes, epochemachendes Buch: „Das Recht des Besitzes" schrieb, geht B. aber nicht ein. Es erscheint zweifellos, daß bei Grotius der Begriff nicht geklärt, ja widerspruchsvoll ist. Man vergleiche in vorliegender Ausgabe S. 28 f., 33, 37, 41 ff., 46, 51, 55, 78 u. dazu Savigny, Recht des Besitzes 1827, 5 S. 109 f.

Charlottenburg. W. Sange.

Digitized by Google

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

468. Sitzung. Freitag, den 15. Oktober 1920. Herr Schäfer leitete die Sitzung. Er gedachte zunächst mit einigen Worten unseres Ehrenmitgliedes Geheimrat Prof. Dr. Max Lenz, der am 13. Juni sein 70. Lebensjahr, und unseres 1. stellv. Vorsitzenden Geheimrat Prof. Dr. Conr. Rethwisch, der am 31. August sein 75. Lebensjahr vollendet hat.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft den Verlust mehrerer Mitglieder zu beklagen. Am 6. Juni verschied Studienrat Prof. Dr. Paul Gerber, am 10. September, kurz nach Vollendung des 80. Lebensjahres, unser langjähriges Mitglied, Prof. Dr. Paul Goldschmidt.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Staatsanwaltschaftsrat Dr. Krämer (Hagen i. W.); Oberarchivrat am Reichsarchiv Dr. Kunz von Kauffungen (Potsdam); Dr. Carl Misch (Charlottenburg); Amtsgerichtsrat Dr. Carl Schuster (Berlin); Universitätsprofessor Dr. Karl Wenck (Marburg a. L.).

Im geschäftlichen Teile wurde u. a. mitgeteilt, daß General Graf Rüdiger von der Goltz sich freundlichst bereit erklärt hat, auf Wunsch der Gesellschaft am 3., 10., 16. u. 24. November in der Universität vier öffentliche Vorträge über „Deutschlands Eingreifen in Finnland u. Baltenland 1918 u. 1919" zu halten. Die beiden ersten Vorträge sollen „Die Hergänge in Finnland", die beiden letzten „Die Tätigkeit im Baltenlande" behandeln.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag des Privatdozenten Dr. Eugen Täubler über „Die Anfänge der Geschichtschreibung". Der Vortragende begann mit Bemerkungen über die Stellung der Geschichtschreibung innerhalb der literarischen Gattungen und über die Entwicklungsstufen des historischen Bewußtseins. Die Geschichtschreibung ist überall, wo sie sich selbständig entwickelt hat, jünger als die anderen literarischen Gattungen. Das erklärt sich aus ihrem Wesen u. ihrer Entwicklung. Die aus der Verwaltungspraxis entwickelte Chronistik ist ihr schwächerer Trieb. Die stärkeren Wurzeln der geschichtlichen Form u. der geschichtlichen Anschauung liegen in der Sage. Zu voller Entfaltung ist die Geschichtschreibung nur in Israel-Juda u. in Griechenland gekommen. Völlig wirklichkeitsfremd blieben die Erzählungen der Ägypter. Ansätze der Annalistik wurden weder hier noch in Babylonien, etwas stärker in Assyrien entwickelt. Wirkliche Geschichtschreibung beginnt mit der Zeitgeschichte. Das älteste Stück unter den Fragmenten biblischer Geschichtschreibung ist die Absalomgeschichte. Der Vortragende analysierte diese und ähnliche Stücke kurz nach Inhalt und Form und charakterisierte sie als historische Novellen, in denen alles auf das Anekdotische und Persönliche eingestellt ist. Über diese kam die israelitisch-jüdische Geschichtschreibung nicht hinaus. Sie sank bald unter dem Einfluß der moralisierenden Legende. Anders in Griechenland. Die Entwicklung über die Sage (Epos) hinaus beginnt mit der genealogischen Literatur (1. Periode: Hesiod—Hekataios). Herodot bindet die Monographien zur Einheit zusammen, nicht nur äußerlich: er durchdringt sie mit dem weltgeschichtlichen Gedanken eines die ganze Entwicklung beherrschenden Kampfes zwischen Hellenen und Barbaren und mit den politischen Gedanken des perikleischen Athens. In den Einzelheiten hat er die historische Novelle nicht überwunden. Die neben ihm beginnende Chronistik (Hellanikos) kommt über Notiz u. Antiquität nicht hinaus. Kritisch-genetische Geschichtschreibung in unserem Sinne bietet allein Thukydides. — Rom zeigt die umgekehrte Entwicklung. Die Sage fehlt. Es gibt nur eine auf ge-

Digitized by Google

schäftliche Aufzeichnungen zurückgehende Annalistik. Das geschichtliche Denken des Römers kennt nicht das Imperium, sondern nur das Forum und den Senat. Das Ma. schafft keine neuen Anfänge.

469. Sitzung. Freitag, den 5. November 1920. Herr Schäfer leitete die Sitzung, zu deren Beginn Herr Rethwisch unserm unlängst verstorbenen langjährigen Mitgliede Prof. Dr. Paul Goldschmidt einen warmempfundenen, die wissenschaftlichen Leistungen des Verewigten ausführlich würdigenden Nachruf widmete.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Privatdozent u. Studienrat Prof. Dr. E. Gerland (Homburg v. d. Höhe); Studienrat Gloeden (Spandau); Dr. Kurt Jagow (Charlottenburg); Dr. H. Kretzschmar (Berlin); Amtsgerichtsrat Eduard Mannchen (Charlottenburg); Dr. Eugen Meyer (Berlin); Dr. Helmuth Rogge (Charlottenburg); Archivvolontär Dr. Aloys Schmidt (Berlin). Die Mitgliederzahl hat jetzt die Ziffer 250 überschritten.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Pastor Georg Lasson über „Die Entstehung der protestantischen Staatsidee". Die protestantische Staatsidee ist eine besondere Form der modernen Staatsidee überhaupt. Diese ist älter als jene und besteht in anderen Formen neben ihr fort, die zur Zeit sogar über die protestantische das Übergewicht erlangt zu haben scheinen. Zum Verständnisse der Staatsidee muß man sich an die politische Geschichte und die Gestaltungen der Staaten in der Wirklichkeit halten. Philosophische Staatstheorien entstehen immer erst nachträglich auf Grund der Ausbildung, die sich die in dem Volksgeiste lebendige Staatsidee als objektive Macht in dem wirklichen Staate gegeben hat; sie bleiben auch der Regel nach in abstrakten Vorstellungen stecken und werden dem Reichtum der konkreten Staatsidee nicht gerecht. Die moderne Staatsidee ist herausgeboren aus der notwendigen Gegenwirkung gegen das ma. Prinzip eines geistlich-weltlichen Universalreiches, das der geschichtlichen Bedeutung der Kirche zu Beginn des Ma. durchaus entsprach, aber an seinem inneren Widerspruche untergehen mußte. Im Kampfe des Kaisertums gegen das Papsttum wird der antike Gedanke der Staatsomnipotenz wieder lebendig, die Bildung von nationalen und territorialen Einzelstaaten führt zur Auflösung des in zahllosen Abstufungen von Selbständigkeit und Abhängigkeit gegliederten Feudalsystems und zur Aufrichtung einer auf eine dem Fürsten schlechthin dienstbare Beamtenschaft gestützten Monarchie, die wiederum der bürgerlichen Freiheit u. dem gleichen Rechte aller Untertanen die Bahn öffnet. Diese Entwicklung aber vollzieht sich gleichzeitig mit und wird getragen von der Erneuerung des sittlich-religiösen Bewußtseins in der Reformation, durch die sich die Menschheit auf eine neue Stufe der inneren Freiheit erhebt. Nach der negativen Seite der Befreiung des Staates von dem hierarchischen System und des Einzelnen von der Vormundschaft des Priesters verstärkt die Reformation einfach die schon vorhandene Bewegung zum modernen Staate hin. Nach der positiven Seite dagegen gibt sie diesem nun den tieferen geistigen Inhalt und führt ihn auf eine innere Höhe, auf der er als selbständiger Kulturfaktor sich neben die Kirche stellen kann Es ist die unvergleichliche Genialität Luthers gewesen, die den Staat als eine göttliche, aus eigenem Rechte bestehende Ordnung, als den Hüter und das schirmende Gefäß für alle Güter der nationalen Kultur begriffen und diesen Begriff dem Bewußtsein der Menschheit eingeprägt hat. Seitdem ist im geschichtlichen Leben der Völker die protestantische Staatsidee am Werke; Luther hat mit vollem Rechte das Verdienst für sich in Anspruch genommen, mehr für die Ehre und den Wert der weltlichen Obrigkeit getan zu haben als irgend jemand vor ihm.

An den Vortrag schloß sich eine Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Jäschke und Schäfer beteiligten.

470. Sitzung. Freitag, den 3. Dezember 1920. Herr Rethwisch leitete die Sitzung.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder den Verlust eines Mitgliedes zu beklagen. Am 8. November verschied plötzlich Prof. Dr. Wilhelm Spatz. In einem kurzen Nachruf hob Herr Arnheim die Verdienste des Verewigten um die Geschichte und Kunstgeschichte der Mark Brandenburg

Digitized by Google

sowie um die Förderung der kulturellen deutsch-schwedischen Wechselbeziehungen hervor.

Als Mitglieder wurden Amtsgerichtsrat Paul Sattig (Charlottenburg) und Frau Direktor Frida Witte (Berlin-Friedenau) aufgenommen.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Studienrat Dr. Fritz Geyer über das Thema: „Der hellenistische Staat". Der Vortragende zeigte, daß Alexander der Große als der Schöpfer des absoluten Staates zu betrachten sei, wie er in der Form des Gottesgnadentums bis in den Anfang des 20. Jh. bestanden hat. Dadurch, daß der Herrscher zum Gott erhoben wird, hören seine Willenserklärungen auf, Willkürakte zu sein. Auf diese Weise wird dem Gottkönig die gesetzgebende Gewalt in einer Form verliehen, die sich mit den herrschenden Anschauungen verträgt. Da die hellenistischen Staaten in erster Linie dynastische Gebilde sind, so haben auch die Nachfolger Alexanders die göttliche Verehrung verlangt, um ihren Staaten einen festeren Halt zu geben. Der göttlich verehrte König ist der alleinige Eigentümer des Bodens, der Herr über Leben und Tod seiner Untertanen, die höchste Instanz in allen Verwaltungsfragen. Ein glänzender Hofstaat umgab ihn, dessen Rangklassen wir aus Ägypten kennen. An der Spitze der großen, technisch gebildeten Beamtenschaft stand der Finanzminister; die Lokalverwaltung wurde zum größten Teil von den orientalischen Reichen übernommen, doch noch straffer organisiert. Echt griechisch aber war die Übernahme, bzw. Gründung vieler autonomer Stadtgemeinden, eine Verbindung absoluter Herrschergewalt mit städtischer Selbstverwaltung. Von einer Gleichstellung der einheimischen Bevölkerung mit den Hellenen wollten die ersten Diadochen nichts wissen; bewußt wurde das Griechentum bevorzugt. Besonders ausgebildet waren in Ägypten das Steuerwesen und die Monopole: der König war der größte Großkaufmann und Industrielle seines Landes. Privateigentum an Land gab es nicht. Der größte Teil des Bodens wurde von an die Scholle gebundenen Pächtern bewirtschaftet. Die Priesterschaft wurde in Unterordnung gehalten; der König war der Vertreter der Gottheit. Auch auf kulturellem Gebiete haben die Herrscher Bedeutendes geleistet: das Museion in Alexandrien und die Bibliothek in Pergamon sind dafür leuchtende Zeugnisse. Interessant ist, daß ein großer Teil der Soldaten Lehen erhielt mit der Verpflichtung der Heeresfolge. So sehen wir auf allen Gebieten innige Verflechtung orientalischer u. hellenischer Einrichtungen.

An den Vortrag knüpfte sich eine Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Cauer, Rachel u. Rethwisch beteiligten.

471. Sitzung. Freitag, d. 7. Jan. 1921. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Studienrat Dr. Rudolf Hartstein (Berlin); Staatsbibliothekar Dr. Adolf Jürgens (Berlin); Exz. General d. Inf. z. D. Alfred von Loewenfeld (Charlottenburg); Ingenieur Charles Marshall (Charlottenburg); Universitätsprofessor Dr. Julius Pokorny (Berlin-Halensee); Studienrat Dr. Hans Pusch (Berlin-Steglitz); Ministerialrat Dr. ing. Dietrich Schäfer (Berlin-Steglitz); Oberstleutnant a. D. Theobald von Schäfer (Potsdam); Studienrat Dr. Kurt Schumacher (Berlin-Lichterfelde); Studienrat Dr. Erich Wuthe (Berlin).

Auf Antrag des Vorstandes wählte die Gesellschaft den General Grafen Rüdiger von der Goltz einstimmig zu ihrem Ehrenmitgliede.

Es wurde mitgeteilt, daß Admiral Eberhard von Mantey sich freundlichst bereit erklärt hat, auf Wunsch der Gesellschaft am 2., 9., 16. u. 23. Februar in der Universität vier öffentliche Vorträge über „Seekriegführung im Weltkriege" zu halten. Die Themata der Vorträge lauten: „Deutsche Flottenpolitik und Kriegsbeginn"; „Die Schlacht in der Nordsee"; „Der U-Bootkrieg"; „Der Ostseekrieg".

Auf Antrag des Herrn Helmolt faßte die Gesellschaft einstimmig den Beschluß, daß denjenigen Mitarbeitern der „Mitteilungen aus der historischen Literatur", die jahrelang keine Besprechung der ihnen überwiesenen Rezensionsexemplare eingeliefert haben, der weitere Bezug von Rezensionsexemplaren vorläufig gesperrt werden soll.

Digitized by Google

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Dr. Carl Misch über „Neue Forschungen über Varnhagen von Ense". Die Menge seiner zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen sichert ihm einen Platz in der Geschichte, zu dem seine persönlichen Qualitäten ihn sonst nicht berechtigen würden. Die Beschäftigung mit ihm ist um so unerläßlicher, als, mit Berufung auf seine trüben Eigenschaften, die von ihm überlieferten Nachrichten in ihrem Wert angefochten werden. In seiner Persönlichkeit mischt sich seltsam der Abenteurer mit dem Spießbürger. Sein Adelsprädikat hat er sich eigenmächtig beigelegt; erst ein halbes Menschenalter später verlieh ihm Friedrich Wilhelm III den Adel. Mehr aus dringender Not, denn aus Patriotismus nahm er 1809 österreichische Kriegsdienste. Nach kurzem Waffendienst verlebte er die nächsten Jahre als Attaché seines prinzlichen Regimentsobersten. Als dessen Mittel sich dem Ende zuneigten, wandte er sich (Herbst 1812) nach Preußen, um dort eine Anstellung zu suchen. Im März 1813 schließt er sich dem russischen Kavalleriekorps Tettenborns auf dessen Zuge nach Hamburg an. An der Hand der Spezialliteratur zeigte der Redner die Eigenart des Tettenbornschen Hauptquartiers, in dem das Geld eine Hauptrolle spielte. Varnhagen war mittellos in den Feldzug hineingegangen und ging aus ihm hervor mit einem Vermögen, das seinen Lebensunterhalt für längere Zeit bestreiten konnte. Die preußische Anstellung, die ihm 1815 zuteil wird, stellt sich als weit weniger glänzend dar, als gewöhnlich angenommen wird. Sein eigener Wunsch ging dahin, als Leiter einer neu zu begründenden preußischen Staatszeitung in Berlin beschäftigt zu werden. Einflußreiche Kreise drängten ihn aus der Umgebung des Staatskanzlers Hardenberg. So war der Karlsruher Geschäftsträgerposten von vornherein eine halbe Verbannung. Die Jahre 1814—19 bringen Varnhagen eine ausgedehnte publizistische Tätigkeit in der oppositionellen Presse. An der Erhaltung des Großherzogtums Baden und an dem badischen Verfassungswerk gebührt ihm bedeutender Anteil, und als Ratgeber des Königs von Württemberg hat er seine Hand in dem Streit ums „gute alte Recht". Während der ersten Tagung der badischen Landstände 1819 macht ihn seine Konnivenz mit den oppositionellen Abgeordneten der badischen Regierung mißliebig, und indem diese die Stimmung des Beginns der Demagogenverfolgung in Berlin ausnützt, führt sie Varnhagens Abberufung herbei. Ein Ende seiner amtlichen Laufbahn ist damit noch nicht gegeben. In Berlin wirkt er in den Ministerien des Auswärtigen und des königlichen Hofes als Referent für eine große Menge von Angelegenheiten oft recht heikler Natur. Erst 1835 wird er verabschiedet. Die Staatsgesinnung Varnhagens ist die des typischen Demokraten seiner Zeit hauptsächlich auf französischer Grundlage. Zum Schlusse wurde seine Stellung zu den konkreten Problemen kurz skizziert und er selbst gekennzeichnet als ein Mann, den das Schicksal in die Reihen der Opposition verwies, obwohl sein Charakter ihn auf die Seite der Regierung drängte.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Bailleu, Lasson und Schäfer beteiligten.

472. Sitzung. Freitag, den 4. Februar 1921. Herr Schäfer, der die Sitzung leitete, begrüßte mit einigen Worten den General Grafen von der Goltz, unser neues Ehrenmitglied, und beglückwünschte unser Mitglied Pastor Lasson zur Verleihung der Würde eines Ehrendoktors durch die philosophische Fakultät der Universität Kiel.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Frau Selma Backlund (z. Z. Berlin); Schriftsteller Dr. Hugo Bieber (Berlin-Grunewald); Schriftstellerin Frau Maria von Bunsen (Berlin): Frl. Magister Aina Forsman, Archivarin der Finnländischen Gesandtschaft (Berlin); Syndikus Otto Kasper (Berlin-Steglitz); Rabbiner Dr. Siegbert Neufeld (Insterburg); Studienrat Dr. Georg Rathke (Berlin-Steglitz).

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Archivar Dr. Hugo Rachel über „Staat u. Gesellschaft", einen weltgeschichtlichen Überblick über Entstehung, Wesen u. Wechselbeziehungen der staatlichen u. sozialen Verbände. Im Rahmen der zugemessenen Zeit war dies nur in großen Zügen möglich. Es wurde gezeigt, wie sich aus den ursprünglichen natürlichen Verbänden die Gewaltorganisationen Sklaverei, patriarchalische Familie u. Staat entwickelten, die

Digitized by Google

feudale Natur des primitiven Staates u. die Durchbrechung der feudalen Ordnung durch die zentralisierte monarchische Verwaltung einerseits, die städtische Entwicklung anderseits; ferner die Umbildung der feudalen zur sozialen Ordnung in China, die Entstehung von überstaatlichen Gemeingefühlen u. Geistesströmungen, von individualistischen u. kommunistischen Ideen in der antiken Welt. Weiterhin die kirchlichen u. die mönchischen Organisationen und das Aufkommen von Städtewesen u. Bürgertum im Ma., sowie die daraus hervorgehenden Oppositionsbewegungen wider Kirche u. Staat u. das Wesen der Revolutionen. Durch das alles ist der Klassencharakter der Staats- u. Gesellschaftsordnung nicht wesentlich geändert worden. Das moderne industrielle Lohnproletariat hat nicht die erste, aber die umfassendste Bewegung zur grundsätzlichen Umgestaltung der historisch gewordenen Ordnungen entfesselt; sie ist infolge der Umwälzungen des Weltkriegs zu eingreifendster Bedeutung gelangt, u. es wird sich zu zeigen haben, ob wir zu gesunder u. lebenfördernder Neubildung gelangen.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Jäschke, Koehne, Lasson, Norden, Schillmann, Schuster u. Seelig beteiligten.

473. Sitzung. Freitag, den 4. März 1921. Herr Rethwisch leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Privatdozent Dr. Willi Flemming (Rostock); Studienrat Paul Grunske (Berlin); Friedrich Krull (Berlin); Fabrikant Ludwig Krull (Berlin); Ingenieur Gustav Mees (Berlin-Adlershof); Lehrerin Frl. Johanna Miersch (Berlin); Johannes Piater (Berlin); Dr. Josef Wallach (Freiburg i. B.); Generalagent A. Weißenborn (Berlin).

Auf Antrag des Vorstandes wählte die Gesellschaft den Admiral Eberhard von Montey einstimmig zu ihrem Ehrenmitgliede.

Zu Prüfern des Kassenberichts wählte die Versammlung die Herren Koehne u. Stern.

Auf Antrag des Herrn Jäschke wurde beschlossen, daß jeder Vortragende verpflichtet ist, dem 1. Schriftführer eine etwaige Veröffentlichung des Vortrages durch den Druck mitzuteilen. Die Schriftleitung der „Mitteilungen" hat dann die Leser der Zeitschrift hiervon in Kenntnis zu setzen.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Studienrat Dr. Friedrich Graefe über „Die Hochseeflotte der Generalstaaten im Kampfe gegen England u. Frankreich 1672/73. Nach kurzem Hinweis auf die von ihm zum 1. Mal benutzte Korrespondenz Hüneckens, des Residenten der Hansestädte im Haag, die, im Lübecker Staatsarchiv aufbewahrt, viele bisher unbekannte Einzelheiten und fesselnde Momentbilder gibt, besprach der Vortragende zunächst die hoffnungslos erscheinende politische u. militärische Lage der von Ludwig XIV. u. seinen Verbündeten völlig eingekreisten niederländischen Republik. Ihre Rettung verdankte sie mit in 1. Linie ihrer Seemacht, um deren zeitgemäßen Ausbau Johan de Witt sich außerordentliche Verdienste erworben hat. Ihre Führung durch de Ruyter, den de Witt bereits 1654 zum dauernden Verbleiben im Staatsdienst gewonnen, zeigt eine bis heute unübertroffene Meisterschaft in der genialen Art der offensiven Küstenverteidigung gegen die numerisch und materiell überlegenen Flotten der Engländer u. Franzosen. Ungünstig beeinflußt wurde die Verwendung der Flotte 1672 wiederholt durch das Vorwalten politischer Gesichtspunkte, u. a. durch eine starke von der Provinz Seeland getragene Störung, die nach der Seeschlacht von Southwood jede weitere Reizung der Engländer durch erneutes offensives Vorgehen vermeiden wollte und dadurch, allerdings vergeblich, einen Sonderfrieden mit England erhoffte. Anfang 1673 brachte der Zustand der aufs stärkste beanspruchten Finanzen die Provinz Holland zu dem Entschluß, die Schlachtflotte, die die Seefront so wirksam gedeckt hatte, für das kommende Jahr überhaupt nicht in Dienst zu stellen und sich zur Abwehr einer Landung mit der Besetzung der wichtigsten Seeplätze zu begnügen; sie hoffte durch dieses Verfahren zugleich, den Gegnern den Vorwand zu maritimen Rüstungen zu nehmen u. die zwischen England u. Frankreich herrschende Verstimmung vergrößern zu können, wiederum in der Erwartung auf einen Sonderfrieden mit Karl II. Aber Shafterburys Programmrede zeigte der Provinz die

Digitized by Google

Unhaltbarkeit ihres Standpunktes, der auch von de Ruyter u. seinen Flaggoffizieren verworfen wurde, die einstimmig die mobile Küstenverteidigung durch die Schlachtflotte forderten. Wie diese im Sommer 1673 in vorbildlicher Weise ihrer schweren Aufgabe gerecht wurde, schilderte der Vortragende eingehend. Ruyters Leistungen sind umso großartiger, als die vielköpfige Seekriegsleitung ihm keineswegs freie Hand ließ u. die Flotte selbst nie rückhaltlos eingesetzt werden konnte.

An den Vortrag, der in erweiterter Form in den „Hans. Geschichtsblättern gedruckt werden soll, schloß sich eine längere Aussprache, an der, außer dem Redner, die Herren Häpke, v. Mantey, Rethwisch, Rogge u. Vogel teilnahmen.

474. Sitzung. Freitag, den 8. April 1921. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Frl. Katharina Brenske (Charlottenburg); Oberpostsekretär Fritz Dippe (Berlin); Korvettenkapitän Otto Gras (Charlottenburg); Oberpostsekretär Gerhard Langhoff (Berlin-Steglitz); Postsekretär Paul Linke (Berlin-Schöneberg).

Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Koehne u. Stern geprüft u. für richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wurde mit Dank erteilt.

Auf vielseitigen Wunsch ernennt die Gesellschaft einen Ausschuß zur Vorberatung der Bestimmungen über den Geschichtsunterricht in den Schulen. Er besteht aus den Herren Cauer, Gerstenberg, Gumlich, Hartstein, Kanin, Koehne, Ed. Meyer, Penner, Philipp, Reimann, Rethwisch, Schäfer, Steffens u. Tschirch.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Robert Hoeniger: „Die Enthüllungen Paléologues über den Kriegsausbruch." Auf den Vortrag folgte eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Krafft, Schäfer u. Sternfeld beteiligten.

475. Sitzung. Freitag, den 6. Mai 1921. Herr Schäfer, der die Sitzung leitet, gedenkt zunächst mit einigen Worten unserer verewigten Kaiserin.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder den Verlust eines Mitgliedes zu beklagen. Am 20. April starb Amtsgerichtsrat Paul Sattig (Charlottenburg) nach längerem Leiden.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Gewerbereferendar u. Diplomingenieur Peter Lorenz (Berlin); Wirkl. Rat Curd von Strantz (Berlin-Friedenau).

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Geh. Rat Dr. Paul Bailleu über „Kaiser Wilhelm I. u. Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar", im Anschluß an ihren in Charlottenburg u. Weimar aufbewahrten Briefwechsel, der die Jahre 1836 bis 1887 umfaßt. Anfangs mehr familiären u. militärischen Inhalts, überwiegt in den Briefen allmählich mehr u. mehr die hohe Politik. So hat Prinz Wilhelm seinem jungen Schwager 1849 ganz ausführlich über seine Stellung zur Kaiserwahl u. über seine Unterredung mit der Kaiserdeputation unterrichtet. Die Beziehungen der beiden Fürsten zueinander, die in den 50er Jahren recht herzliche waren, wurden in den 60er Jahren kühler, da Großherzog Carl Alexander die Politik Bismarcks, dessen Haltung 1859 in Petersburg er schon lebhaft getadelt hatte, sehr mißbilligte. Erst nach 1866, wo aber König Wilhelm mit dem Schwager noch keineswegs zufrieden war, wurden die Beziehungen wieder intimer. Ihre größte Bedeutung erhielten sie nach 1879, da der Großherzog auf Wunsch Kaiser Wilhelms selbst in dem gespannten Verhältnis zu Rußland, namentlich zu Kaiser Alexander III., den Vermittler bildete.

An den Vortrag, von dem ein Teil („Kaiser Wilhelm I. u. der Frankfurter Fürstentag 1863") inzwischen in der „Festschrift zum 10jährigen Bestehen der Kaiser-Wilhelm Gesellschaft" erschienen ist, knüpfte sich eine Aussprache, an der, außer dem Redner, die Herren Schäfer, Sternfeld u. v. Strantz teilnahmen.

Digitized by Google

476. Sitzung. Freitag, den 3. Juni 1921. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft zwei ihrer ältesten Mitglieder durch den Tod verloren: am 5. Mai Gymnasialprof. a. D. Gustav Merkull nach längerer Krankheit, am 9. Mai ihren hochverdienten 1. stellv. Vorsitzenden, Gymnasialdirektor a. D. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Conrad Rethwisch.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Frl. Studienassessor Dr. Frieda Goßmann (Berlin); Studienassessor W. Gronemann (Charlottenburg); Frl. Studienassessor Ursula von Joeden (Berlin-Halensee); Sekretär Hermann Rohde (Berlin); Schriftsteller Hauptmann a. D. Wilhelm von Massow (Berlin-Halensee); Studienrat Dr. Friedrich Matthaesius (Berlin-Lichterfelde); Frl. Sekretärin Margarete Zimmermann (Berlin).

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Oberbibliothekar Prof. Dr. Walther Schultze über „Die Marneschlacht auf Grund der in- u. ausländischen Literatur". Nach einem kurzen Hinweis auf die wichtigsten französischen u. deutschen Publikationen ging er zunächst auf die Entstehung der Schlacht ein. Die vulgäre französische Auffassung, daß sich Joffre nach den Grenzschlachten planmäßig zurückzieht u. dann in raschem Entschluß den Moment wahrnimmt, wo der deutsche Linksabmarsch an Paris vorbei ihm einen Stoß in die deutsche Flanke ermöglicht, ist gegenüber den Tatsachen nicht haltbar. Joffre schwankt vielmehr fortwährend unentschlossen zwischen Angriff u. Rückzug, will gerade noch am 4. Sept. zurück hinter Seine u. Aube. Der Offensiventschluß ist ausschließlich das Verdienst Galliénis, der ihn nur mit Mühe gegen Joffre durchsetzt. Der Verlauf der Schlacht gestaltete sich sehr anders als Galliéni u. Joffre gedacht: am 9. Sept. war dank der genialen Leitung Klucks, Maunerey in Gefahr umfaßt u. abgeschnitten zu werden; die deutsche Defensive an der Marne gegen die Engländer hielt noch; das Vorrücken Franchet d'Espanys hing dadurch ganz in der Luft; im Zentrum war an entscheidender Stelle Fochs Armee durchbrochen; an der Maas gestaltete sich die Lage für Sarrail zusehends bedenklicher. 'Un miracle seul pouvait nous sauver'. Dies Wunder war der deutsche Rückzugsbefehl. Seine Entstehungsgeschichte wurde von dem Vortragenden eingehend behandelt; der Anteil der einzelnen Beteiligten festgestellt. Der geistige Urheber ist Brilow, der zu dem Rückzugsentschluß kam, weil er die Situation der 1. Armee vollkommen falsch beurteilte. Tatsache wurde der Rückzug nur, weil Hentsch, der von Moltke abgesandt war, um einen Rückzug zu verhüten, den Rückzug gutheißt, indem er Sinn u. Wortlaut seiner Instruktion zuwider handelt. Durch Hentsch wird die 1. Armee wider ihren Willen in den Rückzug hineingezogen, trotzdem er bei ihr die Lage ganz anders findet, als Brilow sie angenommen. Noch immer will Moltke den Rückzug auf die beiden Flügelarmeen beschränken; unter Mitwirkung von Hentsch gerät auch er dann unter den Einfluß Brilows, und jetzt kommt es zu einem Rückzug aller Armeen. Brilow u. Hentsch sind die für den Ausgang der Marneschlacht allein Verantwortlichen.

An den Vortrag, der inzwischen als 1. Heft der „Schriften, hrsg. von der Historischen Gesellschaft zu Berlin" erschienen ist, schloß sich eine längere Aussprache, an der, außer dem Redner, die Herren Dobrzyński, Jäschke, Geheimrat Klewitz (als Gast), Krafft u. Schuster teilnahmen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur methodologischen und geschichtsphilosophischen Literatur.

Brandi[1]) gliedert sein Thema ebenso einfach wie zutreffend, wenn er Geschichte als Gegenstand der Forschung u. Geschichte als Ausdruck der Gestaltung des Erforschten voneinander sondert; wenn er zuerst von dem Stoff handelt, der in kritischer Sichtung gewonnen wird, u. sodann von der Form, wie sie der Geschichtschreiber in künstlerischer Prägung bildet (wohlverstanden jene innere Form, die Wilh. Scherer mit soviel Recht eindringlichst von der äußeren, sprachlich-stilistischen unterscheiden lehrte). Es sind knapp gehaltene, oft nur eben andeutende Äußerungen eines, der in den weiten Gebieten historischer Forschung u. Kunst wohl bewandert ist, der von den besten Deutern u. Meistern gelernt hat: einem Möser u. Wilhelm v. Humboldt, einem Ranke, Droysen oder Burckhardt. Was B. über die Bedeutung der Biographie (S. 24: „die faßlichste u. zugleich ergreifendste geschichtliche Einheit"), was er über den Vorzug der Staats- u. Kriegsgeschichte vor der Kulturgeschichte für Unterricht u. Lehrer zu sagen weiß (S. 26/7), sei besonders hervorgehoben.

Mit den Grundsätzen und Hauptbegriffen der historischen Methode befaßt sich Feder[2]) eingehend u. unter Innehaltung einer genauen, fast etwas unübersichtlichen Gliederung: im 1. Hauptteil mit der Quellenkunde, im 2. (S. 106—245) mit der Quellenkritik. Ein 3. u. letzter Hauptteil, „Synthese der bezeugten Tatsachen" überschrieben, beschäftigt sich mit Interpretation und Kombination, geht jedoch über die Erörterungen, welche die Feststellung der Tatsachen sowie deren Verknüpfung u. Anordnung in Reihen betreffen, hinaus u. behandelt im Schlußabschnitt, auch hier mit Bernheim übereinstimmend, noch die Darstellung, allerdings lediglich unter dem Gesichtspunkte einer Aufreihung der Forschungsergebnisse, aber freilich nicht ohne zugleich den Ausblick aus der historischen Forschung in die historische Kunst zu eröffnen.

---

[1]) K. Brandi, Einführ. i. d. Gesch.wissenschaft u. i. Probleme. F. Studierende u. weitere Kreise (= Schule u. Leben, Schriften z. d. Bildungs- u. Kulturfragen d Gegenw. Hrsg. v. Zentralinst. f. Erziehg. u. Unterr. H. 7). 4°. 32 S. Berlin, Mittler u. S., 1922. M. 15.—.

[2]) A. Feder, Prof. a. d. philos.-theol. Lehranst. zu Valkenburg: Lehrbuch d. hist. Methodik. 2. Aufl. 8°. XII u. 307 S. Regensburg, J. Kösel u. F Pustet, 1921. geh. M 24.—, geb. M. 39.—. (1. Aufl nur z. Privatgebrauch gedr.) Anstatt Methodik müßte es wohl Methode heißen (wie bei Bernheim); Methodik bedeutet Methodenlehre, so daß historische Methodik ausreichend wäre.

Digitized by Google

Ein besonderer „grundlegender Teil" (S. 17—50), der sich über Begriff u. Geschichte, Wesen u. Ziel der historischen Methodik verbreitet, betont nachdrücklich die Bedeutung von Autorität u. Glauben im menschlichen Dasein überhaupt u. zumal für das geschichtliche Leben u. Forschen, welches ohne Überlieferung, ohne Autorität u. Glauben undenkbar ist. Ein derartiger Gedankengang eignet übrigens nicht dem Vf. als Katholiken, sondern viele Protestanten teilen ihn; u. es wird gar manche ohne ausgesprochene Glaubensrichtung geben, die ihn sich im Laufe dieser letzten Zeiten angeeignet haben. Ebenso darf der Vf. heute auch unangefochten von „übernatürlichem Glauben" (S. 26) als einem wissenschaftlichen Grenzbegriff sprechen; wie etwa Ranke in seiner Weltgeschichte dort, wo er sich anschickt, Jesus geschichtlich zu würdigen, vorab des göttlichen Geheimnisses, wenn auch als abseits bleibend, doch immerhin gedenkt.

Jagow u. Matthaesius[1]) liefern eine recht brauchbare Hodegetik unseres Faches, zumal durch Abschnitt I (Zur Berufswahl), II (Wegweiser für die Studienzeit) u. III (Bibliotheken u. Archive). VI—VIII (S. 49—67) stellen historische Quellen u. historische Literatur (letztere zum Teil etwas willkürlich) sowie wichtige Zeitschriften zusammen; die Studienfragen unter IX sind geschickt ausgewählt. IV (S. 38—42) sucht die Entwicklungsstufen der Geschichtschreibung u. die historischen Richtungen der Gegenwart zu kennzeichnen, während V die Hilfswissenschaften u. Nachbargebiete in Kürze vorführt. Hier erfreut die ausnehmende Wertschätzung der Philologie, welche Brandi und Feder zu teilen scheinen; doch erheben sich Zweifel, ob die Philologie wirklich bloß als Nachbargebiet der Geschichte anzusehen ist. Gibt sie denn nicht „die Mittel, durch die man zu den Quellen steigt"? Früher führte man sie als erste unter den Vor- und Hilfskenntnissen auf: so Rühs 1811 in der „Historischen Propädeutik" u. auch noch Bernheim 1907 in seinem „akademischen Studium der Geschichtswissenschaft".

Geschichtsphilosophie trat ehedem in erster Linie als Beurteilung u. damit verbundene Zwecksetzung der Universalgeschichte auf: so bei Herder, der in seinen „Ideen" das Streben nach Humanität in den Mittelpunkt rückte; so bei Hegel, dem sich das Ziel der Weltgeschichte als der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit ergab. Dabei ging H. in seiner „denkenden Betrachtung der Geschichte", die als solche die Philosophie der Geschichte schafft, von der „Vernunftansicht der Weltgeschichte" aus. Er bestreitet mit Entschiedenheit, irgendwelche fremden Gedanken an die Geschichte heranzubringen oder in sie hineinzutragen; vielmehr behauptet er, seiner Aufgabe nur unter der Voraussetzung zu nahen, daß es in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei; u. er ist bemüht, die der weltgeschichtlichen Entwicklung innewohnende Vernunft herauszustellen. Diese Vernunft, seitens der spekulativen Philosophie in ihrem allgemeinen Bestande abstrakt durchaus

[1]) K. Jagow, Dr., u. Fr. Matthaesius, Dr.: Geschichte (= Dünnhaupts Studien- u. Berufsführer, hrsg. v. K. Jagow u. Fr. Matthaesius. Bd. 1.) 8°. VIII u. 70 S. Dessau, C. Dünnhaupt, 1922. geh. M. 36.—, geb. M. 44.—.

Digitized by Google

erwiesen, wird mittels jener denkenden Geschichtsbetrachtung in den geschichtlichen Vorgängen konkret aufgezeigt. Indem sie solchergestalt als das Philosophie u. Geschichte verbindende Glied erscheint, gewinnt der Hrsg. der neuen vortrefflichen Ausgabe der H.schen Geschichtsphilosophie das beste Recht, deren 1. Bd. „die Vernunft in der Geschichte" zu nennen [1]).

Ein weiteres Beispiel ähnlicher, denkender Betrachtung der Weltgeschichte gibt uns Reimann aus dem Reformationszeitalter [2]); er schildert lebhaft und eingehend, unter Berücksichtigung einer reichhaltigen Literatur, Leben u. Denken Seb. Francks, des Vf der „Geschichtsbibel". Nur daß diese Franckische Philosophie durchaus religiös geartet ist! Zwar die Religion steht auch bei Hegel im Mittelpunkt der Beurteilung, aber objektive, insofern sie das Hauptmerkmal für die Kennzeichnung des betreffenden Volksgeistes liefert; dagegen hier bei Franck durchaus subjektive, da ihm seine Religion allein maßgebend ist. Er beurteilt die Menschen u. Völker nicht nach ihrer religiösen Weltanschauung, wie Hegel, sondern nach seiner eigenen. Es erwächst daraus eine Augustin verwandte, vermutlich auch durch ihn beeinflußte Geschichtsanschauung, die einer gewissen großzügigen Anlage nicht entbehrt, vor allem aber durch die Entgegensetzung des göttlichen u. des teuflischen Prinzips ausgezeichnet ist. Um freilich dies satanische Prinzip in seiner vollen Bedeutung zu begreifen, muß man es wohl wirksam gesehen und am eigenen Leibe erfahren haben. Andrerseits erweist sich Francks Religion als ein durchaus mystisches Verhalten zum göttlichen Geist, welches, über das Wort Gottes oder gar den Buchstaben der Bibel weit hinausgehend, selbstgenügsam aller kirchlichen Einrichtungen u. staatlichen Sa ungen glaubt entraten zu können. Fr. halt Kirche u. Staat allerdings für notwendig, aber auch für Übel; notwendig wegen der Schwäche der Menschennatur, u. ein Übel für diejenigen, welche den Geist Gottes in sich verspüren. Eine derartige Anschauung wird folgerecht von dem geschichtlichen Leben als einem „Affen- und Gaukelspiel Gottes" reden, wie sie andererseits wieder nicht bloß in Gottes Schöpfung u. in Gottes Wort, sondern auch in der Geschichte die Offenbarung Gottes sehen möchte (daher der Titel: Geschichtsbibel). Fügt man hinzu, daß Franck kommunistische Ansichten hegt, so hat man jene Züge zusammen, die ihn uns zwar mit R. als beinahe modernen Denker, aber auch als eine bedenkliche Vorwegnahme zeitgenössischer radikaler Verirrungen erscheinen lassen. So etwa wertet ihn auch Wackernagel in seiner deutschen Literaturgeschichte.

[1]) G W. Fr. Hegel, D. Vernunft i. d. Gesch. Einleitung i. d. Philos. d. Weltgesch. Auf Grund d. aufbehaltenen handschriftl. Materials neu hrsg. v G. Lasson (= G W. Fr. Hegel, Vorlesungen üb. d. Philos. d. Weltgesch. Vollständig neue Ausg.: I. Bd: Einleitg.) 8°. X u. 264 S. Leipzig, F. Meiner, 1917. geh. M 5.50, geb M. 7. .

[2]) A. Reimann, Dr., Stadtschulrat z. D.: Sebastian Franck als Geschichtsphilosoph. E. moderner Denker i. 16. Jh (= Comenius-Schriften z. Geistesgesch. Beihefte d. Ztschr. d. Comenius-G. H. 1.) 8°. 101 S. Berlin, A. Unger, 1921. geh. M. 20.—.

Digitized by Google

In gründlicher, ergebnisreicher Untersuchung weist Jessen[1]) nach, daß Liudprand augustinische Geschichtsphilosophie durch die Moralia Gregors I. kennen gelernt u. in seiner „Antapodosis" verwendet hat. Er erklärt den Titel dieser Schrift ansprechend als „Wiedervergeltung durch Gott"; er zeigt, wie bedeutsam bei Liudprand die Scheidung in populos Dei u. gentes nescias Christi sowie in christliche u. teuflische Fürsten ausfällt.

Die zweite geschichtsphilosophische Möglichkeit ergab sich für den stolzen Einfall, einen gesetzmäßigen Verlauf des Geschehens zu ermitteln u. in sicherer Erwartung der Auswirkung des ermittelten Gesetzes die Zukunft vorauszubestimmen. So will Stromer-Reichenbach laut S. 49 seines Büchleins[2]) „ein vollständiges System der Berechnung der geschichtlichen Zukunft des gesamten Menschengeschlechts" zustande gebracht haben, das er in seinem wissenschaftlichen „Institut für Historionomie" zu bearbeiten hofft. Vor allem bedürfe es einer großen Geschichtsdatenstatistik, die Str. bereits in Angriff genommen, insofern er aus 60 000 etwa 22 350 Daten ausgewählt u. unter dem Titel „Gesetze der Weltgeschichte" verarbeitet habe. Es handle sich um Darlegung rythmischer Entwicklungsreihen, welche Schlüsse auf die Zukunft gestatteten; u. eine Probe auf das Exempel habe er bereits i J. 1914 mit der Schrift gemacht: „Deutsche verzaget nicht! Eine geschichtsphilosophische Prophezeiung zum Weltkrieg." Diese hat dem Rf. leider nicht vorgelegen. Immerhin: — hier liegt der methodologische Irrtum vor, von der Häufung vereinzelter Tatsachen oder gar bloß von ihrer Festlegung in Daten alles Mögliche für die Erkenntnis zu erwarten u. demgemäß in der Kategorie der Quantität oder gar im Gebiet der bloßen Zahlen zu verharren, während alles historische Verstehen von der Intensität des Erlebens abhängt, also durchaus qualitativ bestimmt ist. — Auf Str. stützt sich in wesentlichen Punkten ein auch sonst vielfach abseits Wandelnder: Kemmerich[3]). Er setzt zunächst, völlig willkürlich, die deutsche Revolution von 1918 der englischen von 1641 u. der französischen von 1789 gleich u. schließt sodann aus einigen bedeutsamen Wendepunkten dieser Revolutionen auf gleichartige entscheidende Vorgänge in unserer zukünftigen staatlichen Entwicklung, die nach seiner Meinung in weiterem revolutionärem Gange begriffen ist.

Auch Spengler hat das Bestreben, in kühner Wertung welt- u. hauptsächlich geistesgeschichtlicher Vorgänge u. Zustände, gleichlaufende Entwicklungsreihen aufzustellen u. den Ausgang vorherzusagen. Tut er es nicht schon durch den Titel seines Buches, der menetekelhaft u. mit wissenschaftlicher Gebärde auf dasjenige als auf etwas Un-

[1]) H. Jessen, D. Wirkungen d. augustinischen Gesch.philos. auf d. Weltanschauung u. Gesch.schreibung Liudprands v. Cremona. 8°. 63 S. Greifswald, L. Bamberg, o. J.

[2]) Fr. Stromer-Reichenbach: Was ist Weltgesch.? Zukunftsgedanken. 8°. 49 S. (= Deutsches Leben Bd. 4). Ludwigshafen, Haus Lhotzky, 1919.

[3]) M. Kemmerich-München, Dr.: D. Berechnung d. Gesch u. Deutschlands Zukunft. 8°. 28 S. 6.—10. Tausend. Diessen vor München, Jos. C. Huber, 1921.

Digitized by Google

entrinnbares hinweist, was so viele nicht bloß fürchtend kommen zu sehen, sondern entsetzt vor Augen zu haben glauben? U. dabei nun das trotzige „Wenn schon" des mit seinen vielen Lesern dem Untergange des Abendlandes zutreibenden Vf.! Er rückt von selbst in das blendende Licht des tragischen Helden, der im Zwiespalt von Erkenntnis (die beweist, wir sind am Ende) u. Wollen (das zu leben begehrt) dennoch stolz aufgerichtet dahinschreitet! Dies ist der persönliche u. zeitgeschichtliche Hinter- u. Untergrund des Sp.schen Buches, das, ein Ausdruck eigenster Anschauungen u. Auffassungen, im ganzen unwiderlegbar, weil außerhalb der Erörterung, u. überhaupt unangreifbar ist, weil auf persönlichen Überzeugungen beruhend.

Sp.s Buch wirkt zunächst als großer Wurf, als anscheinend wissenschaftlicher Niederschlag höchst unangenehmer Stimmungen, unter denen Kulturmüdigkeit u. Zivilisationsekel obenanstehen. Die abendländische Kulturseele, verkörpert durch den faustischen Menschen, im 2 Jahrtausend unserer Zeitrechnung sich erschließend u. blühend, Früchte der Kultur treibend u. in Errungenschaften der Zivilisation abwelkend: dies ist das Hauptthema. Dazu gehört der allgemeine Satz: es gibt Kulturseelen, u. sie erschöpfen sich wie menschliche Seelen; so die griechisch-apollinische Kulturseele des 1. vorchristlichen, so die arabisch-magische des 1. nachchristlichen Jahrtausends. Das Zeiten sondernde u. Namen gebende Christentum wird zu einem Bestandteil der arabisch-magischen Kultur, deren besondere Kennzeichnung als magische u. deren starke Hervorhebung vor dem Christentum wohl Sp. selber angehört. Sp. ist freilich überzeugt u. spricht wiederholt rückhaltlos aus, daß er durchaus Neues sage. Dem widerspricht jedoch seine bemerkenswerte Behauptung, daß wir auch mit unserer Kunst u. Wissenschaft am Ende seien, daß zumal unsere Wissenschaft bereits in den Zustand einer alexandrinisch sammelnden, ordnenden u. abschließenden Tätigkeit getreten sei. In der Tat wird man, die Gesamtmasse der Sp.schen Gedanken angesehen, weit eher geneigt sein, ihn in die Epigonenreihe der Sammelnden aufzunehmen. Wie ergiebig er gesammelt hat, wie seine g u t e n Gedanken lange vor ihm hier u. da, vielfach zeitgemäß und schlagkräftig durchgeführt, auftauchen, ist für den Kundigen leichter nachzuweisen, als für Sp., daß er sie aus sich hat. Dazu fehlt der Sp.schen Gedankensammlung, so reichhaltig sie ist, die rechte, klärende Ordnung u. das Abschließende. Die Kritik hat sich gerade in dieser Beziehung ernstlich mit seinem Werk beschäftigt [1][2][3][4]). Die Ergebnisse dieser teilweise sehr gelungenen Auseinandersetzungen können,

[1]) K. Schück, Dr., Prof. a. Lehrersem.: Spenglers Gesch.philos. E. Kritik. 8°. 39 S. Karlsruhe, G. Braun, 1921. geh. M. 6.—.

[2]) H. Scholz, Dr. Dr., o. Prof.: Z. „Untergang" d. Abendlandes. E. Auseinandersetzung m O. Sp. 2. neubearb. u. erg. Ausg. 5.—10. Tauf. 8°. 68 S. Berlin, Reuther u. Reichard, 1921. geh. M. 4.—.

[3]) O. Th. Schulz, Dr., a. o. Prof.: D Sinn d. Antike u. Sp. neue Lehre. Antrittsvorl. 8°. 40 S Gotha, F. A. Perthes, 1921. geh. M. 3.—.

[4]) Goetz Briefs, Dr. Prof.: Untergang d. Abendlandes, Christent. u. Sozialismus. E. Auseinandersetzung mit O. Sp. 8°. 111 S. Freiburg i. Br., Herder, 1920. geh. M. 7.50 u. Zuschl.

Digitized by Google

sofern sie im vorstehenden nicht enthalten sind, nur in Kürze unter Hervorhebung der wichtigsten kritischen Gesichtspunkte aufgeführt werden. Schück bleibt im ganzen bei Behauptungen allgemeinerer Art stehen; er beugt sich vor der „repräsentativen Erscheinung", deren wissenschaftliche Tragweite er für bedeutend hält. Scholz bietet eine ausgezeichnete, auch auf alle Abwegigkeiten Sp.s verständnisvoll eingehende, systematisch verarbeitende u. sachlich wohl begründete kritische Kennzeichnung; er gibt den Sp.schen Ideen erfreulicherweise geschlossene Haltung. Sch. stellt fest, daß Sp.s Werk „mit Fragwürdigkeit überlastet", daß seine Beweisführung verfehlt, seine Folgerungen hinfällig sind. Unbegreiflich bleibt nur, wie Sch. im Zusammenhange dieser durchaus gehaltenen u. gerechten Beurteilung der deutschen Jugend das Studium eines Buches empfehlen mag, dessen Vf. er überdem der Leichtfertigkeit zeiht (S. 65) u. das die ernste Forschung mit Recht als Machwerk zurückweisen dürfte (S. 30). Schulz bemängelt (S. 3) das Hinwegsehen über die moderne Geschichtswissenschaft (das in der Tat fast beleidigend wirkt), das Fehlen neuen Tatsachenmaterials sowie die nicht nur lückenhafte, sondern geradezu leichtfertige Verwendung des vorliegenden (S 19). Götz-Briefs trifft den Kernpunkt: er lehnt zwar mit Sp. den unechten Marxschen Arbeitersozialismus ab, hält aber auch nichts von dem „echten Sozialismus" des preußischen Staates, wie ihn Sp. in seinem Buche „Preußentum u. Sozialismus" schildert; er bestreitet die Möglichkeit, den Sozialismus aus der Uranlage der germanischen Seele u. als faustischen Trieb zu erklären, der sich im Willen zur Macht auslebe, u. stellt vielmehr seine Beziehungen zum Christentum fest: „die christliche Gedankenwelt gibt Struktur u. Typus des abendländischen Bewußtseins" (S. 102).

Ein Hinweis auf das gut geschriebene Buch Cromes[1]) wird hier angefügt, weil C. selbst in der Vorrede erzählt, er sei durch Spengler angeregt u. durch dessen „Untergang" zur Klarheit geführt worden. Ohne C.s ausdrückliche Versicherung würde man es schwerlich glauben; aber da dem nun so ist, muß man Spengler danken, daß er zur Abfassung solcher Bücher anregt. C. führt die staatliche Entwicklung des Abendlandes in großen Zügen nach ihren Hauptergebnissen vor: von der Grundlegung Europas im römischen Kaiserreich über das abendländische Universalreich Ottos des Großen u die Bildung der europäischen Nationen (S. 55—76) bis zum Zusammenbruch des abendländischen Staatensystems (S. 373—93) in diesen unseren Tagen. U. eben der Umstand, daß die weltgeschichtliche Einheit des Abendlandes nicht bloß behauptet, sondern wirklich in ihren Zusammenhängen bloßgelegt wird, scheint von dem Spenglerschen Grundgedanken des arabisch-magischen und des abendländisch-faustischen Kulturkreises, deren Grenzscheide um d. J. 1000 liegen soll, nicht unerheblich abzuführen. Rf fühlte sich demgemäß, viel mehr als an Spengler, an Gervinus' gedankenreiche, überaus großzügige „Einlei-

[1]) Fr. L. Crome, D. Abendland als weltgeschichtl. Einheit. 8°. XVIII u. 408 S. München, O. H. Beck, 1922. geh. M. 100.—, geb. M. 140.—.

Digitized by Google

tung in die Geschichte des 19. Jh." erinnert, die den Kreislauf antiker und mittelalterlich-neuzeitlicher Staatsschöpfungen meisterhaft darlegt. Aber Gervinus oder Spengler — man hört C. gern, sei es über das Europäische Gleichgewicht u. den Aufstieg Preußens oder über Revolution u. Bonapartismus, sei es über das 19. Jh. oder den Weltkrieg u. die anschließende soziale Revolution. Wer aber nicht geneigt ist, hier gleich dem Rf. Geschichtsphilosophie zu sehen, der wird wenigstens zugestehen: wie diese Betrachtungsweise C.s das geschichtliche Lehrbuch voraussetzt, so kann sie ihrerseits eine Grundlage geschichtsphilosophischer Erwägungen abgeben.

Letzteres gilt auch (u., den umfassenderen, weitschichtigeren Stoff angesehen, fast in höherem Grade) von Rieß' kulturgeschichtlicher Übersicht [1]), die das gewaltige Gebiet (1492—1914) nicht bloß in allgemeinen Andeutungen umreißt, sondern unter Anführung wichtigster Einzeltatsachen ansprechend ausgestaltet und in Heraushebung kennzeichnender Einzelzüge kräftig belebt. Vielfach dienen diese Einzelheiten außerdem der Erklärung u. Verdeutlichung historischer Anschauungen u. Begriffe, deren Ursprung aufgezeigt wird. Hinzu kommt die durchgängige Aufhebung der zumeist beliebten, mehr oder weniger scharfen Trennung politischer u. kultureller Vorgänge; deren Folge ist jedoch keineswegs ein kunterbuntes Vielerlei, sondern eine recht glückliche Zusammenfassung, welche die schließlich doch vorhandene Einheit geschichtlichen Lebens trefflich nachbildet. Rf. freut sich, feststellen zu können, daß das R.sche Buch viele gute Eigenschaften eines zeitgemäßen u. soliden, stoffreichen u. wohlgeordneten Unterrichtswerkes in sich vereinigt.

Die frühere Geschichtsphilosophie war im allgemeinen Beurteilung der Universalgeschichte u. Bemühung um Aufstellung historischer Gesetze. Dies ist auch die Auffassung Windelbands, dessen letztes Büchlein [2]) eine kurze, aber stoffreiche Zusammenfassung seiner letzten Vorlesung über Geschichtsphilosophie gibt (gehalten im ersten Kriegswinter 1914/15). Wenn es sich auch um ein Bruchstück handelt, so ist doch immerhin tröstlich, daß wir nun wenigstens die Grundlinien der geschichtsphilosophischen Einsichten u. Anschauungen eines Mannes vor uns haben, der sich gerade auf diesem Gebiete des Denkens zwar aufs regste interessiert zeigte, schriftstellerisch aber nur wenig betätigt hat [3]). Indem W. die Aufgaben der neueren Geschichtsphilosophie auf Grund der reichhaltigen Entwicklung der betreffenden Literatur festzustellen sucht, ergeben sich ihm deren zwei: eine formelle, erkenntnistheoretische (wie ist Geschichtswissenschaft möglich? gibt es erkennbare

---

[1]) L. Rieß, Gang d. neuzeitl. Kult.entwickl. i. Rahmen d. Weltgesch. 8°. IV u. 277 S. (= Empor-Bücherei I, 1). Stuttgart, Bergers Literar. Büro, 1921. geh. M. 24.—.

[2]) Wilh. Windelband, weiland Prof.: Geschichtsphilos. E. Kriegsvorles. Fragm. a. d. Nachlaß. Hrsg. v. Wolfg. Windelband u. Dr. Bauch (= Kantstudien. Nr 38). 8°. 68 S. Berlin, Reuther u. Reichard, 1916. geh. M. 3.—.

[3]) Es sei daran erinnert, daß W. seit 1890 das Referat über Gesch.phil. f. d. JBG. inne hatte, aber nur einmal, nämlich 1894, berichtet hat.

Digitized by Google

Gesetze des Geschehens) u. eine sachliche (welches ist der Sinn des historischen Geschehens? ist sein Ziel festzustellen, sein Verlauf vorauszusehen?). Geschichtsphilosophie beruhe aber auf Geschichtskunde, deren Wesen W. als auswählende Erinnerung definiert u. in der Tradition nebst zugehöriger prüfender u. sichtender Kritik begründet sieht. Da Überlieferung jedoch ein Gesamtbewußtsein voraussetze, so sei angezeigt, dieses Gesamt- oder Volksbewußtsein dem Einzelbewußtsein überzuordnen: in der Sprache sei das sinnlich-geistige Fluidum gegeben, in welchem der einzelne Mensch lebe u. webe. U. die gleiche zwingende Gewalt wie dieser Form der Überlieferung, nämlich der Sprache, eignet den anderen allgemeinen Begriffen oder vielmehr den geistigen Substanzen, welche durch sie bezeichnet werden: Volk u. Staat. Dagegen sei „die Menschheit als universale Lebenseinheit aufgegeben, nicht gegeben, eine niemals zu verwirklichende Idee" (S. 63). Das heißt doch wohl: die Idee der Sprache, des Volkes, des Staates ist jeweils in einer beträchtlichen Anzahl mehr oder weniger vollendeter Substanzen oder Objekte wirklich vorhanden und damit reell gewährleistet, wenn sie tatsächlich auch in noch so minderwertigen Exemplaren hervortritt. Dagegen ist die Idee der Menschheit bis heute nichts weiter als eine Idee, der die Verwirklichung fehlt; sie ist die bloß gedachte Zusammenfassung aller derer, die Menschenantlitz tragen. Dem Begriff Menschheit entspricht kein geschichtliches Erlebnis. Es ist ein naturwissenschaftlicher Begriff, der nur deshalb geschichtlich anmutet, weil viele Teile der Menschheit geschichtliche Substanzen darstellen, weil man ferner allen Teilen die gleiche Eigenschaft zuschreibt u. weil man endlich alle diese Teile zu einer Gesamtheit verbunden denkt. Aber gerade dieses einheitliche Wirken zu einem letzten gemeinsamen Ziele fehlt durchaus; trotz all jener Pazifisten, die der Menschheit damit zu dienen glauben, daß sie zuerst einmal das eigene Volk u. den angestammten Staat, ihr Vaterland, in ihrer Muttersprache schmähen. So wirken die großen Mächte urwüchsiger Überlieferung (Sprache, Volk, Staat) auch noch im Verkehrten.

Schulze-Soelde[1]) leistet, wie es schon mancher Philosoph getan, dem Historiker den Dienst der erkenntnistheoretischen Begründung seiner Wissenschaft. In Erörterung der Frage: Wie ist Geschichtswissenschaft möglich? setzt er sich mit Kant u. Hegel auseinander, um sodann die verschiedene Bedeutung des auch hier grundlegenden Cogito zu entwickeln. Er unterscheidet ganz richtig zwischen dem „ich denke" des erkennenden Subjekts (d. i. der Historiker) und dem „ich denke" des zu erkennenden Objekts (d. i. der geschichtliche Gegenstand oder die geschichtliche Person). U. er kennzeichnet „den Triumph der Erkenntnis von der Geschichte" mit folgenden Worten (S. 65): „das urbildliche (d. i. das zu erkennende) Bewußtsein soll sich dermaßen in das erkennende Ich (des Historikers) hineinlegen, daß dieses seine erkennende Aufgabe vergißt u. sich selbst die Originalität aufprägt." Er

[1]) W. Schulze-Soelde, Dr. Dr.: Gesch. als Wissenschaft. 8°. VIII u. 93 S. Berlin, Reuther u. Reichard, 1917. geh. M. 3.—.

Digitized by Google

umschreibt damit das Ideal künstlerischer Geschichtschreibung, welches jedoch augenscheinlich rein gedankenmäßig gerichtet ist, insofern die geschichtlichen Objekte u. Personen lediglich als ihrer selbst bewußte Gedankengebilde gefaßt, alles Gefühlsmäßige u. Triebhafte außer acht gelassen u. die körperlichen, erdhaften, dinglichen Widerstände überhaupt nicht berücksichtigt werden. Doch „leicht beieinander wohnen die Gedanken, u. hart im Raume stoßen sich die Sachen". Das raumzeitliche geschichtliche Leben ist ebenso materiell wie ideell, es ist sinnlich-geistig; u. es bedeutet eine arge Einschränkung geschichtlichen Daseins, wenn letzteres durch S.-S. als eine fortlaufende Reihe von Denkvorgängen aufgefaßt wird. Selbst wenn man die Geschichte von Männern als von denkenden Wesen gemacht sein läßt, so handelt es sich doch bei dem Denken dieser geschichtlichen Helden um ein ganz anderes Denken als das des wissenschaftlichen Historikers. Denn während die geistige Tätigkeit des letzteren als Denkhandlung bezeichnet werden kann, tritt uns in der geistigen Tätigkeit des geschichtlichen Helden eine Tathandlung entgegen. Damit wäre jedoch immer erst das einzelne persönliche Leben (aber nicht bloß in seinem Denken, sondern auch in seinem Fühlen und Wollen) erklärt, keineswegs das überpersönliche Leben der Masse, der Partei, des Volkes, des Staates, oder gar das unpersönliche von Einrichtungen, Zuständen, Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Überlieferungen.

Freilich behält jene S.-S.sche Definition der Geschichtswissenschaft viel Bestechendes; denn in Kürze wiedergegeben, besagt sie: „Gedachtes noch einmal denken", oder: Bewußt gewordenes von neuem bewußt werden lassen. Doch S.-S. bleibt bei dem Erkenntnistheoretischen stehen, ohne in die Fülle der Empirie einzugehen. Immerhin vertritt er die löbliche, aber weder von ihm bewiesene noch von irgend jemand zu beweisende Ansicht, „daß die Geschichtsforschung u. Geschichtschreibung sich im Laufe des 19. Jahrhunderts als eine der Naturwissenschaft sogar an strenger Exaktheit gleichberechtigte Wissenschaft erwiesen hat" [1]). Ja, er fühlt sich eben deshalb getrieben, der Geschichtswissenschaft beizustehen u. ihr zu einer erkenntnistheoretischen Begründung zu verhelfen, weil „sie selbst bei der überreichen Ausdehnung ihres empirischen Arbeitsfeldes" dazu keine Muße finde.

S.-S. begründet die Möglichkeit historischer Erkenntnis schlechthin; sie ist in der eingehenden, wissenschaftlich geregelten Beschäftigung mit den geschichtlichen Vorgängen gegeben, im Schöpfen aus der Quelle, im Anschauen von Überresten, in der Kenntnis u. Pflege der Überlieferung: hieraus erwächst historisches Verstehen. Um diesen Begriff bemüht sich nun Litt [2]) im Interesse des Unterrichts, u. er trifft das wohlbekannte Rechte, wenn er historisches Verstehen im Sprachunter-

[1]) Daneben halte man Windelband (S. 48): „Die Historie sollte nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß auch sie ihre eigene Art der Exaktheit besitzt in der Schärfe der Kritik, in der Sicherheit der Tatsachenfeststellung."

[2]) Th. Litt, Gesch u. Leben. Von d. Bildungsaufgaben geschichtl. u. sprachl. Unterr. 8°. IV u. 199 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1918. geh. M. 3.60 + 80% Teuerungszuschlag.

Digitized by Google

richt, zumal im fremdsprachlichen, besser gewährleistet sieht, als im eigentlichen Geschichtsunterricht. Gewiß! Welch eine Einfühlung in fremdes, zeitlich u. räumlich fernes Dasein ist allein durch die Erlernung fremder Sprachen gegeben! Welch ein beharrendes Verweilen in fremder Denkart beim Her-, welch ein Zwang sich anzupassen beim Hinübersetzen! Dazu gilt die Lektüre den besten literarischen Werken. Wie wollte der Geschichtslehrer da in Wettbewerb treten, mag er noch so lebhaft erzählen, noch so getreu schildern, noch so klar auseinandersetzen! Er wird vielleicht größeres Interesse wecken; der Sprachunterricht wird wirksamer bleiben: er stellt ein Hauptmittel der Erweckung geschichtlichen Verständnisses dar. Ähnlich müßte der Deutschunterricht die vaterländische Geschichte fördern, u. die jetzt viel berufene Deutschkunde müßte helfend hinzukommen.

L. möchte in anderer Weise helfen. Er wendet den Begriff „historisches Verstehen" auch auf die Gegenwart an; denn auch in ihr sei geschichtliches Leben vorhanden, auch in ihr wirkten sich geschichtliche Verhältnisse aus. U. der Titel seiner Schrift erklärt sich eben daraus, daß er in dem geschichtlichen Leben einen Ausschnitt des wirklichen Lebens schlechthin sieht, daß Geschichte also nicht bloß ein Ausschnitt des vergangenen Lebens ist (Windelbands „auswählende Erinnerung") sondern auch des gegenwärtigen, daß wir folgeweise die geschichtlichen Verhältnisse u. Beziehungen vergangenen Lebens aufs einfachste u. klarste durch die Erkenntnis der in der Gegenwart wahrnehmbaren geschichtlichen Beziehungen erhellen könnten. Derartige Beziehungen, insbesondere diejenigen von Individuum u. Gemeinschaft (S. 48—126) seien den Schülern aus ihrem Schul- u. persönlichen Leben heraus soziologisch u. sozialpsychologisch zu deuten, u. so werde das Verstehen der Vergangenheit aus der Gegenwart möglich. Demgegenüber muß jedoch mit allem Nachdruck geltend gemacht werden, daß dieses uns umgebende Leben im allgemeinen zuerst durch eine selbstverständliche u. unterschiedslose Alltäglichkeit gekennzeichnet wird; daß Geschichte Leben der Vergangenheit bedeutet u. daß ferner geschichtliches Leben das wesentliche Merkmal des Bedeutsamen trägt; daß selbst der Kulturhistoriker von ausgesprochen kollektivistischer u. materialistischer Richtung, wenn er alltäglichstes Leben der Vergangenheit schildert, ihm ein besonderes Gepräge verleiht, indem er es als Typus herausarbeitet. Das Typische aber ist die Summation vieler Alltäglichkeiten u. ihre abstrakte Erfassung; es bedeutet eine Auszeichnung, die nicht so sehr im erkannten Objekt als in dem erkennenden Subjekt begründet liegt.

Aber selbst wenn man geneigt wäre, zuzugeben, daß in dem Leben, welches uns umflutet, ein Teil geschichtlichen Lebens stecke, so dürfte man andrerseits durchaus zweifelhaft sein, ob es gelingen möchte, diesen Kern historischen Daseins von der breiten Alltäglichkeit abzusondern oder überhaupt dasjenige, was sich später einmal als geschichtlich bedeutsam herausstellen wird, schon jetzt als solches herauszukennen. U. wer wollte sich unterwinden, den Typus des Menschen unserer Tage in der Weise aufzustellen, wie es Dilthey etwa für die Zeit des 16. Jh.s getan hat?

Digitized by Google

Die Entwicklung der Gegenwart, in der wir leben, können wir nur ahnend erfassen, sofern wir sie mitleben. Die Vergangenheit, die wir nachleben, vermögen wir erkennend zu schauen; u. die Gegenwart hilft um so mehr zum Verständnis der Vergangenheit, je intensiver wir gelebt u. mitempfunden haben. Aber historisch angesehen erschließt uns die Betrachtung der Vergangenheit das Verständnis der Gegenwart.

Wir sind bei der Frage der Wertung neuester Entwicklungen angelangt. Ist sie noch geschichtlicher Natur? Oder geraten wir damit in das politische Fahrwasser? In der Tat sind die Beziehungen der Geschichte u. der Politik eng genug; freilich nicht im Sinne der Parteipolitik oder einer wie immer gerichteten praktisch-politischen Einlassung, sondern von dem Standpunkte des wissenschaftlich theoretisierenden Politikers, dem der Aufbau eines Systems der Politik vorschwebt u. der sich daher schlechterdings nicht auf die politischen Zustände, Strebungen u. Ideale der eigenen Zeit beschränken mag, sondern die Steine für diesen Bau nirgends anders woher gewinnen kann als aus der Anschauung des staatlichen Lebens früherer Zeiten. Die gewaltigen Trümmer der Geschichte sind der rechte Baustoff für das wuchtig aufgeführte Gebäude der Politik, wie sie ein Dahlmann, Roscher u. Treitschke verstanden, wie sie aber auch schon Aristoteles u. Polybius darlegten. U. dieser kurze Hinweis auf ein immerhin vorhandenes Verhältnis von Geschichte u. Politik ist hier um so mehr an der rechten Stelle, als Rf. geneigt ist zu bekennen, daß die so verstandene Politik nichts anderes ist als das, womit wir es hier zu tun haben, nämlich Geschichtsphilosophie.

Eine Summe in sich zusammenhängender allgemeiner historischer Ideen, angeregt u. getragen durch geschichtliche Vorgänge u. Tatsachen, systematisch in der Form eindringlicher Lehre oder diskursiv am Faden der Entwicklung in überzeugungstreuer Aussprache vorgetragen — sollte man das nicht als Geschichtsphilosophie bezeichnen dürfen? Man lese Kjellén, zumal sein Buch vom Staat [1]), man lese Dietrich Schäfers neuestes Werk [2]). Kj. verarbeitet zielbewußt u. übersichtlich eine Fülle trefflicher Gedanken, wie sie von Karl Ritter bis zu Ratzel u. von Adam Müller bis zu Meinecke hin geäußert worden sind. Er verdeutlicht die engen Beziehungen zwischen Land u. Volk, Staat u. Territorium (er nennt es auch Reich); u. er geht so weit, solch ein Staatsgebiet als geographisches Individuum aufzufassen, ja als den Leib, dessen Seele der Staat darstelle. Er erkennt den innigen Zusammenhang, der zwischen Nation u. Sprache besteht, erklärt die Nationen für ethnische Individuen u. sieht in ihnen „die wahren Helden der Geschichte". Der Staat aber ist ihm ein sinnlich-vernünftiges Wesen, dessen Zweck nie und nimmer das Wohlergehen der einzelnen Menschen, sondern die Wohlfahrt der Nation sei.

---

[1]) R Kjellén, Prof. a. d. Univ. Upsala: D. Staat als Lebensform. 8°, VIII u. 235 S. Leipzig, S. Hirzel, 1917. geh. M. 4.—.

[2]) Dietrich Schäfer, Staat u. Welt. Eine geschichtl. Zeitbetracht. 8°. VII u. 302 S. Berlin, O. Elsner, 1922. geh. M. 40.—, geb. M. 50.—, in Halbleder M. 90.—.

Digitized by Google

Hier nun setzt Schäfer mit kraftvoller geschichtlicher Beweisführung ein. Er fragt nicht so sehr nach dem Zweck; sondern als gründlicher Kenner der Geschichte erläutert er das Wesen des Staates, das ja in dem Gewesenen zum Ausdruck gekommen sein muß. U. so bildet er den allgemeinen Satz, so fällt er das Urteil: das Wesen des Staates ist Macht. Es ist von tiefer Wirkung auf den deutschen Leser, wenn er nun den positiven Beweis dafür durch die Entwicklung so vieler anderer Völker (Franzosen, Engländer, Italiener, Russen) erbracht sieht, während die eigene Geschichte von Anbeginn bis auf unsere Tage so mannigfache Beweisstücke aus dem Negativen liefert.

Während Sch. im 1. Buch die Bedeutung des Staates auf Grund weltgeschichtlicher Betrachtungen entwickelt, führt er im 2. (S. 81—127) vornehmlich im Hinblick auf die französische u. englische Geschichte durch, daß der Staatsgedanke die Quelle der Macht sei. Das mittlere 3. Buch, das Kernstück (S. 129—195) handelt vom deutschen Staat, der nach kurzer mittelalterlicher Blüte durch Bismarcks Werk endlich ans Ziel gelangt schien, um durch den Weltkrieg in jähem Absturz herabgerissen zu werden. Das 4. Buch schildert die Verfehlungen der deutschen Politik, in Friedens- wie in Kriegszeiten, verschweigt aber auch die Schuld des deutschen Volkes nicht: es hat im Frieden den Krieg zu bereiten vergessen u. im Kriege gar zu viel des Friedens gedacht. Deutschlands Lage, im 5. Buche naturgetreu gezeichnet, gibt nur dann einige Hoffnung, wenn es gelingt, die Anschauung allgemein zu machen, wonach „deutsche Kultur nicht bestehen kann ohne einen starken deutschen Staat." Der Mensch — ein staatliches Lebewesen, der Staat — das Ziel völkischen Daseins, das Verhältnis der Staaten zueinander — der vornehmste Inhalt der Weltgeschichte, die Bedeutung des einzelnen Staates — ein Ausdruck seiner Macht: das sind Ideen, welche die Aristoteles u. Hegel, die Ranke u. Gervinus schließlich miteinander vereinigen. Darum hat Cartellieri recht, wenn er das Vorwort der 2. Aufl. seines Buches [1]) mit dem Satze schließt: „Weltgeschichte als Machtgeschichte muß einen unveräußerlichen Bestandteil der Weltanschauung bilden. u. die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, da Machtwissenschaft einen großen Kreis von Erfahrungstatsachen zusammenfaßt u. planmäßig gliedert". Wir freuen uns dieser neuen Bezeichnung für eine alte gute Sache. Wir hoffen, der empfängliche Deutsche möchte sich der neuen Machtwissenschaft widmen; und wir können ihm nichts Besseres wünschen als rechte Durchführung der theoretischen Hauptforderung: Macht nicht bloß als Inhalt gelehrter Bemühung, sondern als Ziel staatsmännischen Strebens und nationalen Ringens.

Charlottenburg. Erich Bleich.

---

[1]) Alex. Cartellieri, Dr., Prof. a. d. Univ. Jena: Grundzüge d. Weltgesch. 2. verm. u. verb. Aufl. VIII u. 276 S. Leipzig, Dyk, 1922. geh. M. 50.—; geb. M. 80.—. Die 1. Aufl. ist in den „Mitteilungen" 1922, S. 4 kurz besprochen.

Digitized by Google

Literatur zur Geschichte des Altertums.

Je mehr sich die Forschung auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft vertieft, desto schwerer wird es für den einzelnen, die so notwendige Übersicht über das ganze Gebiet sich zu bewahren. Denn darin liegt die Gefahr für den Forscher, daß er über seinen Spezialforschungen die Zusammenhänge aus den Augen verliert, die seine Arbeit doch stets mit der Gesamtforschung verbinden müssen. Und auch der der Wissenschaft ferner Stehende muß in der Lage sein, sich über die Ergebnisse der Arbeit auf allen Gebieten zu unterrichten. Die Erkenntnis, daß zumal dem Anfänger ein Überblick geboten werden muß, damit er von vornherein vor einem unfruchtbaren Spezialistentum bewahrt bleibe, hat vor mehr als einem Jahrzehnt Gercke u. Norden bewogen, ihre „Einleitung in die Altertumswissenschaft" herauszugeben. Hier wurden von bedeutenden Fachgelehrten alle Gebiete dargestellt u. zu allen Fragen u. Problemen Stellung genommen, sowie die wichtigste Literatur verzeichnet. Jetzt liegt nun der 2. Bd. in 3. Aufl vor [1]). Er behandelt das griechische u. römische Privatleben (E. Pernice), die Münzkunde (Regling), die griechische Kunst (Winter), die griechische u. römische Religion (Wide-Nilsson), die exakten Wissenschaften u. Medizin (Heiberg) u. die Geschichte der Philosophie (Gercke). Den Abschnitt über die Religion hat nach dem Tode von S. Wide der schwedische Forscher Martin P. Nilsson bearbeitet. Neu hinzugekommen ist die Behandlung der Münzkunde von K. Regling. Dieser Beitrag ist besonders erwünscht, da die kurzen Bearbeitungen der antiken Münzkunde in Dannenbergs Grundzügen der Münzkunde (3. Aufl. 1912) u. v. Sallets Antiken Münzen (3. Aufl. 1922), beide gleichfalls von Regling, ihrem Zwecke entsprechend auf die Literatur u. die Probleme nicht eingehen konnten.

Will der „Gercke-Norden" dem Altertumsforscher, wenn auch zunächst dem Studenten, dienen, so wendet sich ein anderes Werk an die weiten Kreise aller Gebildeten, soweit sie Interesse für die antike Kultur haben. Schon seit längerer Zeit sind „Die hellenische Kultur" und „Die hellenistisch-römische Kultur" von Baumgarten-Poland-Wagner vergriffen. Eine Neuaufl. im gleichen Umfange verbot sich, da die Bde. unerschwinglich teuer geworden wären. So haben sich Poland u. Wagner im Verein mit Reisinger entschlossen, die antike Kultur in einem schmalen Bde. in ihren Hauptzügen darzustellen [2]). Im 1. Abschnitt behandelt W. die Literatur. Nach einleitenden Worten über das Buchwesen u. die Sprache zieht das so unendlich reiche griechische Schrifttum an uns vorüber, von Homer u. Hesiod über die Lyrik zum Drama u. zur Geschichtschreibung, um in den großen Rednern

[1]) Einleit. i. d. Altertumswissenschaft. Hrsg. v. A Gercke u. Ed. Norden. II. Bd. 3. Aufl. VIII u. 494 S. Lex.-8°. Leipz., Teubner, 1922. M. 120.—, geb. M. 150.—.

[2]) Die antike Kultur i. i. Hauptzügen dargest. v. Frz. Poland, E. Reisinger, R Wagner. M. 118 Textabb., 6 Taf. u. 2 Plänen. Lex.-8°. X u. 242 S. Leipz., Teubner, 1922. Geb. M. 110.—.

Digitized by Google

u. der hellenistischen Literatur auszuklingen. Eine 2. Abteilung ist der lateinischen u. der griechisch-römischen Literatur der Kaiserzeit gewidmet. Der 2. Hauptabschn. bringt von demf. Vf. eine Darstellung der Philosophie u. Wissenschaft; in dem Kap. über die Religion behandelt W. die Entwicklung der griech. u. röm. Göttervorstellungen u. P. die Kultformen, Feste u. Spiele. Die Kunst im weitesten Umfange bis zum Kunstgewerbe hat in Reisinger, dem wir das schöne Buch „Griechenland, Landschaften u. Bauten" (Leipz. 1916) verdanken, einen vorzüglichen Dolmetscher gefunden. Die letzten Abschnitte endlich, Privatleben, Heerwesen u. Staatsrecht, stammen von Poland, dem Geschichtschreiber des griech. Vereinswesens. Das Buch kann bei seiner vorzüglichen Ausstattung allen Freunden antiker Kultur warm empfohlen werden.

Was hier kaum in den Grundzügen angedeutet werden konnte, eine Schilderung des den Griechen eigentümlichen Stadtstaates, bietet Busolt in einem monumentalen Werke [1]). Das Buch war in seinem Hauptteil bereits lange vor dem Kriege fertiggestellt, so daß B. auf die neueste Literatur seit 1910 nur in den Anmerkungen u. Nachträgen eingehen konnte. Trotzdem ist es eine wahre Fundgrube für den Historiker, von erstaunlicher Beherrschung des Stoffes u. peinlichster Gewissenhaftigkeit, wie alle Werke des gelehrten Vf., der leider inzwischen der Wissenschaft entrissen wurde. Es wird die Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiete bleiben. Der Hauptteil ist der Darstellung des griechischen Staates (der Polis) gewidmet, nachdem in einleitenden Kapiteln die neuere Forschung u. Literatur sowie die Quellen u. quellenkritische Probleme behandelt sind. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die altspartanische u. drakontische Verfassung u. über den Staatsstreich vom Jahre 411. Für den Hauptteil schafft sich B. zunächst festen Untergrund, indem er die geographische Gestaltung des Bodens u. die auf ihm wohnenden Völker bespricht. Sodann folgt die erschöpfende Darstellung des historischen griechischen Staates, der Polis. Begriff u. Entstehung, Stadt, Landgebiet u. Volkszahl, Volkswirtschaft, Klassen- u. Parteigegensätze werden behandelt. Der wichtigste Abschnitt beschäftigt sich mit der Staatsordnung; er spricht von der Bürgerschaft u. ihrer Gliederung, von der Rechtsstellung der nichtbürgerl. Bevölkerung, den Verfassungsformen u. Organen der Staatsgewalt. Daran schließen sich die Hauptgebiete der Staatsverwaltung: Kultus, Rechtspflege, Heerwesen u. Finanzen. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum; doch möchte ich bemerken, daß leider wegen der Fülle des Stoffes die Hauptzüge nicht klar genug hervortreten.

Zwar hatte die Polis Großes darin erreicht, alle Bürger zum Gemeinsinn zu erziehen, aber allmählich war sie immer mehr zum

[1]) G. Busolt, Griech. Staatskunde. 3. neugestalt. Aufl. der Griech. Staats- u. Rechtsaltlit. 1. Hauptl. (Handb. d. klass. Altertumsw. von J. v. Müller. IV 1, 1.) Gr. 8°. IX u. 642 S. München, Beck, 1920. M. 30.—, geb. M. 50.—.

Digitized by Google

Klassenstaat entartet. Die unteren Klassen wurden herrschende Schicht, da sie an Zahl überwogen; u. sie haben den Staat rücksichtslos in ihrem Interesse ausgebeutet. Die Entwicklung kann man am besten in Athen verfolgen; hier tritt uns im 4. Jh. die Massenherrschaft in ihrer ganzen Nacktheit entgegen. Kein Wunder, wenn die Gebildeten ihre sehnsüchtigen Blicke der Vergangenheit zukehrten, die in ihren Augen ihrem Ideal entsprach, oder sich in die Welt der Spekulation flüchteten. Zahlreiche Utopien entstanden damals, u. so ist es dankbar zu begrüßen, daß Scharr uns mit dem Geist dieser Zeit u. dem Staatsideal Xenophons bekannt macht [1]). Er lehnt zunächst die Versuche ab, die aus der Kyrupädie eine Tendenzschrift panhellenischen Charakters machen wollen, indem er nachweist, daß die Zeit der Entstehung dieses Werkes (c. 370—360) keine panhellenische Gesinnung kannte u. eine unbeeinflußte Prüfung des Buches keine Spur einer solchen Absicht erkennen läßt. Vielmehr beabsichtigte Xenophon, den Idealstaat zu schildern, der für ihn als Herrenmenschen nur die absolute Monarchie sein konnte; u. Kyros, der auch sonst in der griech. Literatur verherrlicht wird, bot ihm den Typus des Idealkönigs dar. Der Hauptteil des Werkes bespricht Xen.s Stellung zur Demokratie u. zur Monarchie, wobei die Momente, die die Zeit zur Monarchie hindrängten, hervorgehoben werden, weiter seine Anschauungen über den Herrscher, über das soziale Königtum, über die Erziehung, über die Untertanen u. schließlich über die konstitutionelle u. absolute Monarchie. Sch. versteht es, die Zeitströmungen zu kennzeichnen u. die Ideen Xen.s aus seiner Zeit u. seiner Persönlichkeit heraus zu erklären.

Mit dem Inhalt dieses Buches berührt sich vielfach die Rektoratsrede v. Sterns [2]). Er zeigt, daß die Griechenwelt die gleiche Zerfahrenheit u. Zerrissenheit aufweist, die die unvermeidliche Begleiterscheinung jeder hohen Kultur bildet. Dabei lehnt er die Annahme einer ursprünglich kommunistischen Gesellschaftsordnung in der Antike ab. Ein Überblick über die staatliche u. soziale Entwicklung des Griechentums beweist, daß schon früh politische und soziale Kämpfe ausbrachen. Das Athen der reinen Demokratie in der 2. Hälfte des 5. u. im 4. Jh. bietet alle Anzeichen eines revolutionären Krankheitszustandes; die Massen sind beherrscht von der Gier nach Besitz, von Haß gegen alles geistig Bedeutende. Hier u. auch sonst in Griechenland wurde der Klassenkampf mit beispielloser Erbitterung geführt. Kurz streift Vf. die Staatstheorien Platons u. Aristoteles', um etwas länger bei den Utopien des Euhemeros u. Jambulos zu verweilen, von denen dieser das Gothaer Programm von 1875 verwirklicht, ja darüber hinaus die Einzelehe u. den Einzelhaushalt verwirft. Mit einer kurzen Skizze der Entwicklung des Römerreiches schließt v. St. seine anregenden Ausführungen.

Nach Besprechung dieser allgemeinen Werke wenden wir uns den

[1]) E. Scharr, Xenophons Staats- u. Gesellschaftsideal u. seine Zeit. 8°. 321 S. Halle a. S., Niemeyer, 1919. M. 14.40.

[2]) E. v. Stern, Sozial-wirtschaftl. Bewegg. u. Theorien i. d. Antike. (Hall. Univ.reden. 15.) 8°. 22 S. Halle a. S., Niemeyer, 1921. M. 4.—.

Digitized by Google

Erscheinungen zu, die ein enger umschriebenes Gebiet zur Darstellung bringen.

In die Frühzeit Griechenlands versetzt uns ein eigenartiges Buch von Jolles[1]). Die Sammlung, deren 1. Heft es ist, versucht, eine Gestalt u. deren Zeit dadurch anschaulich zu machen, daß neben dem Historiker der Künstler wirkt, der die Denkmäler alter Kultur deuten u. in eine auch Laien verständliche Sprache übersetzen soll. Wort u. Bild sollen so zueinander stimmen, daß das Innere durchs Äußere u. das Äußere durchs Innere sich ungezwungen ergänzt. J.s Stil ist eigenartig, die Ausdrucksweise oft etwas burschikos, doch zwingt er uns in seinen Bann; nur einige zu weit ausgesponnene Betrachtungen über Glück u. Unglück unterbrechen störend den Zusammenhang. Dazu kommen nun die stimmungsvollen Zeichnungen Krischens, die unter Zugrundelegung von Originalen (Vasenbildern, Sarkophagmalereien usw) — ein Verzeichnis S. 67 ff. gibt darüber Auskunft — wirklich antikes Leben zu veranschaulichen geeignet sind. Alles in allem ein gelungener Versuch, ohne schweres wissenschaftliches Rüstzeug in altgriechisches Leben u. Fühlen einzuführen.

Eine Charakteristik des größten Römers bietet M. Gelzer[2]). Neben Ed. Meyers großem Werk „Caesars Monarchie u. der Prinzipat des Pompeius" (Stuttg. 1918) (vgl. „Mitteilungen" 1920, S. 79 ff.) ist dieser neue Versuch, Wesen u. Streben des Erben der römischen Adelsrepublik zu erfassen, nur zu begrüßen. G. verzichtet auf jedes wissenschaftliche Beiwerk; in flüssigem Stil zieht das Leben des großen, einsamen Menschen an uns vorüber. Er wendet sich damit an den weiten Kreis der Gebildeten, die vielleicht das nicht immer leicht lesbare Buch Meyers mit seinen zahlreichen wissenschaftlichen Anmerkungen bald ermüdet zur Seite legen werden. In ihrer Auffassung Caesars berühren sich beide Gelehrte vielfach. Meisterhaft versteht G. die politische Welt, in die Caesar eintrat, zu zeichnen. Das römische Senatsregiment war trotz dem Wahl- u. Stimmrecht der römischen Bürgerschaft ausgesprochen oligarchisch, u. diese Oligarchie begann im Laufe des 2. Jh. immer häufiger zu versagen Dies machte sich besonders der Lösung der sozialen Frage gegenüber geltend. So entstand eine populäre Partei im Senat, die den Willen des souveränen Volkes wieder energisch zur Geltung bringen wollte. U. doch krankte diese demokratische Idee an einem inneren Widerspruch, denn die Abstimmungen in Rom brachten nur den Willen eines kleinen Bruchteils der römischen Bürgerschaft zum Ausdruck. Trotzdem war ein Politiker mit dem ungemessenen Ehrgeiz eines Caesar für seinen Aufstieg auf den Anschluß an die Popularpartei angewiesen. Doch betrachtet G. Caesar im Anfang zu einseitig lediglich als Parteimann, als skrupellosen Politiker. Daß dieser mit seinen Erfolgen wuchs u. erst nach Erreichung seines Zieles zum genialen Staatsmann wurde,

[1]) A. Jolles, Polykrates. M. Zeichn. v. Fr. Krischen. (Kulturbilder, hrsg. v L. Pallat. 1.) 8°. VI u 75 S Berlin, Weidmann, 1921. M. 15.—.

[2]) M Gelzer, Caesar. D Politiker u. Staatsmann. 8°. 234 S. Stuttg., Deutsche Verl.-Anst., 1921. Geb. M. 32.—.

Digitized by Google

hatte ja gegenüber Mommsen schon Ed. Meyer hervorgehoben, aber ein Ideal wird ihm von Anfang an vorgeschwebt haben. Alle Staffeln der Ämterlaufbahn wurden für Caesar Mittel, seinen Einfluß u. seine Macht zu mehren, um schließlich als erster dazustehen. Noch möchte ich hervorheben, daß auch G. den reinen Absichten der Mörder Caesars, vor allem des Brutus, gerecht wird. — Schließlich will ich den Historiker auf die Fortsetzung eines Werkes hinweisen, das für ihn zu den wertvollsten Hilfsmitteln gehört, auf den 2. Teil von Prellers Griechischer Mythologie. C. Robert[1]) hat damit eine schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt, was man kaum noch zu hoffen wagte. Daß die Arbeit des Meisters, der leider inzwischen verstorben ist, auf der Höhe der Wissenschaft steht, braucht nicht betont zu werden. Das 1. Buch enthält die landschaftlichen Sagen, übersichtlich nach den Landschaften geordnet. Das 2. Buch ist den Nationalheroen gewidmet, die allenthalben, wo griech. Sprache klang, verehrt wurden: Herakles u. Theseus, wenn dieser auch dem Herakles nicht ebenbürtig zur Seite steht. Der gewaltige Umfang der Heraklessagen wird eingehend behandelt, zunächst seine 12 Taten u. die zahlreichen Heldenwerke, die ihm sonst noch zugeschrieben wurden. Darauf folgen Untersuchungen über Abstammung u. Jugend, den Kultus, die Herakliden.

Berlin-Halensee. Fritz Geyer.

Zur Literatur über den Weltkrieg.

V.

Die Sammlung der Reden, programmatischen Erklärungen u. Ansprachen, die Graf Brockdorff-Rantzau[2]) während seiner kurzen Amtszeit i. J 1919 gehalten hat, liegt in 2. Aufl. vor. Sie ist vermehrt durch einige Zeitungsaufsätze „aus der Zeit nach Versailles". Im ganzen bietet die Sammlung kaum etwas Neues. Aber sie gewährt einen tiefen Einblick in das Wesen dieses „modern empfindenden" Staatsmannes, der mit außerordentlicher Geschicklichkeit u. ungewöhnlicher Energie sich der Lösung einer Riesenaufgabe widmete u. nur deshalb scheiterte, weil die schwachsichtige Regierung u. die wankelmütige öffentliche Meinung ihn im entscheidenden Augenblick im Stiche ließen.

Das Buch enthält manchen schönen Gedanken, manches tapfere, mannhafte Wort, gesprochen namentlich bei den Friedensverhandlungen in Versailles, viel Idealismus, aber auch viel Illusion, Eigenschaften, die nun einmal zum unentbehrlichen Rüstzeug des „modernen" Politikers gehören, u ist nicht frei von den gewohnheitsmäßigen Vorwürfen u. Anklagen gegen das alte System, gegen die „deutschen Chauvinisten u. Imperialisten", gegen den „rein kapitalistischen Charakter

---

[1]) C. Robert, D. griech. Heldensage. 1. u. 2. Buch (L. Prellers Griech. Mythol., 4. Aufl., II, 1+2.) 8°. XII u. 756 S. Berlin, Weidmann, 1920/1 M. 72.—.

[2]) Graf Brockdorff-Rantzau, Dokumente. M. 1 Vorw. z. 2. Aufl v. H. Delbrück. XXII u. 278 S. Berlin, Dt. Verlagsges. f. Politik u. Gesch., 1922. M. 220.—.

Digitized by Google

der Friedensverträge mit den Ostmächten", gegen die „Fehler der Reichsgründung" usw. So wird man sich denn auch nicht wundern dürfen, daß dieser deutsche Graf u. Staatsmann bei den Verhandlungen in Versailles immer wieder das „Unrecht" hervorhebt, das nach seiner Meinung „Belgien geschehen ist". Auch der Diplomat sollte wissen, daß von einem Unrecht an Belgien nicht gesprochen werden kann. Belgien hatte seiner Neutralität längst entsagt u. sich der Entente mit Haut u. Haaren verschrieben. Der Durchmarsch durch Belgien war überdies eine absolute Kriegsnotwendigkeit. Selbst die Feinde rechneten mit ihr als einer selbstverständlichen Tatsache, u. es kam ihnen gar nicht in den Sinn, damit politische Betrachtungen über die Verletzung der belgischen Neutralität zu verknüpfen. Das blieb ausschließlich der Staatskunst des 5. Reichskanzlers vorbehalten, der mit seiner unbedachten Selbstbezichtigung England erst auf die Fährte half u. ihm den willkommensten Agitationsstoff lieferte. Darüber u. noch über manche andere, auch Diplomaten interessierende Fragen könnte sich v. Br.-R. in der prächtigen Schrift des Generals v. Kuhl (s. S. 86 f.) eingehend unterrichten.

Die vorliegende 2. Aufl. hat Hans Delbrück mit einem Vorwort eingeleitet, das deshalb bemerkenswert erscheint, weil es im Grunde dem Leser wenig zu sagen weiß. Es gipfelt in dem Gedanken, daß wir ein neues Reich erbauen müssen mit neuen Mitteln. War schon das Kaiserreich in so vielen Dingen vorbildlich für andere Staaten u. Völker, so muß die deutsche Republik das in noch höherem Maße erstreben: „Demokratie, Völkerversöhnung, Aussöhnung der Klassengegensätze". Das alte Deutschland kann nur noch „als eine stolze Erinnerung weiterleben". Wir haben jetzt „ein neues Ziel eines Zeitalters der Freiheit u. Gerechtigkeit aufzustellen u. für dieses zu kämpfen". Freiheit, Gerechtigkeit, Völkerversöhnung! Du, lieber Himmel! Die alten, tönenden Schlagwörter, die darum nicht inhaltsreicher werden, weil sie uns ein Historiker u. Politiker von der Bedeutung D.s in neuer Aufmachung mundgerecht zu machen sucht!

Ein großartiges, auf 10 Bde. berechnetes, der deutschen Kriegswissenschaft wie dem deutschen Buchgewerbe zur Zierde gereichendes Monumentalwerk[1]) über den Weltkrieg ist im Erscheinen begriffen. Es soll auf Grund aller erreichbaren Quellen des In- u.

[1]) D. große Krieg 1914—1918. Hrsg. v. M. Schwarte. D. deutsche Landkrieg. I. Vom Kriegsbeginn bis z. Frühjahr 1915. Bearb. v. W. v. Dommes, K. Hosse, G. v. Bartenwerffer, P Krall, R. Frantz, Fr. Immanuel. M. 4 Kart. u. 16 Textskizz XIV. u. 535 S. Im gemeinsamen Verlage von J. A Barth-Leipzig, Dt. Verlagsanst.-Stuttgart, Duncker u. Humblot-München, E. S. Mittler u. Sohn-Berlin, Weidmannsche Buchhandl.-Berlin u. a 1921. Geb. in Ganzl. M. 120.—.

IV. D Seekrieg. D. Krieg um d. Kolonien. D. Kampfhandlungen i. d. Türkei. Der Gaskrieg. Der Luftkrieg. Bearb. v. Eb. Heydel, Otto Groos, M. Bastian, Fr. Lützow, E. Huning, E. Nigmann, Er. Prigge, H. Geyer, H. Arndt. M. 4 Kart. u. 20 Textskizz. VIII u. 668 S. Ib. 1922. Geb. in Ganzl. M. 400.—.

V. D. österr.-ungar. Krieg. Bearb. von M. Hoen, Jos. Metzger, R. v. Pohl, A. Krauß, Th. Kanopicky, A. v. Pitreich, E. Glaise-Horstenau, R. Kißling, G. Veith, W. Adam, P. Frhr. v. Handel-Mazetti, V. Igalffy v. Igaly. M. 4 Kart. u. 22 Textskizz. IX u. 674 S. Ib. 1922. Geb. in Ganzl. M. 400.—.

Digitized by Google

Auslandes einfach u. schlicht des deutschen Volkes Heldentum an der Front u. in der Heimat „in seiner erschütternden Größe" darstellen, das Heldentum des Handelns u. des Duldens, um „die Hoffnung auf einen Aufstieg des deutschen Volkes über die Zeit der Schmach u. des Unglücks hinaus zur unerschütterlichen Zuversicht zu stärken, den deutschen Gedanken wieder Kraft gewinnen zu lassen". Herausgeber ist der als Militärschriftsteller rühmlichst bekannte Generalleutnant Schwarte. Ihm steht ein glänzender Stab bewährter Mitarbeiter zur Seite. Unter solchen Umständen darf man Leistungen erwarten, die sich über das Durchschnittsmaß erheben. In der Tat werden unsere Erwartungen durch die bisher zur Ausgabe gelangten Bände nicht enttäuscht.

Der 1. Bd., der den deutschen Landkrieg von Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1915 behandelt, wird wirkungsvoll eingeleitet durch eine klare u. sachliche Schilderung der „politischen Grundlagen für die Entschlüsse der Obersten Heeresleitung bei Kriegsbeginn" aus der Feder des Generals v. Dommes, des ehemaligen Vorstehers der politischen Abteilung im Generalstabe des Feldheeres. — Major Hosse, bekannt durch seine verdienstvolle Tätigkeit im Kriegspresseamt, behandelt in großen Zügen unserer Feinde Kriegsrüstungen, ebenso die unsrigen u. die Italiens u. Österreich-Us u. gibt am Schlusse seiner Darstellung eine zahlenmäßige Übersicht über die beiderseitigen Landstreitkräfte. Während Deutschland u. Österreich-U. mit einer Streitmacht von 6 400 000 Mann ins Feld rückten, standen den Ententemächten im August 1914 nahezu 11 Mill. Kämpfer zur Verfügung. — Im 3. Abschn. entwirft der verdiente Oberst v. Bartenwerffer sachkundig eine gut orientierende operative Übersicht über die Ereignisse bis April 1915. Bei der Aufzählung der Armeen u. ihrer Führer vermissen wir ungern die Namen der zugehörigen Generalstabschefs, von denen sich manche, wie General v. Kuhl, der begabte Schüler Schlieffens, außerordentlich verdient gemacht haben. — Die Tatsache, daß die „Freiwilligenkorps", die im Herbst 1914 der neuaufgestellten 4. Armee zugeteilt wurden, unzulänglichen, taktisch u. operativ ungeschulten Führern anvertraut waren, wie der Vf. dartut, erregte bereits in den kritischen Oktobertagen, da die Blüte der deutschen Jugend an der Yser verblutete, die öffentliche Meinung aufs höchste u. wird ewig einen dunklen Schatten werfen auf die Maßnahmen der verantwortlichen Instanzen. Was würde, so fragt man unwillkürlich, wohl Schlieffen dazu gesagt haben, er, der entsetzt die Hände rang, als ihm 1910 die Liste der für einen etwaigen Feldzug in Aussicht genommenen Armeeführer bekannt wurde? — Den „Feldzug im Westen bis Mitte Sept. 1914" schildert Oberstleutnant Krall, den „Sommerfeldzug in Ostpreußen 1914" Oberst Frantz aus der Fülle eigenen Schauens u. Erlebens. Dort bildet die Marneschlacht, hier Tannenberg den Mittelpunkt der Darstellung. Der Verlauf beider Ereignisse tritt klar u. scharf hervor, wird aber, soweit das Marneunternehmen in Betracht kommt, dem heutigen Stande unserer Kenntnis entsprechend, noch in einzelnen Zügen u. Strichen zu ergänzen u. zu erweitern sein. Knapp, klar u. übersichtlich ist die Darstellung, die

Digitized by Google

Oberst Immanuel von den Vorgängen an der West- und Ostfront von Mitte Sept. 1914 bis April 1915 entwirft.

Der 4. Bd. behandelt 5 Teilgebiete des gewaltigen Völkerringens. Zunächst den Seekrieg. Admiral Heydel verbreitet sich über die Grundlagen der engl. u. deutschen Seekriegführung. Liebevoll u. in leuchtenden Farben gezeichnet ist das Bild, das uns der kenntnisreiche Korvettenkapitän Groos von den Kampfhandlungen in der Nordsee vorführt, von der deutschen Minen-, Uboots-, Luftschiffs- u. Kreuzeroffensive, der Offensive der Hochseeflotte u. der Schlacht vor dem Skagerrak usw. Dem Ostseekrieg widmet Korvettenkapitän Bastian eine nicht minder gelungene Schilderung. Fregattenkapitän Lützow, ein erfolgreicher Ubootsführer, beschäftigt sich mit dem Ubootskrieg, u. Fregattenkapitän Huning mit dem Auslandskreuzerkrieg, dessen Höhepunkt der heldenhafte Untergang des deutschen Kreuzergeschwaders bei den Falklandinseln bildet. Ein herrliches Nachwort von Admiral Heydel schließt diesen Abschnitt. „Die deutsche Flotte", so endet er, „fiel nicht im Heldenkampf, sie starb. Aber jener Tag, an dem sie, wehrlos, sich in Scapa Flow selbst den Tod gab, um ihre Schiffe nicht ehrlos in Feindeshand fallen zu lassen, knüpft an den Siegestag vor dem Skagerrak an u. birgt eine Hoffnung auf die Zukunft." Klar u. überzeugend beweisen die vorliegenden Schilderungen, welch ein gewaltiges Kampfmittel unsere Flotte, dieser Liebling des deutschen Volkes, gewesen ist, trotz ihrer Minderzahl. Um so beklagenswerter ist, daß die OHL auf ihre energische Mitwirkung bei den einleitenden Operationen verzichtet hat. U. unsühnbare Schuld hat die Reichsleitung auf sich geladen, als sie „in falscher Einschätzung der Neutralität des Gegners u. irrigen Voraussetzungen über die Dauer des Krieges u. die bei seinem Ende möglichen Verhältnisse" den „rechtzeitigen, kraftvollen Einsatz der Hochseeflotte" verhinderte u. der „mit stärkstem Erfolg einsetzenden Kampfarbeit der Uboote aus schwächlichen Rücksichten mit Bedenken u Einsprüchen hemmend u. hindernd so lange entgegentrat, bis der durch ähnliche Bedenken nicht beengte Gegner seine Gegenmaßnahmen zur vollsten Stärke ausgebaut hatte".

Im Anschluß hieran schildert Oberst Dr. Nigmann kurz u. packend den Kolonialkrieg. Dabei wird festgestellt, daß die Kolonien durch das „unsagbar törichte Vertrauen" Deutschlands auf die Kongoakte u. den von ihm vorausgesetzten „Verzicht einer Übertragung des Krieges auf koloniale Gebiete" von seiten der europäischen Mächte meist nach kurzer Abwehr eine Beute der feindlichen Übermacht wurden. Freilich, zur Eroberung Deutsch-Ostafrikas mußte England eine Armee von 300 000 Mann, 12 000 Kraftwagen u. 140 Generale aufbieten.

Im folgenden Abschnitt führt uns Major Prigge in die Kämpfe ein, die sich in der Türkei abgespielt haben, u. zwar im Kaukasus, in Armenien, am Suezkanal, auf Gallipoli, im Irak u. in Palästina. Daß die Türkei damals gescheitert ist, verdankt sie, nach den lehrreichen Ausführungen des Vfs., vor allem den vollkommen verfehlten Kaukasusunternehmungen.

Von großer militärischer Bedeutung war die Verwendung von

Digitized by Google

Kampfgasen u. Luftkampfwaffen im Weltkriege. Jene wurden zuerst von den Franzosen angewandt. Den „Gaskrieg im weiteren Sinne, d. h. die Verwendung chemischer Kampfmittel, die in Form von Dampf, Nebel, Rauch oder Gas dem Gegner den Aufenthalt oder die Kampftätigkeit an bestimmten Stellen unmöglich machten oder erschwerten oder ihn außer Gefecht setzten, beschreibt sachkundig Hauptmann Geyer. Nicht geringes Interesse erwecken auch die ausgezeichneten Ausführungen des Majors Arndt über den Luftkrieg u. die übermenschlichen Leistungen, auf die die deutschen Luftstreitkräfte stolz zurückblicken dürfen.

Der gewaltige Anteil, den die alte Donaumonarchie an dem unheuren Ringen hat übernehmen müssen u. mit voller Hingabe, entsagnngsvoll u. opfermutig auch auf sich genommen hat, gelangt im 5. Bde. zu wirkungsvoller Darstellung. In die Arbeit haben sich ausschließlich ehemalige k. u. k. Offiziere, meist wohlbekannten u. klangvollen Namens, geteilt. Die Mehrzahl von ihnen war in der Lage, „aus eigener Kenntnis oder gar aus eigener Mitarbeit an den Dingen zu berichten u. zu urteilen". Es liegt auf der Hand, daß diesen Herren viele Vorgänge auf politischem u. kriegerischem Gebiete in wesentlich anderem Lichte erscheinen, als wir sie zu sehen vermögen, daß im ö.-u. Lager häufig Führerentschlüsse zustande gekommen sind, die nicht unsern ungeteilten Beifall finden. Indes ist anzuerkennen, daß die Vf. eifrig bemüht gewesen sind, ohne Voreingenommenheit die Tatsächlichkeit u. Wirklichkeit der Ereignisse zu ergründen, zu erfassen u. darzustellen. Es erübrigt sich demnach, hier auf die gegensätzlichen Anschauungen näher einzugehen, die in der Schilderung u. Beurteilung der politischen Vorgänge u. der Kriegsgeschehnisse zum Ausdrnck kommen. Der vorliegende Ö.-Band wird zweifellos dazu nötigen, unsere Auffassung von den ö.-u. Dingen einer Nachprüfung zu unterziehen.

Ö.-U.s Politik in den Kriegsjahren 1914—1917, die Zeit der Friedensschlüsse im Osten, der Siegeszug vom Isonzo zur Piave, die Junischlacht 1918 in Venetien u. der Zusammenbruch des Habsburgerreiches haben in der Person des Staatsarchivars Oberstleutnants Glaise-Horstenau einen ebenso unterrichteten wie gewandten Interpreten u. Darsteller gefunden.

Wertvoll sind des Direktors des Wiener Kriegsarchivs, Feldmarschallts. Hoen, Schilderungen von dem Ursprung u. der Entwicklung der ö.-u. Wehrmacht u. den inneren Schwierigkeiten, von denen ihre Ausgestaltung hemmend beeinflußt worden ist; von der mangelhaften Kriegsvorbereitung, von der Mobilmachung, den wechselvollen Kämpfen im Feldzuge von Rowno, den schweren Winterkämpfen 1915/16 u. dem verlustreichen Ringen im Osten 1916.

Feldmarschallt. Metzger, ehedem der treue Gehilfe Conrads v. Hötzendorf u. im letzten Kriegsjahre Führer einer ö. Infanterie-Division vor Verdun, beschreibt anschaulich den verlustreichen Feldzug gegen Rußland i. J. 1914/15 u. die Frühjahrs- u. Sommerkämpfe von 1915.

Digitized by Google

Der verunglückte Feldzug gegen Serbien u. Montenegro 1914 ist Gegenstand einer anziehenden Darstellung des Obersten v. Pohl.

Der Feder des in allen Lagen bewährten, temperamentvollen Generals Alfred Krauß verdanken wir 2 wertvolle Beiträge, die sich mit dem ersten Isonzofeldzug u. der Offensive in Südtirol beschäftigen.

Auch die übrigen Abschnitte verdienen aufmerksame Beachtung: Es schildern die Kriegszüge von 1915 gegen Serbien u. Montenegro Feldmarschallt. Kanopicky, die Sommer- u. Herbstkämpfe i. J. 1916 gegen Italien u. die 10. u. 11. Isonzoschlacht General v. Pitreich; die Sommerkämpfe von 1917 gegen Rußland u. Rumänien Oberstlt. Kißling; den Feldzug in Albanien Oberst Veith, während Oberstlt. Adam die Tätigkeit der ö.-u. Artillerie in der Türkei behandelt. Der Seekrieg endlich wird mit eindringendem Verständnis von den Lts. Frhrn. v. Handel-Mazetti u. Igálffy v. Igaly erzählt. — Die den inhalts- u. gedankenreichen Bänden beigefügten Karten u. Textskizzen sind mustergültig, die Register sorgfältig.

Die i. J. 1921 als Beiheft zum Militärwochenblatt erschienene, lehrreiche u. verdienstvolle Schrift des Generals v. Kuhl: „Französisch-englische Kritik des Weltkrieges" liegt seit kurzem in 3., vielfach ergänzter u. erweiterter, zum Teil auch völlig umgearbeiteter Aufl. vor[1]). Die umfangreiche, im ganzen auch inhaltsvolle Literatur Frankreichs u. Englands über den Weltkrieg ist hier übersichtlich zusammengestellt u. mit kritischem Sinn u. besonnenem Urteil zu einem vollendeten Bilde der kriegerischen Ereignisse geformt, wie sie sich in der Anschauung unserer Gegner darstellen.

Verwertet sind in der vorliegenden Ausgabe aus der franz. Literatur die inzwischen erschienenen Werke von Grouard, Buat, Dubois, Civrieux, Engerand, Laure, Morizet u. a. Der englischen sind die Kriegsberichte Haigs entnommen, das lesenswerte Buch des Generals Knox, George Arthurs wichtige, wenn auch einseitige Kitchener-Biographie usw. Italienische u. amerikanische Werke über den Krieg spielen, dem gegenwärtigen Stande der kriegswissenschaftlichen Forschung in diesen Ländern entsprechend, nur eine untergeordnete Rolle.

Auf einige der bedeutendsten Ergebnisse des Buches sei kurz hingewiesen: Der franz. Generalstabs-Chef Buat schreibt in seinem Buche L'armée allemande: „Wenn Deutschland seine Wehrkraft ebenso angespannt u. vom Volke ebensolche Opfer verlangt hätte wie Frankreich, so hätte es mit 600 000 Mann mehr ins Feld rücken können. Das dt. Heer hätte dann 1914 im Aug. u. Sept. seinen rechten Flügel bis zur Kanalküste ausdehnen u. England unmittelbar bedrohen können. Die Marneschlacht wäre unmöglich geworden. Der dt. Generalstab habe nicht verstanden, aus der Überlegung Nutzen zu ziehen". Dazu bemerkt sachkundig General v. K.: „Es wäre ein leichtes gewesen, unsere Kriegsrüstung zu steigern. Tausende von Wehrpflichtigen wurden

[1]) Kuhl, H. v., D. Weltkrieg i. Urteil uns. Feinde. E. krit. Überblick. VIII u. 34 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1922. Geb. M. 300.—.

Digitized by Google

alljährlich nicht eingestellt. Uns fehlte ein Mann wie Roon, der die Forderung der Zeit erkannt u. durchgesetzt hätte."

Mit neuem, zuverlässigem Material wird weiter bis zur Gewißheit die Tatsache erhärtet, daß die Marneschlacht, trotz ungünstiger Einleitung u. mancher auf deutscher Seite begangenen Fehler, zu einem vollen Siege hätte führen müssen. Neue Zeugnisse beweisen die gefährliche Lage der Franzosen u. Engländer im Oktober 1914, der Franzosen bei Verdun im Febr. 1916 u. bei den späteren deutschen Angriffen. Genau sind wir jetzt unterrichtet über den Verlauf u. den Ausgang der Somme-Schlacht, die schwere Krisis in der Lage der Entente im Mai 1917, über die Schlachten in Flandern, besonders bei Cambrai, im Sommer u. Herbst 1917 u. darüber, daß der feindliche Zusammenbruch, trotz umfangreicher Abwehrmaßnahmen, im Frühjahr 1918 unmittelbar bevorstand. Die Zweckmäßigkeit der deutschen Märzoffensive wird damit im vollen Umfange dargetan. Über die glänzenden Aussichten unseres Ubootkrieges, der sich auf Dünkirchen, Calais, Boulogne hätte stützen können, herrscht im ehemals feindlichen Lager nnr eine Stimme.

Mit lebhafter Anteilnahme verfolgt der Leser auch die Schilderung der gegensätzlichen strategischen Anschauungen, von denen die franz. Heerführer über Weiterführung u. Beendigung des Krieges beherrscht waren: So namentlich Nivelles u. Pétain i. J. 1917, Pétain u. Foch i. J. 1918.

Nicht minder interessant ist die Feststellung der Tatsache, daß Lloyd George u. a. engl. Staatsmänner, zum Teil sogar mit eigenen Feldzugsplänen, auf die Kriegführung einzuwirken versucht haben.

Besonders wertvoll ist das letzte Kapitel „Kritik des Heerwesens". Es beschäftigt sich eingehend mit den Beschuldigungen u. Anklagen, die fortdauernd in Frankreich u. England erhoben werden über die Mißstände im Heere, über mangelhafte Ausbildung u. Ausrüstung u. angebliche Versäumnisse in der Durchführung des Krieges. In Verbindung damit steht der Umstand, daß auch die Generalstäbe der feindlichen Staaten nur mit einer kurzen Kriegsdauer gerechnet hatten.

In einer dankenswerten, ergebnisreichen Studie unterwirft ein niederländischer Offizier, Oberst van den Belt[1]), zunächt die Operationspläne der kriegführenden Mächte u. die Bereitstellung ihrer Streitkräfte zu Lande u. zu Wasser einer kritischen Betrachtung, um sich dann lehrreich über die Ereignisse der ersten Kriegswochen (4. August bis Mitte Sept.) zu verbreiten: den raschen Fall der belgischen Festungen, den Rückzug der feindlichen Heere, Tannenberg, die Vorgänge in Galizien, an der Save u. der Drina, die Marneschlacht, den gänzlich unerwarteten Rückmarsch des deutschen Westheeres, u. den Eindruck dieser Vorgänge auf das neutrale Ausland zu schildern. Sein Urteil über „die Lage Mitte September" faßt er dahin zusammen: „Weit, sehr weit war die Entente von dem Erreichen ihres Kriegs-

[1]) Belt, J. C. v. d., D. ersten Wochen d. großen Krieges. M. 11 Kartenskizzen. VIII u. 94 S. Berlin, E. S. Mittler u. S., 1922. M. 50.—.

Digitized by Google

zieles entfernt. Aber das Marne-Glück hatte die Entente-Moral mächtig gehoben, u. die Engländer fühlten sich stärker, weil die deutsche Flotte sich offenbar nicht auf die hohe See wagen durfte. Es kam jetzt darauf an, baldigst neue Armeen ins Feld zu führen, wobei der Vorteil auf seiten der Entente war. Ein Nachteil wurde es außerdem für die Mittelmächte, daß England ruhig die Blockade durchführen konnte."

Außerordentlich verdienstvoll ist der Beitrag Walther Schultzes[1]) zur Geschichte der deutschen Offensive auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Auf Grund des bisher bekannt gewordenen Materials, besonders auch der franz. u. engl. Veröffentlichungen, u. mit eindringendem kritischen Urteil werden „lediglich vom Standpunkte des Historikers aus", die Vorgeschichte der Marneschlacht behandelt, der „franz. Offensiventschluß", die „Deutschen u. die Alliierten beim Eintritt in die Schlacht", deren Verlauf u. „der deutsche Rückzugsbefehl". Die wohlgelungene Darstellung „sine studio, aber nicht sine ira" — was rückhaltlos zu billigen ist — wird vor allem den großartigen Leistungen der deutschen Truppen gerecht u. entspricht, nach dem Urteil v. Kuhls (Mil.-Wochenbl. 1922, 36 u. Dt. Lit.-Zg. 1922, Nr. 22), der einige Einzelheiten aus eigener Erfahrung berichtigt, auch in militärischer Hinsicht „allen Anforderungen".

Die „Klio-Karte"[2]) zum Weltkriege, mit ungewöhnlichem Geschick zusammengestellt, verzeichnet die wichtigsten politischen u. militärischen Ereignisse des Weltkrieges in der Zeit v. 1914—20 u vermittelt klar, deutlich u. leicht faßbar deren Zusammenhänge u. Wirkungen.

In einer Aufsehen erregenden Broschüre ist Hans Delbrück[3]) von der hohen Warte ernsthafter kriegsgeschichtlicher u. politischer Betrachtung herabgestiegen in die Arena der Gladiatoren, um gehässige, von maßlosem Haß diktierte, persönliche Angriffe gegen Ludendorff zu richten u. ihn allgemeiner Verachtung preiszugeben. Am Schlusse (S. 64) seiner leidenschaftlichen u. darum nichts weniger als überzeugenden Ausführungen erhebt er die schreckliche Anklage: „Wie einst zwei große Männer, Bismarck u. Moltke, das Deutsche Reich aufgebaut haben, so haben zwei andere es wieder zerstört: Tirpitz u. Ludendorff. Jener, indem er durch seine sinnlosen Dreadnought-Bauten u. die Verhinderung jedes Flottenabkommens den Argwohn der Engländer bis zur Raserei steigerte u. uns dadurch den Krieg auf den Hals zog; dieser, indem er den Verteidigungskrieg in einen Eroberungskrieg verwandelte u durch seine Auflehnung gegen den Kriegsherrn begann mit der Revolution, die endlich das Deutsche Reich unter sich begrub u. verschlang."

---

[1]) Schultze, Walth., D. Marneschlacht (= Schriften d. Hist. Gesellsch. z. Berlin; ed. Dietr. Schäfer. 1.) 70 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandl., 1922. M. 12.—.

[2]) Klio-Karte. D. Weltkrieg 1914—20. Berlin, E. S. Mittler u. S., 1922. M. 60.—.

[3]) Delbrück, H., Ludendorffs Selbstporträt. 72 S. Berlin, Verl. f. Polit. u. Wissensch., 1922. M 27.50.

Digitized by Google

Gegen diese, wie gesagt, geradezu ungeheuerlichen Beschuldigungen ist bereits von berufener Seite energisch u. erfolgreich Einspruch erhoben worden. So haben u. a. die Generale v. Zwehl (Kons. M schrift, 1922, April) u. Kuhl (Militär-Wbl. 1922, Nr. 39) die wichtigsten der von D. aufgeworfenen militärischen Fragen einer gründlichen, aber ruhigen u. sachlichen Untersuchung gewürdigt u. festgestellt, daß D.s Schlußfolgerungen voreilig, ja völlig unbegründet sind.

Noch gründlicher setzt sich neuerdings Oberstleutnant Foerster[1]) mit D. auseinander. Gestützt auf eine überragende Sach- u. Fachkenntnis, beleuchtet er mit kritischer Schärfe u. unerbittlicher Logik dessen Urteil über den Feldherrn L. u. kommt dabei zu Ergebnissen, die für den gelehrten Theoretiker D. geradezu vernichtend sind.

D. wirft L. u. a. vor, daß er als langjähriger Chef der Operationsabteilung zur „Verwässerung" des Schlieffenschen Feldzugsplanes beigetragen habe, u. „zeiht ihn einer Sünde wider den Geist von Clausewitz". Demgegenüber weist F. unwiderleglich nach, „daß der große operative Gedanke des Schöpfers (Schlieffens), als er zur Tat werden sollte, sich im Geiste dessen getrübt hatte, der zu seiner Ausführung berufen war (des jüngeren Moltke). Für diesen psychologischen Vorgang im Innern Moltkes kann aber der völlig unbeteiligte General L., der leider Gottes ihm damals nicht mehr zur Seite stand, unmöglich mitverantwortlich gemacht werden". — Seite 7 u. 46 seiner Broschüre spricht D. von einer „Ausdehnung des Aufmarsches bis an die Schweizer Grenze statt bis ans Meer". Er verwirrt hier also die „elementarsten operativen Begriffe von Aufmarsch und Vormarsch" u. hat damit nach Fs Urteil „ein für allemal das Recht verwirkt, in Aufmarschfragen ernst genommen zu werden". — Das Hauptverdienst an „Tannenberg" mißt D. dem General Otto v. Below zu, dem Führer I. R.-Ks., was F. neben andern Behauptungen D.s als unrichtig nachweist. — Einen großen Raum in D.s Anklagen nehmen seine Betrachtungen über das Jahr 1918 ein. Nach ihm ist L. ein Stratege, der „nie weiß, was er will", der „haltlos zwischen entgegengesetzten Bestrebungen hin- u. herschwankt". Nach F. ist die von D. „geubte Kritik ebenso oberflächlich wie unzutreffend". (S. 29): L. habe im Frühjahr 1918 u. bei den späteren Offensiven genau nach Clausewitzschen Grundgesetzen gehandelt. Die Behauptung D.s, L. habe den Gedanken der italien. Offensive „nicht einmal wirklich überlegt", nennt F. eine „objektive Unwahrheit". (S. 33): Das Ergebnis seiner Untersuchung faßt F. dahin zusammen: „Es fehlt Hans Delbrück an jeder einheitlichen, klar u. folgerichtig durchdachten Vorstellung von der Psyche des Feldherrn L. Sein ganzes Räsonnement ist ein fortgesetzter Widerspruch in sich selbst. Seine Urteile fallen bald so, bald so aus, wie es ihm gerade für seine Zwecke paßt."

Noch mehr als die Strategie L.s sind sein Charakter u. seine politische Betätigung Gegenstand der heftigsten Angriffe u. Anwürfe von

[1]) Foerster, Wolfg., Hans Delbrück — ein Porträtmaler? 40 S. Berlin, E. S. Mittler u. S., 1922. M. 12.—.

Digitized by Google

seiten D.s. Mit ihnen beschäftigt sich der gut unterrichtete Oberstlt. Eggert[1]) u. stellt sie an der Hand bisher unbekannten Materials u. auf Grund scharfsinniger u. einleuchtender Erwägungen „als haltlos, unwürdig, unwahrhaftig bloß". Seiner Untersuchung entnehmen wir nachstehende Ergebnisse: D. kennzeichnet die Art, in der L. die „Beteiligung der OHL an der Errichtung des Königreichs Polen darstellt, einfach als Unwahrheit". „In dieser vielumstrittenen Frage" vermag E. „der Wahrheit zum Siege" zu verhelfen, indem er feststellt: „Die Errichtung Polens ist ein alter Plan Bethmann Hollwegs gewesen, den er, von L. weder gedrängt noch beeinflußt, gefaßt hat. Bethmann hat ihm in den Wiener Abmachungen eine feste Form mit der Absicht „baldmöglichster" Durchführung gegeben, noch ehe die 3. OHL ins Leben getreten war. Diese hat aus militärischen Gründen auf seine Ausführung gedrückt, die dann erfolgt ist, nachdem die verschwommenen Aussichten auf Verhandlungen mit Rußland entschwunden waren. Seine Mitwirkung hat L. nicht verschwiegen oder verschleiert, sich aber mit Recht gegen eine Vergrößerung seiner Beteiligung verwahrt. Die ganze Frage hätte nie zu dem jetzt tobenden Streit Veranlassung geben können, wenn Bethmann es nicht unterlassen hätte, L.s Bitte um Klarstellung des Sachverhalts zu ensprechen" (S. 17 f.).

D. bezeichnet Michaelis, den 6. Reichskanzler, „als Mann der OHL". L. habe ihn „ausgewählt". Nach „der Mitteilung eines Ohrenzeugen", des Generaloberſten v Plessen, hat, wie E. berichtet, der Chef des Geh. Zivilkabinetts v Valentini „Herrn M. den Generalen Hindenburg u. L. als die einzige für den Kaiser in Betracht kommende Persönlichkeit genannt. Die Generale haben die Frage, ob Bedenken entgegenständen, verneint. Der aus der Ernennung M.s konstruierte Vorwurf der Unklarheit der Politik L.s ist also gänzlich hinfällig".

Daß endlich E. darlegt, wie „D. als Historiker u. Politiker das Recht verwirkt hat, über L. zu urteilen", wollen wir hier nur andeuten.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

Adametz, Leopold, Herkunft u. Wanderungen d. Hamiten, erschlossen aus ihren Haustieren. (Osten u. Orient, hrsg. v. R. Geyer u. H. Uebersberger, Leitern d. Forschungsinst. f. Osten u. Orient in Wien. 1. Reihe: Forschungen. 2. Bd) 8°. VII u. 107 S. Dazu 24 Taf. Wien, Verlag des Forschungsinst., 1920. M. 30.—.

Wer, wie ich, die Ansicht vertritt, die Weltgeschichte bleibe ohne Einbeziehung der sg. Vorgeschichte ein Torso, wird jede Förderung der letztgenannten Disziplin durch benachbarte Wissenschaften mit lebhafter Freude begrüßen. Hier ist es die ursprünglich landwirtschaftlichen Zwecken dienende, planmäßig vertiefte Haustierkunde, deren teilweise überraschende Ergebnisse nun der Ethnologie, der Anthropologie

[1]) Eggert, Hans, Ludendorff als Mensch und Politiker. E. Entgegn. auf Prof. Dr. H. Delbrücks Angriffe. 60 S. Berlin, E. S. Mittler u. S., 1922. M. 30.—.

Digitized by Google

u. letzten Endes der Universalgeschichte zugute kommen. Mein unvergeßlicher Lehrer Friedrich Ratzel, dessen großzügigen Anregungen meine „Weltgeschichte" die eingangs geforderte Vollständigkeit mit verdankt, würde die gesicherten Niederschläge der Adametzschen Forschungen zu seinen interessanten Arbeiten über die Wanderungen der Völker mit besonderer Genugtuung ausgebeutet haben. Vertrauen erweckt von vornherein die vorsichtige Methodik des Wiener Tierzuchtlehrers. Schritt vor Schritt geht seine Untersuchung vor; genauer ausgedrückt: sie schreitet von einem eroberten Punkte rückwärts zum nächsten, um schließlich die Anfänge der menschlichen Tierzüchtung an einzelnen Beispielen aufzuhellen. Es ist direkt reizvoll, z. B. zu verfolgen, wie Adametz die Abstammung der altägyptischen Langhornrasse vom Bos primigenius Hahni, Hilzh., herleitet u. daraus wieder Schlüsse auf die Kultur der Hamiten u. ihre Wanderungen zieht. Dabei fällt so manches Licht auch auf die politische Geschichte, im konkreten Fall auf die Fremdherrschaft der Hyksos, deren noch immer fragliche Rassezugehörigkeit sofort zu bestimmen wäre, wenn es gelänge., bildliche Darstellungen ihrer Haustiere zu entdecken. U. daraus wieder geht der Wert der willkommnen Unterstützung des Textes durch das beigegebene Bild hervor, eine Mehrleistung, die angesichts der gegenwärtigen Nöte Deutschösterreichs hoch zu preisen ist. Wie dem Pferde, so gilt dann auch dem Hausschafe die besondere Aufmerksamkeit des Verf. Was er, vermöge einer scharfsinnigen Durchdenkung unbestreitbarer Befunde gerade auf diesem Gebiet, an Folgerungen überzeugenden Charakters aufzutischen vermag, ist schlechthin bewundernswert. Jedenfalls hat die Geschichtswissenschaft guten Grund, sich um diesen Zweig kulturhistorischen Forschens ernstlich zu kümmern. Ohne Gefahr zu laufen, unkritischer Leichtgläubigkeit geziehen zu werden, darf man behaupten: unsichere Daten der Frühgeschichte werden durch Übereinstimmung mit Aufschlüssen, die aus der historischen Haustierkunde gewonnen sind, zu geschichtlichen Tatsachen.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Kostrzewski, Józef, D. ostgerman. Kultur d. Spätlatènezeit. 1. Tl. Mit 244 Textabb. u. 1 Karte. XV u. 254 S. II. Tl.: Material. VI u. 124 S. (Mannus-Bibl., hrsg. v. G. Kossinna, Nr. 18 u. 19.) Gr. 8°. Leipzig u. Würzburg, C. Kabitzsch, 1919. Bd. I M. 20.—, Vorzugspr. M. 16.—; Bd. II M. 11.—, Vorzugspr. M. 8.80.—.

Die auf umfassenden Studien prähistorischer Forschungsergebnisse u. Funde beruhende eingehende Arbeit begreift ein schon in der ältesten Eisenzeit scharf umgrenztes Kulturgebiet, das sich in ziemlicher Breite westwärts der Weichsel von deren Mündung bis nach Schlesien hinein erstreckte u. von Skandinavien aus besiedelt war, wo sich aber etwa im 2. Jh. v. Chr. eine andersgeartete Kultur bemerklich macht, die sich insbesondere in der Bestattungsform (Brandgrubengräber vor allem

Digitized by Google

an Stelle der früheren Steinkistengräber) von der früheren Kulturart deutlich unterscheidet. Nach Kossinna hat sich eine zweite ostgermanische Volkswelle von Bornholm her über diese Gebiete ergossen, mit der jene neue Bestattungsart ins Land kam. Zugleich fand die keltische Latènekultur von Schlesien aus Eingang, u. so entwickelte sich hier eine eigene ostgermanische Latènekultur, die zwar von westgermanischer ebenfalls keltisch beeinflußter Kultur in Wechselbeziehung mancherlei annahm, aber sich doch im Charakter scharf von dieser abhebt. Der Verf. untersucht, um diese Zusammenhänge als richtig zu erweisen, das gesamte ihm zu Gebote stehende Fundmaterial. Seine Darstellung erstreckt sich auf Schmucksachen, Waffen, Toilettengeräte u. Werkzeug, Keramik, Bronzegefäße, Grabformen u. Kulturgruppen, Ornamentik. Dazu kommt ein Anh. I über Depot- u. Ansiedlungsfunde, ein Anh. II zur Geschichte des liegenden Kreuzes zwischen parallelen Linien, endlich eine Erläuterung der Fundkarte. Ein große Anzahl sehr instruktiver Abbildungen unterstützt die Darstellung. Der 2. Teil enthält den Nachweis des zur Beurteilung vorhandenen Materials (Fundstatistik), wobei nach Möglichkeit die in Betracht kommenden Völkerschaftsgebiete gegeneinander abgegrenzt sind (Burgundisches Gebiet, Wandalisches Gebiet), ferner ein Verzeichnis der Fundorte der ostgermanischen Spätlatènekultur, landschaftlich geordnet, u. eine Grabfundstatistik. Hier ist auch das Sachregister zum ersten Teil untergebracht. Das ganze Werk ist ein beachtenswerter Beitrag zur deutschen Vorgeschichte.

Müllheim i. B. Emil Herr.

Schröder, Richard, Lehrbuch d. Deutschen Rechtsgesch. 6. verb. Aufl. fortgef. v. E. Frh. von Künßberg. 1. Tl. Leipzig, Veit u. C., 1919. Gr. 8°. X u. 774 S. M. 29.90.

1904 konnte ich bei Besprechung der 2. Aufl. von Brunners Grundzügen der Deutschen Rechtsgeschichte in d. „Mitteilungen", XXXII, 148, hervorheben, daß neben jenem Meisterwerke, welches sowohl zur Einführung in die ganze Disziplin wie zur Orientierung über ihre wichtigsten Teile sich am besten eignet, zur Erkenntnis des Standes der Forschung in Spezialfragen die einschlägigen Schriften von Richard Schröder und von Amira unentbehrlich sind. Über Schröders Lehrbuch sagte ich damals, daß, wer die herrschende Meinung u. davon abweichende Auffassungen, sowie die Bibliographie über irgendwelche Einzelheiten der deutschen Rechtsentwicklung kennenlernen will, es stets mit Erfolg aufschlagen wird.

Schröders gewaltige Arbeitskraft, sowie der große buchhändlerische Erfolg jenes „standard work" schufen die Möglichkeit, ihm durch neue Auflagen seine besonderen Vorzüge, „die schlechthin vollständige Berücksichtigung der gesamten Forschung und die erstaunliche Vollständigkeit der Literaturangaben"[1]), ungeschwächt für längere Zeit zu erhalten.

---

[1]) So Hübner in der Festschrift zu Brunners siebzigstem Geburtstag (Weimar 1910). S. 837.

Digitized by Google

Die Ausarbeitung der 6. Aufl., deren Druck schon 1914 begonnen hatte, wurde durch den Krieg u. eine Erkrankung Schr.s verzögert u. dann am 2. Januar 1917 durch den Tod des großen Rechtshistorikers für längere Zeit unterbrochen. Sein Mitarbeiter bei dem Wörterbuch der Deutschen Rechtssprache u. Nachfolger auf dem Heidelberger Lehrstuhl, Frh. von Künßberg, unternahm einige Monate später die Fertigstellung des Werkes; sie wurde ihm aber zeitweilig, da seine Kriegstätigkeit ihn nach Ellingen verschlug, namentlich durch „Büchernöte" arg erschwert.

So trifft auf diese 6. Aufl. das Wort „Habent sua fata libelli" schon vor ihrer Veröffentlichung zu, u. diese Schicksale gereichen ihr nicht zum Vorteil. Grade weil dies Werk wie kein anderes der Deutschen Rechtsgeschichte die Gesamtheit ihrer Spezialforschungen verwertet, wirken die Verschiedenheiten der Entstehungszeit der einzelnen Abschnitte besonders störend. Die ersten 48 Paragraphen, welche „die Urzeit", die „fränkische Zeit" u. aus dem Ma. einen Teil der Verfassungsgeschichte bringen, rühren allein von Schröder her u. waren bereits Mitte 1917 gedruckt. Auch ein weiterer 5 Bogen umfassender Abschnitt war schon, als von K. die Fortführung des „Buches" übernahm, „gesetzt, aber ergänzungsbedürftig". „Für den Rest gab es nur Andeutungen u. Notizen verschiedenster Art". Der Hrsg. will das Werk grundsätzlich in des Vf.s Sinne vollenden, so daß „der neue Schröder" doch „der alte bleiben" soll. Indessen „drängte das bereits Gedruckte nach Erscheinen, u. das allgemein geäußerte Bedürfnis nach der neuen Aufl. machte es schließlich dem Verlag ratsam, das Buch vorläufig zu teilen". So sind denn in dem bisher erschienenen Bde. außer dem schon erwähnten noch die übrigen Seiten der „Verfassung des Deutschen Reichs und seiner Teile" sowie die Rechtsquellen des eigentlichen Ma.s behandelt, letztere einschließlich der Urkunden, Formelbücher u. der wissenschaftlichen Rechtsliteratur. Das übrige soll der 2 Teil bringen, der außerdem „selbstredend ein gründliches Nachschlageregister erhalten sowie wichtige Nachträge u. Neuerscheinungen aufführen" wird.

Nach dem angegebenen stört natürlich bei der Benutzung der Umstand, daß das Schrifttum in den schon früh gedruckten Partien nicht wie bei den letzten wenigstens bis 1916 und 1917 berücksichtigt ist; ebenso, daß in diesen manche Publikationen unbeachtet geblieben sind, welche sich in erster Linie auf die älteren Perioden beziehen, deren Bearbeitung Schröder wohl schon im 1. Jahrzehnt unseres Jhs. abgeschlossen hatte, welche jedoch auch zu den späteren Ausführungen v. K.s in Widerspruch stehen. Z. B. hat dieser S. 709 Note 12 die Zurückführung des ma.lichen Reichsrechts auf das ripuarisch-karolingische aus den älteren Aufl. übernommen, während nach dem 1912 erschienenen Werke Mayer-Homberg „Die fränkischen Volksrechte im Ma." nur das salische Recht in Betracht kommt.

Trotz solcher aus der Entstehungsgeschichte des Buches zu erklärender Mängel u. des noch ausstehenden Registers wird der „neue" Schröder jedem Forscher auf dem Gebiete der Deutschen Rechtsgeschichte

Digitized by Google

u. verwandter Erkenntniszweige vorzügliche Dienste leisten. Für ihn kommt dies Werk in erster Linie, für den, der zu Lehr- oder anderen Zwecken sich über jene Disziplin zu unterrichten wünscht, kommt es gleichwertig neben den Brunnerschen „Grundzügen", die jetzt in 7., von E. Heymann besorgter Aufl. vorliegen, u. den einschlägigen von Meister, Hartung u. v. Schwerin verfaßten Abteilungen des von Meister hrsg. „Grundrisses der Geschichtswissenschaft" in Betracht.

Berlin. Carl Koehne.

---

v. Schubert, Hans, Gesch. d. christl. Kirche i. Früh-Ma. E. Handb. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1917 u. 1921. XXIV, 808 S. gr. 8°.

Der nationalen Selbstbesinnung u. der Kräftigung unseres völkischen Eigenbewußtseins kann kein besserer Dienst erwiesen werden, als wenn von berufener Hand das ursprünglich Deutsche in der geschichtlichen Gestaltung unsres staatlichen, geistigen u. religiösen Lebens u. die Verarbeitung fremder Einflüsse auf diesen Gebieten aufgezeigt wird. Dadurch erweist sich die Geschichtswissenschaft recht eigentlich als Erzieherin des Volkes. Es ist wie eine Ahnung kommender Not des Volkes, daß bereits in den Jahren vor dem Kriege die Arbeit an verschiedenen Stellen mit dem gleichen Ziele eingesetzt hat. So steht in der vorliegenden Kirchengeschichte das Problem der Verschmelzung von Christentum u. Germanentum im Mittelpunkt der Darstellung. Es wird kein Zufall sein, daß in dem später erschienenen Teile dieser Gesichtspunkt fast allein herrschend geworden ist.

Um es gleich vorweg zu nehmen: zur restlosen Lösung ist auch hier die Frage noch nicht gebracht. Es fehlt ein Abschnitt, der die germanischen Elemente in der unter dem Einfluß des Christentums sich neu gestaltenden Volksfrömmigkeit veranschaulichte. Wie es denn überhaupt vielleicht wichtiger wäre, eine Geschichte der christlich-deutschen Frömmigkeit zu schreiben als eine Kirchengeschichte. Aber wir wollen dankbar sein, daß v. Sch. erstmalig den Rahmen der Kirchengeschichte so weit gespannt hat, daß die Schilderung des kirchlichen Innenlebens, der Beeinflussung des menschlichen Lebens durch die Kirche die Darstellung des äußeren Werdeganges der weltumspannenden hierarchischen Organisation fast in den Hintergrund treten läßt. Der Rechtsboden der germanischen Völker, ihr Zustand u. ihre Lebensgewohnheiten vor Empfang des Christentums empfangen eingehende Würdigung. In ihrer Gewöhnung an engste Verbindung der Religion mit der Rechtsordnung findet v. Sch. die Voraussetzung für das Verhältnis, das Kirche u. Staat auf germanischem Boden miteinander eingegangen sind. Ebenso wird, in Anlehnung an Stutz, aber im einzelnen nicht ohne scharfen Widerspruch gegen ihn, das Eigenkirchenwesen in Zusammenhang gebracht mit den heidnisch-germanischen Privattempeln. Die Möglichkeit für dieses Eindringen alter Anschauungen in die neue Religion bot nach v. Sch. einzig der Umstand, daß die Germanen das

Digitized by Google

Christentum in der Form des Arianismus, unbeeinflußt von der organisierten orthodoxen Kirche, empfangen haben. Dieser Arianismus „wird das Mittel zur Bildung kleiner germanischer Stammesstaatskirchen"; aus ihnen wiederum entstehen, „je mehr der Stamm mit dem eroberten Lande verwuchs", Landeskirchen. Das arianische Kirchenregiment aber übertragen die Herrscher gleichzeitig auf die orthodoxen Untertanen des eroberten Landes, so daß in diesen Reichen zum ersten Male der „interkonfessionelle Charakter der Staatshoheit" erwächst. Dieses arianische Landeskirchentum scheint v. Sch. auch als Vorbild anzusehen für die Entstehung des merowingischen Staatskirchentums, während er doch andrerseits die Annahme des Christentums in römischer Form zurückführt auf die Erwägung Chlodwigs, daß er dadurch auf die Unterstützung der katholischen Untertanen in den angrenzenden feindlichen Ländern arianischer Konfession rechnen dürfe. Hier wie an manchen anderen Stellen ist doch offenbar eine Beobachtung, die sich aus den geschichtlichen Folgeerscheinungen ergibt, allzukühn der handelnden Person als Erwägung untergeschoben worden (ähnlich nachher bei Bonifatius). Der 2. geschichtliche Faktor, der neben dem Arianismus nach v. Sch. die Entwicklung des Christentums auf germanischem Boden bestimmend beeinflußt hat, ist die Ausprägung, die es bei den Angelsachsen gewann. Hier fand einerseits jene völlige Vermischung von Geistlichem u. Weltlichem statt, die doch nicht, wie bei den Westgoten, zur Theokratie, sondern zur Stärkung des Königtums führte u. aus der heraus allein die unbedingte Hingabe des Bonifatius an das karolingische Königtum zu verstehen ist (wenn diese auch wohl kaum so bewußter, weitausgreifender Erwägung entsprang, wie v. Sch. glauben machen möchte), andererseits empfing die angelsächsische Kirche durch die Verschmelzung mit der irischen Mönchskirche jene Tendenz zur Mission, der die Gewinnung aller germanischen Stämme für das Christentum zu danken ist. Neben diesen beiden Faktoren, Angelsachsentum u. Arianismus, tritt das Papsttum ganz auffallend zurück. Vielleicht ohne Absicht, in dem Empfinden, Bekanntes weniger betonen, neue Gedanken um so schärfer unterstreichen zu müssen, entsteht doch ein Bild, das den schließlichen Sieg des Papsttums kaum begreiflich macht. Selbst ein Mann wie Gregor I., so eingehend er auch gewürdigt wird, hinterläßt in der Darstellung v. Sch.s einen recht mittelmäßigen Eindruck. U. aus der Christianisierung der Germanen scheidet Rom fast völlig aus. Erst Nikolaus I. ist „der erste spezifisch ma.liche Papst". Er erscheint nur möglich nach dem Zerfall des Reiches Karls d. Gr., in dem alle Quellen geistigen u. religiösen Lebens sich vereinigen u. eine Nationalkirche entstehen lassen, deren grandiose Schilderung zweifellos den Höhepunkt des Buches bedeutet. Aber auch die spätkarolingische Zeit, in der so manche Aussaat des großen Herrschers u. der Männer seines Vertrauens erst zur Reife gelangt, wird von v. Sch. günstiger beurteilt, als wir sie nach den äußeren Geschehnissen zu sehen gewohnt sind. Gewaltig, ein Meisterstück darstellerischer Kunst, tritt Hincmar von Rheims vor unser Auge, der Führer im „ersten Investiturstreit". Fast Lutherschen Geist atmet

Digitized by Google

Claudius von Turin in seinem Kampf gegen Bilder, Heilige u. Papst. Aber auch die bizarre Gestalt des Sachsen Gottschalck, des „Propheten des religiösen Determinismus, für den sich der altgermanische Schicksalsglaube zur christlichen Erwählungslehre verklärt hatte", wird scharf umrissen u. mit liebevollem Verständnis vor uns hingestellt.

Es wird niemanden wundernehmen, daß die in vieler Beziehung neuartige Auffassung u. die ungewöhnlich prägnante Art der Darstellung gelegentlich Bedenken erweckt gegen die Bewertung der geschichtlich wirksamen Faktoren. Um nur einen charakteristischen Fall zu nennen: wenn Westgotien als wichtiger für die karolingische Bildung angesehen wird als Italien, so liegt hier ganz offenbar die auch sonst zu bemerkende geringe Bewertung des römischen Einflusses besonders deutlich zutage. An Widerspruch im einzelnen wird es dem Buche daher nicht fehlen. Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß der 2. Halbbd. unter einer gewissen Zerfahrenheit der Darstellung leidet, obgleich sich gerade in ihm die schönsten Abschnitte finden. Es ist überhaupt sehr schade, daß die Form des Handbuchs den Fluß der Erzählung immer wieder unterbrechen läßt; eine Selbstbeschränkung, die dem Vf. gewiß selbst am schmerzlichsten war. Aber die Fülle des Gebotenen, die beständige Anregung zu neuer Betrachtungsweise läßt diese geringen Ausstellungen immer wieder völlig in den Hintergrund treten. Möge uns der Vf. recht bald die Vollendung seines Werkes schenken!

Von Versehen u. Druckfehlern, die sich im Verzeichnis nicht finden, seien hier notiert: S. 439 Z. 8 v. u. lies Karl d. K.; S. 440 Z. 11 v. u. lies ostfränkisch; S. 718 Z. 14 v. u. lies bekleidete; S. 735 Z. 4 v. o. lies Forderung.

Hannover. Gerhard Bonwetsch.

Kißling, Wilh., Dr. theol., D. Verhältnis zwischen Sacerdotium u. Imperium nach den Anschauungen der Päpste v. Leo d. G. bis Gelasius I. (440—496) (= H. 38 der Veröffentl. der Görres-Ges. [Sekt. f. Rechts- u Sozialwissensch.]) XIII u. 149 S. Paderborn, F. Schöningh, 1921.

Auf Grund eingehenden Studiums der Quellen entwickelt d. Vf. dieser Freiburger Inaug.-Diss. eine Reihe neuer Gesichtspunkte für die Darstellung des Verhältnisses von Staat u. Kirche im römischen Reiche, für die ersten Anfänge jener Auffassung, die dem deutschen Königtum zunächst weitgehende Herrschaft über die Kirche, dann aber so schwere Erschütterung seiner Machtstellung brachte.

Für die Zeit von Konstantin (313) bis weit über Theodosius I., der die katholische Kirche zur einzigen Staatsreligion erhob, stellt K. fest, daß die Kaiser sich, dem Geiste des römischen Staatsrechts entsprechend, auch als Beherrscher der Kirche fühlten u. betätigten. Erst langsam schwand die Vorstellung, daß das Imperium auf Grund des weltlichen Rechts zu Eingriffen in das kirchliche Gebiet befugt sei. In der Theorie namentlich bei den großen Kirchenlehrern Ambrosius

Digitized by Google

u. Augustinus findet K. zuerst den Gedanken einer Trennung, Selbständigkeit u. Gleichstellung der beiden nach ihrer Auffassung von Gott eingesetzten Gewalten, wobei für den Kaiser als christlichen Herrscher eine Pflicht, sehr bald aber auch ein Recht anerkannt wird, die orthodoxe Religion u. Kirche zu schützen.

Wie diese Lehre in der Kirche noch im 5. Jahrhundert die rechtliche Erfassung des Verhältnisses beider Gewalten zueinander gestaltete, wie sie fortschreitend die Politik der Kurie bestimmte, vermittelt K. aus verschiedenen päpstlichen Kundgebungen, namentlich aus dem Verhalten in Fragen des Glaubens u. der Disziplin gegenüber den oströmischen Herrschern. Wir lernen in Leo I. den ersten entschlossenen Vertreter der Primatialgewalt, der kirchlichen Selbständigkeit kennen, der diesen Gedanken allerdings nur in Entscheidungen von Fall zu Fall Ausdruck verlieh, ohne noch das „Wie" und „Warum" der kaiserlichen Schutzpflicht zu untersuchen. Wir hören von Gelasius I., daß er Kaiser Anastasius bereits mit voller Wucht das Prinzip selbst als Rechtssatz entgegenhielt. Ihm ist die Selbständigkeit u. Gleichberechtigung beider Gewalten Axiom, doch vermag auch er — wie seine Nachfolger — im einzelnen die beiden Rechtsgebiete nicht scharf abzugrenzen. Eine Einmischung der Kirche in den Machtkreis des Staates lehnt er noch ab.

So regt die fleißige u. klar gefaßte Arbeit zu weiterer Prüfung dieser Fragen an, wozu ein genaues Verzeichnis der Quellen und Literatur ganz wesentlich hilft.

Innsbruck. A. Wretschko.

Mayer, Th., Priv.doz. Dr., D. Verwaltungsorganisation Maximilians I. I. Ursprung u. i. Bedeutg. (H. 14 d. Forsch. z. inn. Gesch. Österr. hrsg. v. Prof. Dr. Dopsch.) 8°. 106 S. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchdr., 1920. M. 5.—.

Auf Grund eines bisher nicht benutzten reichen archivalischen Materials behandelt d. Vf. die Frage nach dem Ursprung der Verwaltungsorganisation in Tirol-Österreich, nach der das neuzeitliche deutsche Behördenwesen ausgebildet worden ist. Die Darstellung erstreckt sich auf die ersten Regierungsjahre Maximilians I., etwa bis 1500, weil in diese Epoche die wichtigsten Neuorganisationen fallen. Voraus geht ein Hinweis auf die besonders von F. Rachfahl verfochtene Ansicht, daß die Verhältnisse in Burgund vorbildlich für die tirolische Verwaltung gewesen seien, u. auf ihre Ablehnung durch A. Walther, sowie eine Übersicht über die Entwicklung der Verwaltungsorganisationen in Tirol bis zum Jahre 1490. Die scharfsinnig geführte Untersuchung M.s zeigt, daß die große u. scheinbar grundsätzliche Reform Maximilians I. eine durch augenblickliche Mißstände u. die Eifersucht der Statthalter in Tirol hervorgerufene Maßregel ist, wie denn überhaupt bei Maximilians Einrichtungen, wie z. B. der allgemeinen österreichischen Schatzkammer u. der Hofkammer, ganz bestimmte finanzielle, nicht eigentlich verwaltungsorganisatorische Absichten maßgebend waren. Die

Digitized by Google

Reichsreformen, die zum Teil auf Behördenorganisationen hinausliefen, waren zumeist politische Schachzüge oder finanzielle Maßnahmen, die nicht verwaltungstechnische Neuerungen zum Ziel hatten. Maximilian war in erster Linie Diplomat u. Politiker, der sich um die Verwaltung seiner Länder nur soweit kümmerte, als er sie u. ihre Hilfsquellen für seine politischen Zwecke brauchte. Sein unruhiger, immer neue Pläne erwägender Geist konnte den Erfolg seiner Tätigkeit nicht abwarten, darum ist von seinem persönlichen Werk wenig übrig geblieben. Nur diejenigen Behörden, die nicht unmittelbar ständig mit ihm zu tun hatten, konnten sich ruhig entwickeln u. einleben: das waren die aus Tirol übernommenen Landesstellen. Das kollegiale Behördensystem, als dessen Schöpfer oder mächtigsten Förderer man Maximilian zu bezeichnen pflegt, war schon vor seinem Regierungsantritt in Tirol ausgebildet; er benutzte es mit einem glücklichen politischen Griff, um möglichst vielen Adligen angesehene Stellungen zu verschaffen u. sie damit seiner Herrschaft zu verpflichten. Der große Schritt, der unter ihm in verwaltungsrechtlicher Hinsicht getan wurde, war die Anerkennung der Verwaltungsorgane als Behörden, wodurch ein eigenes Behördenrecht u. damit die Grundlage für die ganze neuzeitliche Entwicklung des Behördenwesens in Österreich u. Deutschland geschaffen wurde. Zum Schluß bringt der Vf. einen Überblick über die Verwaltungsreformen in den übrigen deutschen Ländern als Gegenüberstellung zu der tirolischen Verwaltung u. der Tätigkeit Maximilians.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Seeberg, Reinh., Grundriß d. Dogmengesch. 4. vielfach verb. Aufl. VIII, 162 S. Erlangen-Leipzig, A. Deichert, 1919. Geh. M. 6.—, geb. M. 7,80.

— **Lehrbuch d. Dogmengesch.** Bd. IV. 2. Hälfte. D. Fortbildung d. reformator. Lehre u. d. gegenreformator. Lehre. Alphab. Register über alle 4 Bde. 2. u. 3. durchweg umgearb. Aufl. XVI, 592 S. Erlangen-Leipzig, A. Deichert, 1920. Geh. M. 54.—.

Der Seebergsche Grundriß der Dogmengeschichte hat durch zwei Vorzüge, die nur ein hervorragendes darstellerisches Geschick zu vereinigen vermag, sich eine stets wachsende Anerkennung verschafft: er bietet eine erstaunliche Fülle gesicherten Materials u. ist zugleich von äußerster Klarheit u. Knappheit. Für jede kurze Orientierung in dem unendlich weitschichtigen Stoffe der christlichen Dogmenbildung wird er gerade auch dem Profanhistoriker die besten Dienste leisten können. —

Mit dem Abschluß der neuen u. neu umgearbeiteten Aufl. seines Lehrbuches der Dogmengeschichte kann der gelehrte Vf. mit Befriedigung eine der wichtigsten Seiten seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit vollendet sehen. Die Gelehrsamkeit, die er in den umfangreichen 4 Bdn. dieses Lehrbuches ausbreitet u. die es ihm ermöglicht hat, manche Partien der durchaus nicht überall gleich interessanten Geschichte der verwickelten Verhandlungen über die Kirchenlehre in

Digitized by Google

ein neues Licht zu stellen, wird ihm von niemandem bestritten werden können. Nicht minder wird allgemein das literarische Verdienst des Autors anerkannt werden müssen, der die zahllosen Einzelheiten seiner gelehrten Forschung in übersichtlichen Massen zu sammeln u. seinem Standpunkte gemäß von Männern u. Zeiten, Lehrsystem und Kirchenformen anschaulich zu berichten weiß. In dem vorliegenden Bde. sind als besonders instruktiv hervorzuheben die Abschnitte über Andreas Osiander u. Flacius, denen beiden S. mehr Gerechtigkeit angedeihen läßt, als es Brauch ist, die sehr eingehende Entwicklung der Theologie Calvins, ebenso die mit Bezug auf die Erfahrungen des Weltkrieges besonders kräftig herausgearbeitete Darstellung der Eigenart des „Anglocalvinismus", die Würdigung des Jesuitismus u. die Kritik der nachtridentinischen Entwicklung des päpstlichen Systems.

Ob es methodisch richtig ist, die Dogmengeschichte der lutherischen Kirche mit der Konkordienformel u. die des Calvinismus mit der helvetischen Eintrachtsformel zu beenden, mag fraglich erscheinen. Das Dogma hat eine kirchliche Geschichte auch nach seiner endgültigen Formulierung. Fraglos gehört die Geschichte der bloß theologisch wissenschaftlichen Erörterung der Glaubenssätze nicht in die Dogmengeschichte, sondern nur in die Geschichte der Theologie hinein. Aber Kämpfe, die nicht bloß zwischen Gelehrten gespielt, sondern die Gemeinden selbst bewegt u. die Kirchen in verschiedene Lager gespalten haben, sind doch den protestantischen Kirchen bisher noch in jedem Jh. beschieden gewesen, u. immer hat die Festsetzung der einen oder der andern kirchlichen Lehre dabei im Mittelpunkte gestanden. Vor allem sind es die Bestimmungen über den ordo salutis, die seit dem Auftreten des Pietismus immer wieder innerhalb der Gemeinden kontrovers geworden sind; ebenso ruft die Lehre von den Sakramenten häufig neue Spaltungen hervor. Die Älteren erinnern sich mit Schauder der bissigen Kämpfe um die lutherische Abendmahlslehre u. -praxis im vorigen Jh.; heute wogt der Streit um die Kindertaufe hin u. her. Die Lehre von der Kirche hat im Anschluß an die Preußische Union zu Neubildungen lutherischer Sonderkirchen geführt; zur Zeit pocht wieder einmal der Enthusiasmus an die Tore der Kirche u. macht die Lehren von Geist u. Wort, von Amt u. Charisma schwankend. U. schließlich ist, man darf sagen zum Heil der protestantischen Kirchen, ein Dogma über die Heilige Schrift überhaupt noch nicht fertig geworden, sondern wartet noch einer späteren Formulierung. Das alles sind Dinge, um derenwillen man doch wünschen könnte, die Geschichte des Dogmas auch nach der Zeit der letzten offiziellen dogmatischen Festsetzungen weiter verfolgt zu sehen.

Auf Einwendungen im einzelnen uns einzulassen, ist hier nicht der Ort. Wir möchten nur dies Eine bemerken, daß uns der Vf. zu weit zu gehen scheint, wenn er Calvin in erster Linie als einen echten Nachfolger Luthers auffaßt. Luther hat wie jeder religiöse Genius gänzlich in dem Bewußtsein der Immanenz gelebt; Calvin hat entsprechend den ihn beherrschenden Gesichtspunkten der Moralität u. der verstandesmäßigen Einsicht durchaus im Banne des Trans-

Digitized by Google

zendenzgedankens gestanden. Das macht, wie dankbar er auch dogmatische Formulierungen Luthers benutzen mag, einen Unterschied der geistigen Haltung, der bis in das innerste Heiligtum des religiösen Verhältnisses dringt. Daß er dem Vf. sich nicht so stark fühlbar gemacht hat, erklärt sich, wenn man sieht, daß für diesen selbst der Zentralgedanke des Christentums die Gottesherrschaft (S. 919) ist ganz ähnlich wie bei Calvin. Indessen, es wird schon an diesem Beispiele klar, daß eine Auseinandersetzung mit dem Vf. auf tieferliegende Fragen führen müßte bis auf den Begriff der Religion, den Geist des Christentums, die Idee des Protestantismus, alles Fragen, die jenseits der Dogmenhistorie liegen u. weder aus der Schrift noch aus der Kirchenlehre beantwortet werden können, sondern in den Bereich philosophischer Grundlegung fallen.

Mit dieser Grundlegung hat es in dem nun kläglich zu Ende gegangenen „naturwissenschaftlichen" Zeitalter die Theologie wie die übrigen Geisteswissenschaften allzuleicht genommen u. sich wesentlich auf Empirie u. Psychologie beschränken zu können geglaubt. In einem höchst bemerkenswerten Passus seiner Vorrede gibt S. seinem Bewußtsein von diesem Mangel der seitherigen theologischen Methode Ausdruck. Er nimmt gleichsam Abschied von ihr, meint, daß sein Buch auf absehbare Zeit das letzte dieser Art sein werde, u. sagt eine neue Phase der Wissenschaft voraus, in der die innere Dialektik der Ideenentwicklung u. die Frage nach der Wahrheit im Mittelpunkte stehen werden. Wenn sich zu diesem sehr richtigen Vorgefühl der Hinweis auf die Diltheysche Arbeitsweise gesellt, so wäre zu sagen, daß doch auch Dilthey geistig noch in die Generation der positivistisch u. empiristisch orientierten Denker gehört. Die Intentionen, die in ihm lebten, wiesen freilich auf eine andere Sphäre hin, die aber mit der Berufung auf das „Erlebnis" so wenig wie mit der Gradmessung der „Sensation" zu erreichen ist. Das alles ist jetzt versunken u. vorbei. Der deutsche Geist, der gutwillig nicht dahin zu bringen war, daß er sich auf seine eingeborene Wahrheit besänne, ist von der Vorsehung gezwungen worden, der Welt, von der er sich bestimmen ließ, Valet zu sagen u. sich in seine eigenen Tiefen zurückzuziehen, um dort seine bleibende Bestimmung wiederzufinden u. sich seinen Körper neu zu bauen Es kann wohl noch eine Weile dauern, bis der neue geistige Strom in die Theologie hinüberwirkt; denn diese ist von Natur hervorragend konservativ. Aber um ihm dort ein Bett zu bereiten u. Kanäle zu schaffen, durch die er befruchtend das gesamte Gebiet jener Wissenschaft durchdringen könne, sind Werke von so gediegenem Forschungsgehalt wie das vorliegende unentbehrlich; ihm wird sein Platz unter den nützlichsten Hilfsmitteln des theologischen Studiums noch auf lange gesichert sein.

Berlin. Georg Lasson.

Digitized by Google

Reuter, Rud., D. Kampf um d. Reichsstandschaft d. Städte auf dem Augsburger Reichstag 1582 (Schwäb. Gesch.quellen u. Forsch., hrsg. v. Dirr, H. 3). 4°. VII u. 112 S. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1919.

R. weist nach, daß man vor dem Westfälischen Frieden streng genommen von einer Reichsstandschaft der Städte noch nicht sprechen konnte. Als deren wichtigstes Kennzeichen gilt der Besitz des „votum decisivum". Noch im 16. Jh. wurde dies den Städten bestritten, wie aus den Verhandlungen auf dem Augsburger Reichstag 1582 deutlich hervorgeht. Während die Städte bei der Bewilligung einer Türkensteuer beanspruchten, daß ihr votum dieselbe Bedeutung habe wie das des Kurfürsten- u. Fürstenkollegs, dachten der Kaiser u. die meisten katholischen Fürsten nicht daran, den Städten Gleichberechtigung einzuräumen. Ebenso wurde den Reichsstädten von katholischer Seite das „ius reformandi" bestritten, indem der Kaiser § 27 des Augsburger Religionsfriedens dahin auslegte, daß die Reichsstädte nicht in gleichem Sinne wie die höheren Stände des Religionsfriedens fähig seien. Veranlassung zu dieser Entscheidung hatte der Übertritt Aachens zum Protestantismus gegeben, den die katholische Partei unter keinen Umständen dulden wollte. Der Versuch, die beiden strittigen Punkte in Augsburg 1582 zu entscheiden, mißglückte. D. Vf. hat besonders an dem Beispiel der Stadt Köln gezeigt, in welcher Weise politische, religiöse u. wirtschaftliche Fragen die Haltung der einzelnen Städte bestimmten. — S. 64 wird Eduard VI. von England mit Ed. IV. verwechselt, S. 90 Papst Gregor XIII. mit G. III.

Berlin. Dauch.

Rachfahl, F., Don Carlos. Krit. Untersuch. 8°. IV u. 168 S. Freiburg i. B., J. Boltze, 1921. M 48.—.

Im Jahr 1918 hat der Wiener Historiker V. Bibl, der schon in Bd. 36 u. Bd. 37 der „Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch.forschg." dem Probleme zu Leibe gegangen war, ein Buch „Der Tod des Don Carlos" erscheinen lassen, das auf breiterer Grundlage die These A. Schmidts von 1874 wieder aufnahm u. somit eine Rückkehr zur dichterischen Vision Friedrich Schillers bedeutete: das Schicksal des Infanten eine Kronprinzentragödie. Dagegen wendet sich des Freiburger Historiker Rachfahl, der sich im Rahmen der Arbeiten am dritten, noch ungedruckten Bande seines Werkes über „Wilhelm von Oranien u. den Aufstand der Niederlande" mit der Frage zunächst in ihrem Verhältnisse zur niederländischen Freiheitsbewegung beschäftigt hatte. Er deutet auf Seite 1 der vorliegenden Untersuchungen an, daß er in ihrem Ergebnis „eine endgiltige und in der Hauptsache wenigstens abschließende Lösung" erblicke. Im großen ganzen hat er recht damit. An seinem fast durchweg mit nüchterner Kritik gezeichneten Charakterbilde des Prinzen wird sich in Zukunft schwerlich viel ändern lassen. Was an urkundlicher Sicherheit noch aussteht (u. teilweise vielleicht niemals völlig ergründet werden kann), sind Kleinigkeiten. Es handelt

Digitized by Google

sich dabei um folgendes: 1. um eine authentische Interpretierung der dunkeln Stelle im Briefe Honorato Juans vom 30. Okt. 1558 (Rachfahl, S 15, Anm. 2); 2. um das innerste Verhältnis des Hofrichters H. Suarez zu Don Carlos (S. 65); 3. um die Frage, ob der päpstliche Jubiläumsablaß für den 28. Dez. 1567 für die ganze Christenheit oder nur für Spanien ausgeschrieben war (hätte schon von R. selbst in Anm. 1 zu S. 98 beantwortet werden sollen); 4. um einen alles aufhellenden Bericht über die Einzelheiten, unter denen sich die Verhaftung am 18. Jan. 1568 vollzog; 5. um eine Ausgleichung der bestehenden Differenz hinsichtlich der Frage, ob des Prinzen Beichtvater Don Diego de Chaves bei der Gewährung der heil. Kommunion am 16. April 1568 auf eigne Faust oder mit königlicher Ermächtigung gehandelt hat; u. 6. um eine schlüssige Berichterstattung über die letzten Stunden des Unglücklichen, sein zweites Testament u. seine Schenkungen auf dem Totenbette. Deswegen die Gesamtfrage noch einmal aufzurollen, wird sich allerdings kaum lohnen; insofern bietet Rachfahl tatsächlich „in der Hauptsache Abschließendes".

Trotzdem wirkt sein Buch letzten Endes nicht so erfreulich, wie es ihm zu wünschen gewesen wäre. Das liegt an mehrerem. Zunächst an einem äußerlichen Mangel. Der Verlag, 1870 zu Gebweiler im Elsaß gegründet, eröffnet die Wiederaufnahme seiner durch den Krieg unterbrochenen Tätigkeit mit der vorliegenden Abhandlung von $10^1/_2$ Bogen, die er sich — 1921! — mit 48 M. bezahlen läßt. Da sollte man die denkbar größte Sorgfalt erwarten. Dem ist leider nicht so. Ich notierte: S. 7 „Guzmann" u. „wegen Mangel"; S. 8 „Bürdinger" u. „Marks"; S. 9 dreimal „Souville" (statt Louville); S. 10 „Buonoparte"; S. 15 „1532 bis 1534" (statt 1552 bis 1554) u. „Aerchetypon"; S. 18 u. 32 „Garchard"; S. 31 „Câteau-Cambrésis"; S. 32 u. 88 „Arragonien"; S. 35 „Quadalajara" u. „Léon"; S. 40 u. 49 „Matthias u. Ernst" (st. Rudolf u. Ernst!); S. 44, Anm. „320" (st. 32); S. 56 „Poträt"; S. 58 „educazione"; S 61 „Phillipp"; S. 68 „Zeichan"; S. 82 „charackterisieren" u. „Philipp" (st. Philippe); S. 107 „1566" (st. 1567); S. 128, 151 u. 158 „überführt" (st. übergeführt); S. 133 „wiederspiegelt"; S. 134 Z. 15 v. u. fehlt zwischen „qu'on" und „laissoit" ne und steht „feit" (st. fait); S. 138, Anm. „132" (st. 133); S. 147, Z. 6 „sein" (st. seine); S. 153, Z. 17 u. S. 166 Z. 1 „wie" (st. als); S. 165, Z. 4 „für" (st. auf). Außerdem ist Bogen 10 total verhoben. Das ist ein wenig viel für 48 M. Zweitens stört der Mangel an stilistischer Ausfeilung. R. leistet sich Sätze, die hinsichtlich ihrer Länge u. Gliederung zu dem Ungeheuerlichsten gehören, was mir seit langem in deutscher Sprache begegnet ist. Gerade die Gediegenheit sollte jede Geschmacklosigkeit verabscheuen. Drittens lähmt den Genuß die Sucht des Vf., Einzelheiten, für die er an sich mit Recht beim Leser Interesse vermutet, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit von neuem anzubringen. Tatsache: ich kenne kein Geschichtswerk, innerhalb dessen dem Vf. auf engem Raume so viele Wiederholungen unterlaufen sind, wie es hier geschehen ist. Ich muß das beweisen. Selbst wenn ich die vielleicht nachträglich

Digitized by Google

geschriebenen, im allgemeinen orientierenden u. sehr dankenswerten „Vorbemerkungen“ ausschalte, so stoßen wir auf folgende Reihen (die zahlreichen bloßen Duplikate lasse ich weg): erwähnt werden mindestens dreimal 1. die Versicherung von 1559, der König werde seines eignen Sohnes nicht schonen, wenn er der Ketzerei verdächtig sei (25. 33. 133); 2. die Erklärung des Beichtvaters von 1568, Don Carlos sei nicht des Verstandes bar gewesen (29. 64. 130. 134); 3. die Trepanation des Infanten durch Dr. Vesalius im J. 1562 (47. 69. 161); 4. die Ausschreitungen des Don Carlos, die stark an die liebenswürdigen Gewohnheiten des verflossenen Kronprinzen Georg Karageorgewitsch von Serbien erinnern: Ohrfeigen, Dolchbedrohungen, perverse Menschen- u. Tierquälereien (72. 77. 79. 86. 90 u. 91); 5. die religiöse Skrupulosität des Prinzen (74. 77. 103. 132) u. im Kontraste dazu die, wie mir scheinen will, irrig aus der Neuzeit in das 16. Jh. rejizierte laxe Auffassung des modernen Katholiken (74. 79. 103); 6. die Vermutung des Beichtvaters über die kurze Dauer des prinzlichen Fegefeuers (78. 109. 147. 149); 7. des Infanten Mangel an Ehrfurcht vor den Priestern (78. 110. 120); 8. das Fehlen eines Zusammenhangs zwischen dem prinzlichen Aufbäumen u. dem niederländischen Aufstande (S. III. 82. 110. 164 — eine These, die mich, offengestanden, nicht ganz überzeugt hat, wenn ich mich frage nach den Beweggründen des merkwürdigen Benehmens des Infanten gegenüber den Cortes von Castilien im Dez. 1566, gegenüber dem ausreisenden Alba im Frühjahr 1567 u. gegenüber dem Vater nach der Verhaftung Montignys einige Monate später). Derartige Mängel lassen entschieden die letzte Feile vermissen; wenn nicht in andrer Beziehung, so sollte auf diesem Felde Ranke immer unser Vorbild sein.

Schwerer jedoch als dies wiegt ein methodischer Fehler. Je öfter von der schroff autokratischen Weltanschauung u. namentlich von dem starren Regierungs-Systeme Philipps II. die Rede ist, womit das in vielen Beziehungen höchst ungeordnete Wesen des Infanten peinlich zusammenprallen mußte, desto mehr vermißt man eine klare Darstellung dessen, was man eigentlich unter jenem „Systeme“ zu verstehen habe. Was man davon vorgesetzt bekommt, sind lediglich hier und da abfallende Bruchstücke (so besonders S. 82 f. 143 f. 156. 164 u. 166), die das Postulat eines geschlossenen Charakterbilds des Vaters in keinem Betracht zu ersetzen vermögen. R. täuscht sich, wenn er (S. 110) meint: „eine einfache Schilderung des Lebenslaufs des Prinzen auf quellenkritischer Grundlage, wie wir sie gegeben haben, stellt die Motive, welche den König bei seinem Vorgehen gegen den Sohn leiteten, in das gebührende Licht“. Letzteres ist leider nicht der Fall. Um den tragischen „Helden“ zu verstehen, wäre eine Einführung in die Motive seines mächtigeren Gegenspielers unbedingt am Platze gewesen; denn der Vf. darf nicht einmal bei allen Fachgenossen (vgl. Anm. 1 zu S. 89 gegen Ende) — geschweige denn: beim Durchschnittsleser — die intime Kenntnis der komplizierten Natur Philipps II. voraussetzen, die er sich durch seine Spezialstudien mühsam erworben hat. Er selber kommt ja gelegentlich nicht ohne Kombinationen aus;

Digitized by Google

ich erinnere bloß an die Lücke, die zwischen der Bedrohung Albas durch Don Carlos und dem unerwartet freundlichen Verhalten des Vaters unmittelbar danach klafft. Vor allem hätte die Vorherrschaft des Reichsgedankens in der Ideenwelt Philipps II. zusammenhängend herausgearbeitet werden sollen.

Alles das hindert mich aber gar nicht, die Förderung unserer Erkenntnis von der Gesamtheit des Carlos-Problems u. seiner Einzelglieder durch R. unumwunden anzuerkennen. Der Weg, den seine Untersuchungen nehmen, hält sich ungefähr in der Mitte zwischen der Anerkennung der philippinischen Überlieferung u. dem Wiederaufleben-lassen der Carlos-Legende, wie es eben Bibl besorgt hatte. Besonders zu loben ist die überzeugende Art, womit er dem aufschlußreichen 2. Briefe des Alcalden Suarez vom März 1568 die allein richtige Stellung u. Auslegung anweist. Daneben verblassen subjektive Eigenwilligkeiten in der Deutung etwas unbequemer Zeugnisse (vgl. S. 25. 66 oder 156) u. in der Ausbeutung einzelner Vorgänge (wie des prinzlichen Glaubens an die Macht der Fürbitte des Mönchs Diego) vollkommen. Die zentrale Bedeutung, die der Suarez-Urkunde zukommt, bleibt selbst dann bestehen, wenn der Brief mit Wissen, ja auf Betreiben des Königs geschrieben sein sollte. Daher möchte ich dem diese Dinge erörternden V. Abschnitte die Palme zuerkennen. Doch wäre es ungerecht, die andern Kapitel deswegen geringer einzuschätzen. Vielmehr schließt sich ihre Beweisführung mit dem übrigen auf das beste zu einer im echten Sinne des Wortes entwickelnden Studie zusammen. Das Verhältnis zwischen diesem Vater u. diesem Sohne duldete je länger desto mehr kein „Sowohl als auch"; es spitzte sich vielmehr 1567 zum „Entweder — oder" zu und mußte 1568 „so oder so" mit einer Katastrophe enden. Diese immanente Kausalität eines Ereignisses, das Jahrhunderte hindurch die Teilnahme u. Spannung vieler Millionen ausgelöst hat, durchaus plausibel gemacht zu haben, ist das bleibende Verdienst der R.schen Untersuchung.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Altmann, Wilh., Ausgew. Urkunden z. Brandenburg.-Preuß. Verfass.- u. Verwalt.gesch. 3. Handgebr. zunächst f. Historiker. In 2 Tln. I. Tl.: 15.—18. Jh. 2. stark verm. Aufl. Berlin, Weidmann, 1914. (Damals M. 7.40.)

Eine handliche Auswahl der für die brandenburgisch-preußische Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte wichtigen Urkunden war ein dringendes Bedürfnis für verfassungsgeschichtliche Übungen in Universitätsseminaren u. zur Vorbereitung für den Geschichtslehrer an höheren Schulen, da die in Betracht kommenden Stücke in vielfach schwer zugänglichen Werken verstreut waren. Man hat daher die 1. Auflage dieses Buches, das als Seitenstück für die von A. u. Bernheim herausgegebene Sammlung: Ausgew. Urk. z. Verfass.gesch. Deutschlands im MA. veröffentlicht ist, vielfach mit Beifall begrüßt, indessen hat O. Hintze nicht mit Unrecht auf die mannigfachen Lücken

Digitized by Google

hingewiesen, die die Sammlung in bezug auf die Behördenorganisation des altpreußischen Staats u. die wichtigsten Verwaltungsgrundsätze desselben aufwies. Der Vf. hat nun in der 2. Aufl. in engem Anschluß an die Vorschläge Hintzes die Sammlung vervollständigt, so daß der Umfang von 246 S. auf 509 angewachsen ist. Der Wert des Buches ist dadurch unzweifelhaft erhöht worden; doch hätte der Umfang durch sachgemäße Kürzungen u. Streichungen namentlich älterer Stücke recht wohl wesentlich eingeschränkt werden können. Jedenfalls ist, durch die geschehene Erweiterung des Gebotenen, in der Tat ein ziemlich vollständiges Bild der Organisation des alten absoluten Preußens im 17. u. 18. Jh. gegeben.

Daß von jeder sachlichen u. sprachlichen Erläuterung abgesehen ist, halte ich für einen Mangel, der ohne große Schwierigkeit abgestellt werden könnte. Daß natürlich eine große Summe von altertümlichen Ausdrücken u. in Vergessenheit geratenen Begriffen bei den Lesern eines solchen Buches vorausgesetzt werden kann u. muß, ist unbestreitbar. Aber da die Sammlung nicht nur für den öffentlichen Gebrauch an Hochschulen, wo die mündliche Erläuterung des Lehrers hinzutritt, sondern auch zur Fortbildung des einsamen Gelehrten bestimmt ist, scheinen in gewissen engern Grenzen sich bewegende Erläuterungen doch zweckmäßig zu sein. Was z. B. Ministen (S. 83) oder Stellstädte (108), Apostolen (90) sind, was Ausdrücke wie intradecendium (180), debita chyrographaria, Evictionsmängel (416) zu bedeuten haben, wird nicht jedem akademisch Gebildeten ohne weiteres gegenwärtig sein. Und der freundliche Helfer, der dem Studierenden diese weitverstreuten Urkunden in einer Zusammenstellung zugänglich macht, sollte auch ein weiteres tun und ihm den Weg durch sprachliches Dorngestrüpp ebnen. Die Rechtschreibung ist teilweise nach den von Weizsäcker aufgestellten Grundsätzen vereinfacht; es könnte aber in dieser Hinsicht noch einheitlicher verfahren worden sein. Das Buch hat durch die Umarbeitung u. Erweiterung an Brauchbarkeit unzweifelhaft sehr gewonnen.

Brandenburg a. H. Otto Tschirch.

Heimatbriefe E. M. Arndts. Aus d. Besitz u. unt. Mitwirk. v. J. Loevenich hrsg. v. Dr. E. Gülzow. M. e. Arndtbildn. Pommersche Jahrb. Ergänzbd. 3. Hrsg. v. Rügisch-Pommerschen Gesch.ver. m. Unterstütz. d. Ges. v. Freunden u. Förderern d. Univ. Greifswald. Greifswald, Verlag Julius Abel, 1919. 8°. X u. 319 S.

Wenn ein Schriftsteller in unseren Tagen verdiente, immer u. immer wieder gelesen zu werden, wenn einer unserm Volke den rechten deutschen Geist, Gesundheit und Rückgrat geben könnte, so ist es E. M. Arndt. Von Herzen freut man sich, wenn wieder u. wieder Forscher u. Verleger sich angelegen sein lassen, Teile des Lebenswerkes dieses „Deutschesten der Deutschen" in geschmackvollen u. guten Ausgaben ins Volk hineinzutragen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aber ist es zu begrüßen, wenn von Zeit zu Zeit junge Gelehrte sich mit Feuereifer an die Arbeit machen, mit wissenschaftlichem Rüstzeug das Leben

Digitized by Google

Arndts zu erforschen u. Baustein auf Baustein zusammenzutragen zu einer vollständigen kritischen Sammlung seiner Werke u. Briefe. Leider wird ja durch die unseligen Umstände die Erfüllung des Wunsches, den Meisner, Müsebeck u. a. des öftern geäußert, eine große kritische Arndt-Ausgabe zu veranstalten, in unabsehbare Ferne gerückt. Um so dankenswerter ist es, wenn die Kleinarbeit rüstig fortschreitet.

Gülzow (der auch das von Geerds in der Volksbücher-Sammlung von Velhagen u. Klasing entworfene Lebensbild Arndts umgearbeitet und auf den jetzigen Stand der Arndt-Forschung gebracht hat) ist es gelungen, einige wertvolle Funde zu machen, die er jetzt zusammen mit anderen mühevollen Forschungen vorlegt. Er veröffentlicht zuerst die aufgefundenen Briefe Arndts an Charlotte Pistorius aus den Jahren 1811—48, sowie die an Friederike Friedrichs, die Tochter der Freundin Arndts, Charlotte v. Kathen, aus den Jahren 1818—60. Ferner gibt er sehr wesentliche Ergänzungen u. Berichtigungen zu Langenbergs Sammlung der „Briefe an eine Freundin", eben jene Charlotte v. Kathen. Jedem Arndtforscher mußten bei genauem Studium ernste Bedenken über die Zuverlässigkeit der Sammlung Langenbergs aufsteigen. G. zeigt nun, daß Langenberg nicht nur Briefe an Charl. Pistorius fälschlich als Kathen-Briefe abgedruckt, sondern auch die wirklichen Kathen-Briefe sehr ungenau, lückenhaft u. unvollständig wiedergegeben hat. G. hat die Briefe an die Pistorius der richtigen Stelle zugewiesen, die undatierten Kathen-Briefe u. Gedichte richtig eingeordnet u. ergänzt. Er gibt ferner ein sehr dankenswertes Verzeichnis einmal der Briefe Arndts an Charl. v. Kathen, an Charl. Pistorius u. Friederike Friedrichs u. weiter aller seit 1898, seit dem Meisnerschen „Lebensbilde in Briefen", bekannt gewordenen Briefe; damit wird den Forschern ein wertvolles Hilfsmittel gegeben, da diese Briefe an den verschiedensten Stellen verstreut abgedruckt sind.

In der Einleitung schließlich (in der Pritzbuer, Pistorius, Charl. Pistorius, Charl. v. Kathen u. ihr Kreis behandelt sind), sowie in den reichhaltigen Anmerkungen u. im Namenverzeichnis ist eine reiche Fundgrube für das geistige Leben in Pommern, besonders auf Rügen, für die pommersche Familiengeschichte u. für die Arndt-Forschung eröffnet, überall finden sich auch Neuigkeiten.

Aufgefallen ist mir, daß in dem Briefverzeichnis nicht die Briefe verzeichnet sind, die in den Sammlungen von Rühl, Briefe u. Aktenstücke zur Geschichte Preußens usw. enthalten sind. Ferner weise ich hin auf den ebenfalls fehlenden Brief Arndts an J. G. Scheffner, Berlin 1817, 15. April (Briefe an u. von Joh. George Scheffner, hrsg. von Warda, 1, 1, S. 37).

„Heimatbriefe" hat G. die Sammlung genannt. Mit Recht, denn ein tiefer Klang warmer Menschlichkeit u. vor allem treuer, inniger Liebe des wackern Arndt zur Heimat ertönt aus all diesen Briefen; jeder, der sie liest, wird seine helle Freude an dem kerngesunden, edlen u. schlichten Wesen dieses deutschen Mannes haben. G. u. allen, die ihn unterstützten, gebührt herzlicher Dank für diese Gabe.

Bartenstein (Ostpr.) Wilh. Steffens.

Digitized by Google

Wentzcke, P., Gesch. d. deutschen Burschenschaft. I. Vor- u. Frühzeit bis z. d. Karlsbader Beschlüssen. (= 6. Bd. der Quell. u. Darstell. z. Gesch. d. Burschenschaft u. d. deutschen Einheitsbeweg.) Heidelberg, Winter, 1919. XIV u. 400 S. M. 25.—.

Endlich ein langersehntes Werk über die Anfänge der Burschenschaft! Denn, was wir bisher darüber hatten, befriedigte nicht, auch nicht Treitschkes Darstellung, die nicht ohne vorgefaßte Meinung geschrieben war.

W. hat kurz und knapp alles zusammengefaßt, was die schwierige Frage nach dem Ursprung der Burschenschaft beantworten kann. Mit Recht mußte er eine Vorgeschichte der alten studentischen Verbindungen geben, ehe er zum Jahre 1815 kam. Das Material ist gering; es muß jede Universität einzeln betrachtet werden, denn überall ist die Entwicklung der Landsmannschaften (Orden, Amizisteu, Harmonisten) verschieden. Sitten u. Unsitten werden mitgeteilt. Es beginnt der Einfluß der französ. Revolution: der Zwang des Komments wird lockerer, Ehrengerichte erscheinen. Fichte lehrt in Jena „Moral für Gelehrte" u. wird von den „Orden" gestraft. Gegen sie erscheinen die Landsmannschaften als kleineres Übel. Mit dem neuen Jh. beginnt sich ein bewußtes Gemeinschaftsgefühl auszubilden, aus dem durch die Fremdherrschaft ein Nationalgefühl entstand.

Jetzt kommt der Name „Burschenschaft" auf, zuerst in Rostock 1781, für die Gesamtheit der nach dem Komment als Gleichberechtigte anerkannten Burschen. Neue Namen, wie Kränzchen u. Korps erscheinen; die neuen Landsmannschaften mit ihrem Komment bilden sich aus. Es bezeugt das neue Nationalgefühl, daß in Leipzig die Lausitz-Polnische Landsmannschaft 1808 die Polen ausschließt und sich Lusatia nennt.

Die deutsche Erhebung brachte dann die neue Zeit auch für die Studenten: 1811 hat Jahn dem zweiten Rektor der Universität Berlin, Fichte, einen Entwurf der „Ordnung u. Einrichtung der Burschenschaften" vorgelegt. Wie ganz anders steht hier Jahn da, als bei Treitschke! Neben dem Jahnschen Kreise in Berlin wirkt Steffens in Halle, dann in Breslau, Luden in Jena, während der Süden doch erst später sich anschloß.

Mit dem Jahre 1815 setzt nun die eigentliche Darstellung W.s ein. Das Neue seiner Forschung beruht doch darin, daß er die Bewegung in den einzelnen Hochschulen nachweist: wie im Kampf gegen den Partikularismus der Einzelstaaten der Einheitsgedanke bei den Studenten sich Bahn gebrochen (in den Universitäten des Nordostens, dann v. a. in Gießen u. Heidelberg), bis dann Jena, wo die Ueberlieferung Jahns lebendig bleibt, die Einzelbestrebungen zusammenfaßt u. die weitere Bewegung beeinflußt. So wird nun zuerst Halle, Breslau, Leipzig, dann Gießen u. Heidelberg behandelt; Karl Follen u. die Gießener „Schwarzen" werden in das richtige Licht gerückt. In Heidelberg entwickelt sich unter Carové eine „Allgemeine Burschenschaft" von 170 Mitgliedern. In Jena übernimmt die neue Burschenschaft ihre Verfassung von den Landsmannschaften. Hier tritt K. H. Riemann

Digitized by Google

als Führer hervor, dann Robert Wesselhoeft u. Ludwig Rödiger. Die Gießener radikale Richtung kam in Jena nicht auf.

Genau wird nun die Bewegung in Tübingen, Erlangen (wo 1815 Sand hervortritt), Marburg und Göttingen verfolgt; dann die Stellung Berlins. In der Schilderung des Wartburgfestes wird das Autodafé als eine durch den Turnerkreis Jahns herbeigeführte Episode gekennzeichnet. Durch das Wartburgfest war die studentische Reform-Bewegung mit der politischen aneinander geschmiedet. Die Folgen zeigten sich in festerem Zusammenschluß der Burschenschaft, die sich jetzt erst ihre Organisation schuf, bis endlich im Okt. 1818 die allgemeine Burschenschaft begründet wurde. In einer trefflichen Übersicht umreißt der Vf. „das Wesen der Burschenschaft" in den ersten vier Jahren.

Die Tat Sands führt auch der Vf. auf den Einfluß Karl Follens zurück, der in Jena sonst keinen Anhang fand. Wichtig ist das nächste Kapitel, das auch nach dem Attentat den Ausbau der Burschenschaft (jetzt auch in Bonn) rüstig fortschreitend zeigt. Der letzte Abschnitt handelt von den Karlsbader Beschlüssen u. ihren Folgen für die Burschenschaften. Wesselhoeft hat mit einem Abschiedsbrief an Karl August das Schlußwort. Im Anhang finden wir die trefflichsten Quellen- u. Literatur-Angaben für die einzelnen Universitäten u. für die Forschungen des Buches, das uns nun wohl bis auf weiteres die Grundlage für die Geschichte der Burschenschaft bleiben wird. Manchmal hätte man wohl etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht, z. B. in der Herkunft u. Entwicklung der bedeutenden Jünglinge Riemann, Carové, Wesselhoeft; auch fehlt eine Berücksichtigung der rheinbündlerischen Strömungen, die doch bis 1813 noch vorhanden waren. (Prof. Cromer in Gießen.) Die Darstellung ist ein wenig nüchtern.

Aber der Dank der Burschenschaften vereint sich mit dem der deutschen Forschung für dieses tüchtige Werk.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Luckwaldt, Friedr., Gesch. d. Vereinigten Staaten v. Amerika. Gr. 8°. I. Bd.: X u. 351 S.; II. Bd.: VIII u. 336 S. Berlin u. Leipzig, Vereinig. wissensch. Verleger, 1920; je M. 30.— (geb. 38.—).

Der 1. Bd. behandelt die „Werdezeit" 1607—1848, der 2. den „Kampf um Einheit und Weltgeltung" 1848—1920. Die Abfassung des Werkes, das sich gleichmäßig an Fachgenossen u. gebildete Laien wendet, begann 1910 u. zog sich, durch den Weltkrieg unterbrochen, bis 1920 hin. Das in einfachem u. klarem Stil geschriebene Buch erfüllt in ausgezeichneter Weise die Aufgabe, vom Aufsteigen der V. St. aus kleinen Anfängen bis zur führenden Weltmacht ein anschauliches Bild zu geben: es beginnt mit den ersten Kolonisationsversuchen u. schließt mit einem Appell an die Pflichten Amerikas gegen die Welt. Das letzte Kapitel, „Wilson und der Weltkrieg", II, S. 229–309, erörtert in vorurteilsloser Weise das entscheidende Eingreifen in den

Digitized by Google

Weltkrieg. Persönlichkeiten u. Zustände kommen in gleicher Weise zu ihrem Recht; klar und deutlich treten die führenden Männer uns in lebenswahren Charakteristiken vor Augen, u. ebenso werden die wirtschaftlichen u. politischen Verhältnisse in das rechte Licht gerückt. Das Literaturverzeichnis, II, S. 310—314, das auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, will nur eine erste Orientierung für solche Leser sein, welche die Darstellung nachprüfen oder sich in einzelnen Fragen eingehender unterrichten wollen. Quellenbelege sind nicht gegeben. — Zu bedauern ist, daß nicht der Versuch gemacht worden ist, ein Bild der amerikanischen Kultur zu zeichnen u. in die Psyche der Bewohner der V. St. einzudringen, ihre Stellung zu kirchlichen u. zu Unterrichts-Angelegenheiten, zur Frauenfrage usw. zu beleuchten. Zwar wird die Bedeutung des Puritanismus in dieser Hinsicht betont; aber Emerson z. B. wird nur ganz vorübergehend einmal erwähnt. Auch die so wichtigen Bevölkerungsprobleme der neusten Zeit werden nicht behandelt. Vielleicht kann das in einer neuen Auflage nachgeholt werden, die dem vortrefflichen Werk baldigst zu wünschen ist.

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

Mayer, Wilh., D. Retablissement Ost- u. Westpreußens unt. d. Mitwirkg. u. Leitg. Theodors v. Schön. (= Schriften d. Inst. f. ostdeutsche Wirtsch. i. Königsberg i. P. 1. H.) Jena, Fischer, 1916. 124 S.

Unter Verwendung von ungedrucktem Aktenmaterial wird eingehend gezeigt, wie in Th. v. Schön, der Kantischen Anschauungen nahe stand u. nationalökonomische durch Christian Jac. Kraus vermittelt erhielt (man vgl. z. B. dessen „Vermischte Schriften" Bd. I u. VII, in denen der Handel als Freihandel verteidigt wird), das Smithsche System einen energischen Verfechter gefunden hat. Man gewinnt den Eindruck, daß Schön bei dem Wiederaufbau Preußens auf richtigem Wege war, wenn vielleicht auch hier u. da die Schnelligkeit, mit der ‚Maßregeln' durchgeführt wurden, als falsch bezeichnet werden kann. Aber Schön ist insofern rückständig gewesen, als er für den Kleinbauernstand nichts übrig gehabt („Kleine Bauern sind vom Übel", S. 94/9) u. der Entvölkerung Preußens Vorschub geleistet hat, ein Vorwurf, der unter andern z. B. von Frh. v. d. Goltz (D. agrarischen Aufgaben d. Gegenwart, 1894) erhoben worden ist.

Die vorliegende Schrift beansprucht besonderes Interesse in diesen Tagen, wo ähnliche wirtschaftliche Probleme gelöst werden müssen. Alle Verordnungen Schöns stehen unter den beiden Gesichtspunkten, daß dem Tüchtigen u. Arbeitswilligen der Weg zu ebnen sei (S. 86), u. daß Geldstundung oder Schuldenerlaß eine schlaffe Wirtschaftsführung begünstige (S. 87). Es müsse unter allen Umständen auf einer Gegenleistung bestanden werden (z. B. Spanndienste bei Bauten von Straßen). Bei aller Gegnerschaft zum Adel, dessen Privilegien er bekämpft (S. 68), hat er doch viel für diesen Stand getan. Es mutet seltsam an, daß

Digitized by Google

derselbe Mann, der die Erbuntertänigkeit zertrümmern half, den kleinen Bauern an die patriarchalische Fürsorge des Gutsherrn verwies. —

Schöns Verhältnis zu Chr. Jac. Kraus bedürfte einer gründlichen Untersuchung. Schön scheint in wirtschaftlichen Ideen ganz von ihm abzuhängen u. unschöpferisch zu sein.

Charlottenburg. Sange.

Stein, Rob., D. Umwandlg. d. Agrarverfass. Ostpreußens durch d. Reform d. 19. Jh. 1. Bd.: Die ländl. Verf. Ostpreußens am Ende d. 18. Jh. (= Schriften d. Inst. f. ostdeutsche Wirtsch. an der Univ. Königsberg, 5. Bd.) Mit 1 Karte u. 8 Skizzen. Gr. 8°. XXIV u. 543 S. Jena, G. Fischer, 1918. M. 28.—.

Was vor mehr als einem Menschenalter G. F. Knapp vom Standpunkt der gesamtpreußischen Verwaltungsgeschichte, vor einem halben K. Böhme vornehmlich im Rahmen der landschaftlichen Betriebsforschung dargestellt haben, sucht hier ein Schüler von O. Gerlach in einem ganz groß über die Breite der öffentlichen u. privaten, gedruckten u. ungedruckten, ma.lichen u. neueren Quellen angelegten Werk endgültig abzuhandeln. Darf man nach der vorliegenden 1., sicherlich schwierigeren u. verwickelteren Hälfte der Arbeit urteilen, so wird das Unternehmen, das den großen Zweck verfolgt, die Agrarreformen der Gegenwart wissenschaftlich begründen zu helfen, wenn auch keine systematisch erschöpfende u. ausgeglichene, so doch in der Tat die bisher umfassendste u. sorgfältigste Stoffsammlung zur Geschichte der ostpreußischen Landwirtschaft bringen, u. zwar nicht nur zu dieser, sondern trotz der Veröffentlichungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft über die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes, mit alleiniger Ausnahme von Serings Buch über Schleswig-Holstein, zur Geschichte der deutschen Landwirtschaft überhaupt.

St. hat seine Untersuchungen nach den gangbaren Gesichtspunkten der Besitz- u. Arbeits-, Gemeinde- u. Betriebsverfassung gegliedert. Ich weiß nicht, ob das Buch seine erste, dann außerordentlich achtungswerte Leistung ist. Eine gewisse Jugendlichkeit zeigt sich in verschiedenen Ungleichheiten seiner Arbeitsweise. Wie bei nationalökonomischen Werken häufig, verraten die eigentlich wirtschaftlichen Darlegungen, z. B. die über die Flur- und Betriebsverhältnisse, eine größere Sachkenntnis u. Stoffbewältigung als andere, namentlich die mehr rechtlichen. Auch will mir scheinen, was bei einer Darstellung von diesem Ausmaß ja nur zu verständlich ist, daß die Wiederkehr derselben Fragen bisweilen die letzte Folgerichtigkeit der Beantwortung vermissen läßt u. daß teilweise eine wechselnde Abhängigkeit oder Selbständigkeit gegenüber der Literatur nicht ohne Einfluß darauf war.

Für die Erkenntnis der Zusammenhänge zwischen rechtlich-wirtschaftlichen Machtverhältnissen u. Bevölkerungsbewegung, die im Vordergrunde jeder tiefergreifenden Siedlungspolitik stehen, ist vielleicht das Wichtigste die Feststellung einer bestimmten geschichtlichen Anfangslage der landwirtschaftlichen Lebensgemeinschaft, aus der sich ihre späteren Veränderungen durch äußere u. innere Ursachen dann stetig ergeben

Digitized by Google

müssen. Was war Knapps Entgegensetzung von westdeutscher Grundherrschaft u. ostdeutscher Gutswirtschaft anders als eine solche Feststellung des Zustandes, aus der durch die Ablösungs- u. Separationsmaßregeln der „Reformzeit" das heutige System der deutschen Landwirtschaft entstanden sein sollte? Eine Hauptaufgabe der Forschung seit Knapp hat darin bestanden, über diesen letzten deutlichen Querschnitt rückwärts in Zeiten vorzudringen, die möglicherweise gemeinsame Voraussetzungen für die späteren getrennten Entwicklungszweige enthielten, von Knapp selbst aber nur flüchtig gestreift worden waren. Ganz besonders aber wirft sich in dem einzigen nicht monarchischen Territorium des deutschen Ma., dem preußischen Ordensland, das Problem auf, wie alt hier die mit dem monarchischen Lehns- u. Ständestaat des Ostens typisch verknüpfte Gutswirtschaft war. Einer der lehrreichsten Abschnitte in St.s Buch ist nun der (S. 244 ff., dazu S. 70 ff), wo er auf Grund eingehender Musterung der örtlichen Überlieferungen der Auffassung von H. Plehn entgegentritt, als ob der landsässige preußische Adel von Ordenszeiten an bis zum Beginn der Neuzeit weithin als Begründer deutscher Bauernwirtschaften gewirkt habe; nach St.s Meinung beschränkten sich vielmehr die adligen Dienstgüter in der Regel auf die Grund- u. Gerichtsherrschaft über unterworfene Preußen oder Litauer[1]), während der starke deutsche Bauernstand überwiegend auf die landesherrliche Eigenkolonisation des Ordens zurückging, dem ein Gegengewicht gegen den Landadel von vornherein notwendig war. Ein solches ursprüngliches Nebeneinanderstehen des Landritters u. des Bauern dürfte in der Tat um so wahrscheinlicher sein, als gerade in Preußen mehr als irgendwo anders sehr viele ständische u. wirtschaftliche Übergangsstufen wie „unadlige Lehen", „preußische Freigüter" u. die berühmten freien Großbauern kulmischen Rechts, die Kölmer, ursprünglich von dem adligen Grundherrn fast unmerklich zum Bauern hinübergeführt haben müssen (vgl. meine Bemerkungen zu E. Engelbrechts Agrarverfassung des Ermlandes in Schmollers Jahrbuch 1914). Aus alledem ergibt sich, daß es in Preußen in hervorragendem Maß an der natürlichen Vorbedingung gutswirtschaftlicher Schichtung, starken, ausgedehnten und gleichmäßigen Herrschaftsrechten mangelte; daraus aber wiederum, daß der wirtschaftliche Antrieb zur Gutswirtschaft, die baltische Getreideausfuhr nach Westeuropa vom Hochma. ab, besonders gewaltsamer Mittel bedurfte, um sich durchzusetzen. Dem entspricht, was St. ebenfalls aus gründlicher eigner Forschung über die langsame „Herabdrückung der deutschen Bauern in die Unfreiheit" sagt (S. 251 ff.). Auf diese Mitteilungen möchte ich auch deshalb nachdrücklich hinweisen, weil in der deutschen Agrargeschichte selten so schlagende Belege für den bezeichneten Vorgang begegnen; er spielte sich hier eben vergleichsweise in geschichtlich hellerer Zeit u. wohl auch unter zäherem

[1]) Die S. 73, Anm. 4 angezogne „etwas rätselhafte" Stelle der Landesordnung von 1494 bezieht sich nicht auf litauisch-masurische Einwanderung, sondern ist ein Handelsrecht auf „unrechten straßen" zugunsten der „rechten landstraß" aus (das bedeutet das „von den") Samaiten, Litowen u. Maszawern.

Digitized by Google

Widerstand einer an mannigfache Rechte gewöhnten Bevölkerung ab als vielfach anderswo. Als einen besonderen Zug dabei erwähne ich noch die vielen Fälle, in denen Verlust der Urkunden den der darin enthaltenen Berechtigungen herbeiführte — eine Gefahr, vor der namentlich in früheren Zeiträumen (u. daher vornehmlich in Westdeutschland) die schriftliche Aufzeichnung kollektiver Rechte in Weistümern zu schützen bestimmt war. (Die ostpreußischen Dorfordnungen scheinen nach der freilich sehr unbestimmten Angabe bei Stein S. 441 fast durchweg Kodifikationen im herrschaftlichen Interesse.)

Nach der Seite der landesherrlichen Verwaltung, wo nicht minder straff zusammengefaßte domaniale Pachtwirtschaften allmählich den landesunmittelbaren Bauernstand vertilgten, bieten die beste Ergänzung einige Nachrichten, die St. mehr im Vorbeigehen bei der Besprechung der „preußischen Freien" zusammenstellt (S. 158), die jedoch auch im einzelnen der Mehrzahl nach ebenso von freien Leuten überhaupt, also auch deutschen Freibauern gelten, darunter vor allem die meines Wissens einzigartige, in Kaspar Nostiz' Haushaltungsbuch des Fürstentums Preußen (ed. Lohmeyer, Lpz., 1893, S. 46) überlieferte Äußerung Herzog Albrechts über die „böse Plage" der vielen Freien, die man vergebens auf den Landtagen „abzuschaffen" suche, weil sie außer dem Roßdienst den Ämtern „nichts gäben". Sehr dankenswert ist auch, daß St. im Gegensatz zu fast allen andern Agrarhistorikern Ostdeutschlands den oft völlig leibeigenschaftlichen Charakter der ostpreußischen Erbuntertänigkeit im 17. u. 18. Jh. offen ausspricht u. besonders durch die häufigen Veräußerungen von Leuten ohne Land erhärtet (S. 253 ff.); die angeführten Beispiele zeigen übrigens, daß die Domänen diesen Verkehr unbedenklich mitmachten, u. überhaupt wird sich der Kenner russischer Geschichte überzeugen, daß in diesem Punkte der Staat Friedrichs d. Gr. vor dem Katharinas II. noch durchaus nichts voraus hatte.

Nach diesen überzeugenden u. in sich übereinstimmenden Ausführungen ist man dann etwas verwundert, gegen das Ende des Buches bei Gelegenheit von Erörterungen über Arbeits- u. Gemeindeverfassung starken Spuren der alten, von St. selbst widerlegten Anschauungen wieder zu begegnen. Da wird in engem Anschluß an Plehn nicht nur von der zeitlichen Aufeinanderfolge einer „grundherrlichen" u. einer bäuerlichen Siedlungsperiode gesprochen, sondern diese bäuerliche deutsche Siedlung als gleichmäßige Leistung ebensosehr der privaten Grundherren wie der Landesherrschaft behandelt (S. 431 ff.). Weil dabei aber die landesunmittelbare freie Bauerngemeinde natürlich unter den Tisch fällt u. alle Verhältnisse im Lichte der späteren, domanialen oder adligen, aber stets erbuntertänigen Bauernschaft betrachtet werden, wird, immer noch mit bezeichnender Berufung auf die ältere Literatur, die Behauptung aufgestellt (S. 435), daß „bei den mit deutschen Bauern besetzten Zinsdörfern höchstens von einer eingeschränkten Selbstverwaltung die Rede sein konnte, da das Gemeindehaupt, der Schulze, seine Stellung nicht der Wahl der Dorfgenossen verdankte, sondern durch die Grund- u. Gerichtsherrschaft eingesetzt war". Der Unter-

Digitized by Google

schied zwischen dem Erb- oder Lehnschulzen der Lokationen, von dessen systematischer Ausrottung durch den Adel St. selbst früher gesprochen hat, u. dem jenem erst nachgebildeten Setzschulzen ist also hier ganz verschwunden. Die Folge ist, daß das ganze Kap. auf Grund von Nachforschungen aus erster Hand noch einmal wird überprüft werden müssen.

Nur stellenweise bieten St.s eigne frühere Angaben Stoff zur Berichtigung, z. B. wird die Leugnung von Dorfgerichten mit mehr als polizeilicher Zuständigkeit (S. 446) durch die beachtenswerte Mitteilung über die bäuerlichen Geschwornen im Dohnaschen „Gesamtgericht" zu Deutschendorf, die St. (S. 193) der Reisebeschreibung Wedekes von 1803 entnimmt, sogar für die späteste Zeit stark erschüttert. Wie weit leichtsinnige Argumente aus dem Schweigen jeweils bekannter Quellenkreise führen können, zeigt ja Plehns These, daß Allmenden in Ostpreußen nicht vorgekommen seien, gegen die sich auch St. (S. 417) energisch wendet. Auch die Art, wie die Belastung der Bauern durch das Haupthilfsmittel der Gutswirtschaft, die Fronarbeit, das „Scharwerk", eingeschätzt wird, erscheint mir mit dem allgemeinen Bild dieser Wirtschaft nicht recht vereinbar u. allzu vertrauensvoll an den gutsherrlichen Darstellungen ausgerichtet, die dem unablässigen Drängen der Friderizianischen Behörden auf Erleichterung u. Ablösung begegnen oder doch wenigstens den größtmöglichen Vorteil dabei herausschlagen wollten. Wer wird heute noch die bekannte Folgeerscheinung der älteren unrationellen Weidewirtschaft, daß das entkräftete Vieh beim Aufstehen unterstützt oder beim Austrieb auf Schleifen gefahren werden mußte, auf die schlechte Behandlung zurückführen, die die Scharwerksbauern dem herrschaftlichen Besatzvieh angedeihen ließen (S. 365)? U. daß sich das wochenlange Verbleiben der Scharwerker u. ihres Angespanns auf weit entfernten Vorwerken, wovon St. einen Fall anführt, „anderwärts kaum wiederholt haben dürfte" (S. 368, Anm.), widerstreitet ebenfalls allen Erfahrungen mit der aus älterer Grundherrschaft vielfach sehr mangelhaft arrondierten Gutswirtschaft vor der Reform.

Um die stets lohnende Auseinandersetzung mit St.s Werk nicht zu weit auszudehnen, möchte ich zum Schluß zwei für die allgemeine Agrargeschichte ganz besonders bedeutungsvolle Beiträge darin der Beachtung empfehlen. Der eine ist die Vergleichung u. Erklärung der verschiednen ostpreußischen Siedlungstypen, die durch die dem Buche beigegebenen, ihrer Entstehung nach leider nicht näher bezeichneten Dorfplanskizzen höchst anschaulich erläutert wird u. u. a. bemerkenswerten Ergebnissen auch dem lange zweifelhaft gewordnen Meitzenschen Begriff vom „slavischen Straßendorf" erfolgreich zu Leibe geht [1]). Der 2. Beitrag ist eigentlich eine Reihe solcher, nämlich die der sorg-

[1]) Nur die Ansicht von der vor feindlichen Einfällen besonders unberührten Geschichte des Samlandes S. 386 dürfte nicht ganz stichhaltig sein. Wenigstens mußten 1763 die samländischen Wälder „wegen der üblen Wirtschaft der Russen" auf 10 Jahre der Nutzung entzogen werden (S. 421).

Digitized by Google

fältigen Untersuchungen, die St. überall mit sichtlicher Vorliebe dem Wirken der beiden großen preußischen Könige für die ostpreußische Landwirtschaft zuteil werden läßt u. von denen ich hier nur hervorheben kann: die zwischen Über- u. Unterschätzung richtig vermittelnde Zergliederung der Befreiungspatente für die Domänenbauern von 1719—22 (S. 75 ff.); die ganz neuen Nachrichten über die Versuche zur Seßhaftmachung der schon damals (die überlieferte Anschauung wird hier aufs neue widerlegt) zahlreich vorhandenen Landarbeiter als „Eigenkätner" seit 1778 (S. 168 ff.); den Nachweis, daß die Bauernschutzverordnung von 1749 in der Praxis der Verwaltungsbehörden (wiederum entgegen der heutigen Gemeinen Meinung) große u. dauernde Beachtung bis zum Vorabend der Reform gefunden hat (S. 285 ff.); endlich die mit der Theorie von Weyermann über die Wechselwirkung von Beleihbarkeit u. Verschuldung vortrefflich übereinstimmende Schilderung der auflösenden Wirkungen, die der Friderizianische Landschaftskredit auf den dadurch zu befestigenden adligen Grundbesitz übte.

Berlin. Carl Brinkmann.

Keyser, E., Danzigs Gesch. 8°. 235 S. Danzig, A. W. Kafemann, 1921. M. 20.—.

Nach dem Diktat von Versailles ist Danzig eine Freie Stadt geworden, u. man hat auf feindlicher Seite diesen Gewaltakt damit zu begründen versucht, daß so am besten für das Wohl der Stadt gesorgt sei, da Danzig gerade in den Zeiten, in denen es noch nicht mit dem preußischen Staate verbunden war, sich einer besonderen Handelsblüte erfreut habe. Es muß darum begrüßt werden, wenn ein guter Kenner der Danziger Stadtgeschichte, wie es Keyser ist, unternommen hat, ein Bild der historischen Entwicklung von der Gründung der Stadt bis zum Versailler Frieden zu entwerfen, um daran zu zeigen, daß gerade die Zeiten, in denen Danzig eine preußische Stadt war, zu ihren glänzendsten u. glücklichsten gehört haben. Die Arbeit K.s wächst damit also hinaus über den Rahmen eines rein lokalgeschichtlichen Interesses, sie bekommt politische Bedeutung. Aber auch wenn wir davon absehen u. nur an die wissenschaftliche Bereicherung der Lokalgeschichte durch diese Arbeit denken, werden wir uns freuen können. Denn leider fehlte bisher ein Werk, das umfassend u. zusammenhängend die Danziger Geschichte bis in die neueste Zeit darstellte. Paul Simsons, des besten u. hervorragendsten Kenners der Danziger Geschichte, großangelegtes u. mehrere Bde. umfassendes Werk ist leider unvollendet geblieben, es reicht nur bis in das 16. Jh.; u. die bereits vor 100 Jahren geschriebene Geschichte Danzigs von Löschin muß heute als veraltet u. überholt angesehen werden.

K. teilt den Stoff recht übersichtlich in 5 Abschnitte; sie sind überschrieben: Danzig u. Pomerellen, D. u. der Deutsche Orden, D. u. Polen, D. u. die Ostmächte, D. u. Preußen. Die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen u. sozialen Verhältnisse der Stadt zu den verschiedenen Zeiten werden gleichmäßig gewürdigt, so daß der Leser in

Digitized by Google

der Tat ein wirkliches Bild von der geschichtlichen Entwicklung dieser wichtigsten deutschen Stadt im Osten erhält.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

Klocke, Friedr. v., Die ständische Entwicklung d. Geschlechtes Geyr (v. Schweppenburg). E. Beitr. z. Patriziatsgesch. Westfalens u. z. Ritterschaftsgesch. d. Rheinlandes. Mit 3 Stammtafeln, 3 Ahnentafeln u. 4 Abb. Gr. 4°. 34 S. Görlitz, C. A. Starke, 1914. M. 8.—.

Der Vf. betrachtet, wie dies schon Arm. Tille [1]) mit Glück u. Erfolg getan hat, die Geschlechterkunde u. Sippenforschung ganz allgemein als „Gesellschaftswissenschaft" u. bewertet sie auch als solche (vgl. seine treffliche Darstellung „Aus d. Gesellschaftskde." im „Taschenb. f. Familiengeschichtsforsch.", 1919, S. 111 ff). Ich möchte hier zur Einleitung die Feststellung machen, daß ich mich, wenn ich neuerdings betont habe, meinerseits die Geschlechterkunde u. Sippenforschung vorwiegend als Teil der „Vererbungswissenschaft" ansehen zu müssen, zu jener Auffassung keineswegs in Gegensatz habe stellen wollen. Richtig gesehen sind, wie ich glaube, die Begriffe „Gesellschaftswissenschaft" u. Vererbungswissenschaft" keine sich ausschließenden Gegensätze; beide Gebiete sind vielmehr nicht nur einander dicht benachbart, sondern sie gehen sogar vielfach ineinander über. Es hängt lediglich davon ab, ob man die Wissenschaften überhaupt als „reine" (sog. „exakte") oder als „angewandte" überschaut u. gliedern will. Danach wird man dann bei der Geschlechterkunde u. Sippenforschung mehr das Naturwissenschaftliche (Vererbungswissenschaftliche) oder mehr das Geschichtliche (Gesellschaftswissenschaftliche) im Vordergrunde sehen, ohne das andere übersehen zu dürfen. U. es wäre ganz verkehrt, verkennen zu wollen, daß die Betrachtungsweise der Geschlechterkunde u. Sippenforschung als „Gesellschaftswissenschaft" noch die schönsten Arbeitsmöglichkeiten bietet u. Erfolge verheißt, insbesondere auf dem Gebiete der Ständegeschichte.

Von dieser seiner Grundansicht [2]) ausgehend, hat Kl. schon früher in seiner allgemein beifällig aufgenommenen, von mir in den "Mitteilungen" XLIV, 305 ff. besprochenen Arbeit über „Das westfäl. Gesch. v. Klocke" die Stadtherrenschaft (Patriziat) einer größeren Stadt, ständegeschichtlich, am Beispiel eines bemerkenswerten Geschlechts untersucht. Von der gleichen Grundansicht aus wird in der vorliegenden Arbeit, die sich ebenfalls als „ständegeschichtl. Untersuchung" und wiederum als Sonderarbeit über ein besonderes Geschlecht darstellt, die Stadtherrenschaft kleinerer Städte beleuchtet, eine Stadtherrenschaft, die sich in ihrem Ausgange zumeist besonders entwickelte.

---

[1]) „Die sozialwissensch. Bedeutg. d. Genealogie" (Mitt. d. Zentralstelle usw. VI, 1910, S. 1—19); „Geneal. u. Sozialwiss." (Heydenreich, Handb. d. prakt. Geneal., I, 37).

[2]) „Vom Begriff Genealogie", Familiengeschichtl. Blätter, Jahrg. 1919, H. 12.

Digitized by Google

Kl. schildert unter Heranziehung aller wesentlichen Einzelheiten, aber unter Verzicht auf das in manchen Familiengeschichten übermäßig wuchernde Belanglose, die Entwicklung eines uralten westfälisch-rheinischen Geschlechtes, des Geschlechtes Geyr, das 1239 in der Stadtherrenschaft von Paderborn auftauchte, dann vom 14. bis in das 17. Jh. der Stadtherrenschaft von Warburg angehörte und darauf durch Kurkölnischen Beamtendienst hindurch in den reichsritterschaftlichen, freiherrlichen Adel des Rheinlandes aufstieg. Wenn Kl. auf der einen Seite zeigt, daß diese gesellschaftswissenschaftlich bemerkenswerte Sippengeschichte, über die bislang nur unzureichende Ausführungen zu finden waren und mit dieser Schrift erstmalig ein erheblicher, neuer Stoff beigebracht wird, von der Entwicklung des übergeordneten Standes getragen ist, so nutzt er auf der anderen Seite die sippengeschichtlichen Feststellungen, die im einzelnen nach dem stammlichen Aufbau, der staatlich-gesellschaftlichen Stellung und Betätigung, dem Verwandtschaftskreis und dem Gesamtbilde der eben genannten großen Zeitabschnitte gegeben werden, für ständegeschichtliche Ziele aus. Nachdem im 2. Abschnitt die stadtherrenschaftlichen Geyr zu Paderborn, im 3. die stadtherrenschaftlichen Geyr zu Warburg, im 4. die ritterschaftlichen Geyr im Rheinlande behandelt sind, geht — nachdem der 1. Abschnitt die ständegeschichtliche Frage erörtert hatte — der 5. auf die ständegeschichtlichen Ergebnisse ein und deckt zu den Paderborn-Warburger Verhältnissen entsprechende Zustände in Herford, Bielefeld, Coësfeld, Hamm und Werl auf, stellt also die Untersuchungen auf breiteste Grundlage. Das allgemeine ständegeschichtliche Ergebnis ist, „daß mit dem Vorrücken der Ihe. der patrizische Kreis in den kleineren Städten eher als in den größeren zu einem Honoratiorentume sich abwandelte, wobei es nur bestimmten Geschlechtern gelang, sich auf diesem oder jenem Wege den Anschluß an den niederen Adel zu sichern".

Die Arbeit zeigt also, wie schon Kl.s früheres Buch, daß die geschlechterkundlichen Forschungen durch Heranziehung der Ständegeschichte erheblich vertieft werden, daß aber auch die Ständegeschichte u. Gesellschaftswissenschaft ohne sippenkundliche Betrachtungsweise nicht mehr arbeiten können. So ist auch die vorliegende Arbeit, wie ihr größerer Vorläufer, ein augenfälliges, tatsächliches Beispiel dafür, daß Sippenforschung oder Geschlechterkunde schlechthin als eine Gesellschaftswissenschaft angesprochen werden können. Möge die große Schar der Geschlechtergeschichtsforscher, die heute so eifrig am Werk ist, aus diesen Betrachtungen die Anregung entnehmen, ihre eigenen Forschungen, namentlich die zur Geschichte des eigenen Geschlechts, diesem weiteren Gesichtswinkel, zur Förderung der Geschlechterkunde und Sippenforschung, als Wissenschaften, einzuordnen!

Auch diese Arbeit Kl.s hat alle Vorzüge seiner früheren: bienenhaften Fleiß, größte Belesenheit, sorgfältigste Unterlagensammlung, vorsichtige Besonnenheit in den Schlußfolgerungen, Klarheit in der Darstellung. Ihre über 200 Fußnoten machen sie geradezu zu einem kleinen Nachschlagewerke für das einschlägige Gebiet.

Digitized by Google

Beigegeben sind 4 Abbildungen, darunter 3 von der bekannten Schweppenburg, dem „Klein-Eltz", wie man wohl sagen darf, des Brohltales.

Berlin-Lichterfelde. Steph. Kekule von Stradonitz.

Kurze Anzeigen.

Bauer, W., Einführg. i. d. Studium d. Gesch. Gr. 8°. XI, 395 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1921. M. 95.—.

Die Aufgabe, der sich B. unterzogen hat, erfordert neben kritischer Schulung u. geübtem Blick für das Wesentliche auch die Bekanntschaft mit den zahlreichen Grenzwissenschaften der Geschichte u. ungewöhnliche bibliographische Kenntnisse; wunschlos bleibt wohl kein Fachmann einem Buche gegenüber, aber man darf sagen, daß B. eine sehr tüchtige Leistung gelungen ist, aus der nicht bloß der angehende Historiker in reichstem Maße zu lernen vermag, sondern die, zumal in den geschichtstheoretischen Abschnitten, auch dem mit dem Stoffe Vertrauten durch ihr sorgfältig gebildetes Urteil manche Anregung geben kann. Wir zweifeln nicht, daß B.s klar und einleuchtend gegliederte „Einführung" sich schnell viele Freunde erwerben wird. Oskar Kende.

Braun, O., Gesch. philos. E. Einführg. (= Wissen u. Forschen. Schriften z. Einführg. i. d. Philos. Bd. XII.) 127 S. Leipzig, Meiner, 1921. Geb. M. 20.—.

Dem Zweck der Schrift entsprechend, eine Einführung zu geben, deutet Br. in den 3 Abschn. seines Buches (1.: Wesen u. Aufgabe d. Gesch. philos.; 2.: Gesch. d. Gesch. philos.; 3.: Wissenschaftslehre d. Gesch.) die Probleme mehr nur an und gibt die Hinweise darauf an die Hand, wo der Leser sich weitere Vertiefung verschaffen kann. Namentlich der 2. Abschn. trägt bibliographischen Charakter; im 3. werden die wichtigsten Fragen berührt. Br., von Schelling ausgegangen, ist durch seine leichtverständliche Schreibweise hinreichend bekannt. Sange.

Wiedemann, A., D. alte Ägypten. M. 78 Text- u. 26 Taf.-abb. (Kult.gesch. Bibliothek, hrsg. v. W. Foy. 1. Reihe: Ethnolog. Bibl. M. Einschluß d. altoriental. Kulturgesch. Bd. 2.) 8°. XV u. 446 S. Heidelberg, C. Winter, 1920. M. 20.— u. Sort.-Zuschl.

Nachdem 1911 der 1. Bd. der Ethnologischen Bibliothek (Gräbner, Methode der Ethnologie) erschienen ist, kommt nun nach langer, hauptsächlich durch den Krieg verschuldeter Verzögerung der 2. heraus, der eins der interessantesten ethnologisch-kulturgeschichtlichen Gebiete behandelt. Das alte Ägypten, genauer das Volk, das Land u. seine Kultur vom Ende der Steinzeit bis zum Eindringen des Griechentums zu schildern, war die Aufgabe, die bei der ungeheuren Menge des Stoffes ein schwieriges Problem darstellte, weil auf verhältnismäßig eng begrenztem Raume doch alles Wichtige behandelt werden sollte. Es war sicher oft schwer genug, zu entscheiden, was wegfallen oder was nur in großen Umrissen aufgenommen werden sollte. Dem Vf. ist es gelungen, in weiser Beschränkung ein Werk zu schaffen,

Digitized by Google

das für Fachleute wie für alle Kreise der Gebildeten ein ausgezeichnetes Orientierungsmittel ist u. tiefergehende Forschungen erfolgreich zu unterstützen vermag. In mustergültiger, fesselnder Darstellung, unterstützt durch Textabbildungen u. eine Reihe Bildertafeln, entrollt sich vor uns, nach einer die Quellen behandelnden Einleitung, das Gemälde der Kultur des alten Ägypten, das für viele Leser manches Neue bringt. Man muß dem Vf. aufrichtige Anerkennung für eine so wertvolle u. zweckdienliche Zusammenfassung des über Ägypten Wissenswerten zollen. Auch die Ausstattung des Buches ist anerkennenswert. E. Herr.

Holzhey, K., Assur u. Babel i. d. Kenntnis d. griech.-röm. Welt. 8°. 53 S. München-Freising, Datterer, 1921.

H. hat sich zur Aufgabe gemacht, alle griechischen u. römischen Zeugnisse über Assur u. Babel zusammenzustellen. Leider beschränkt er sich darauf, die betreffenden Stellen anzugeben; die orientalischen Einflüsse auf das antike Geistesleben deutet er nur kurz an. Es wäre jedoch von außerordentlichem Werte gewesen, wenn er den ganzen Umfang der Einwirkung der babylonischen Kultur auf die Antike in ausführlicher Darstellung klargelegt hätte.

Egelhaaf, G., Hannibal. E. Charakterbild. Kl. 8°. 63 S. Stuttgart, Krabbe, 1922.

Eine lebendig geschriebene Studie über den größten Feind der Römer. Es ist E. gelungen, trotz der mangelhaften, z. T. einseitigen Überlieferung ein im allgemeinen überzeugendes Bild des großen Karthagers zu entwerfen; richtig hebt er auch hervor, daß Hannibal nicht die Vernichtung Roms erstrebte, sondern nur das gestörte Gleichgewicht im westlichen Mittelmeergebiet wiederherstellen wollte. Geyer.

Hampe, K., Prof. a. d. Univ. Heidelberg, Ma.liche Geschichte. (= Wissenschaftl. Forschungsberichte, hrsg. v. K. Hönn; geisteswissenschaftl. Reihe 1914—1920.) VIII u. 150 S. Gotha, F. A. Perthes, 1922. Geh. M. 20.—.

Ein überaus dankenswertes u. zeitgemäßes Unternehmen, das um so höher geschätzt werden muß, solange unsere „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" ruhen: ein Meister ma.licher Geschichtsforschung u. Geschichtschreibung bucht die literarischen Erscheinungen der Jahre 1914—1920, um die wesentlicheren Forschungsergebnisse zusammenzustellen. Die Gruppen, unter denen er die betreffenden Schriften mit eindringender Sachkenntnis prüfend u. sichtend einreiht, sind folgende: 1. Kulturgeschichtliches; 2. Allgemeinere Darstellungen u. frühes Ma. (S. 18—38); 3. Längsschnitte durch die ma.liche Geschichte, vornehmlich des Deutschen Reiches; 4. Deutsche Kaiserzeit (S. 53—81); 5. Das Jh. päpstlicher Weltmacht; 6. Strukturwandlungen, vornehmlich im Deutschen Reiche (Städtewesen, Hanse, Kolonisation des Ostens, Territorialentwicklung) (S 100—110); 7. Ausgehendes Ma.; 8. Historische Hilfswissenschaften (S. 135—142). Den Schluß bilden Verfassernamen und Sachverzeichnis.

Digitized by Google

Es sei erwähnt, daß gleichgeartete Berichte über französische, lateinische, deutsche und griechische Philologie sowie über Philosophie u. Theologie bereits vorliegen u. daß solche über neuere Geschichte, deutsche Literaturgeschichte u. a. in Aussicht stehen. Bleich.

Mentz, G., Europ. Gesch. i. Zeitalter Karls V., Philipps II. u. d. Elisabeth. (Natur u. Geisteswelt, 528. Bdch.) Kl. 8°. 125 S. Leipzig, Teubner, 1921. Kart. M. 6.80, geb. M. 8.80.

Der Vf. arbeitet geschickt die Entwicklungslinien der politischen Geschichte Europas im 16. Jh heraus, die so reich an Veränderungen u Neuerungen wie an hervorragenden Persönlichkeiten ist. Im Mittelpunkt des 1. Teiles steht der Kampf um Italien zwischen Frankreich u. Spanien-Habsburg; zunächst werden die Kämpfe bis zur Vereinigung der spanischen u. der habsburgischen Besitzungen in der Hand Karls V. behandelt, darauf dessen Kriege mit Franz I. in Wechselwirkung mit dem Vordringen der Reformation u. dem Wachsen der Türkengefahr bis zum Verzicht Frankreichs auf Italien. Der 2. Teil schildert das Zeitalter der Religionskriege u. das Emporkommen Englands, wobei unter Aufgeben der chronologischen Gliederung die Vorgänge in den einzelnen Staaten einzeln zur Erörterung kommen. Den Schluß machen die Stammbäume der Herrscherhäuser u. ein Überblick über die wichtigste auch dem Laien zugängliche Literatur.

Platzhoff, W., Europäische Gesch. im Zeitalter Ludwigs XIV. u. des Großen Kurfürsten. (Natur u. Geisteswelt, 530. Bdch.) Kl. 8°. 108 S. Leipzig, Teubner, 1921. Kart. M. 6.80, geb. M. 8.80.

In gedrängter Form u. in fesselnder Darstellung ziehen die geschichtlichen Ereignisse der Epoche von 1648 bis 1720 an dem Leser vorüber. Der Aufstieg Frankreichs u. Englands, die Begründung des österreichisch-ungarischen Staates u. das Emporkommen Brandenburg-Preußens werden unter Verarbeitung der neueren Forschungsergebnisse in scharfen Umrissen gezeichnet. Aus der reichen Literatur werden die wichtigsten u. am ehesten zugänglichen Bücher angegeben. Ein Namenregister am Schluß erleichtert die Benutzung.

Cartellieri, A., Gesch. d. neueren Revolutionen (1642 bis 1871). 8°. 229 S. Leipzig, Dyksche Buchh., 1921. Geh. M. 25.—, geb. M. 32.—.

Dem Bedürfnisse der Gegenwart entsprechend, sich über Entstehung, Verlauf u. Ergebnis der neueren Revolutionen zuverlässig zu unterrichten, hat der Vf. aus einer Reihe von Vorträgen das vorliegende Buch zusammengestellt. Die lebenswarme Schilderung der Vorgänge u. die scharf umrissenen Charakterbilder der führenden Personen sind geeignet, einen weiteren Leserkreis zu fesseln. Eine reichhaltige Zeittafel gewährt einen lehrreichen Einblick in die inneren Zusammenhänge, u. eine gut ausgewählte Literatur bietet dem, der tiefer in die Dinge eindringen möchte, die Möglichkeit der Orientierung.

Digitized by Google

Die Arbeit, die die neuesten Ergebnisse der Forschung sorgfältig benutzt, betrachtet die Ereignisse von der hohen Warte des ruhig wägenden Geschichtschreibers u. ermöglicht dem Leser ein selbständiges Urteil. Bruno Gumlich.

Hellmann, S., D. groß. europ. Revolutionen. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1919. Gr. 8°. 26 S. M. 1.—.

Ein Vortrag voll feiner und treffender Bemerkungen, der kurze Überblicke über die englischen, französischen, russischen und deutschen Revolutionen gibt u. ihren Beziehungen, Ähnlichkeiten u. Unterschieden nachgeht. Es fehlt jeder Hinweis auf die nordamerikanischen Einflüsse. Sehr sonderbar ist die Behauptung, daß „die Schule Treitschkes" Bismarcks Größe nie erkannt, ihn zur „nationalliberalen Parteigottheit" verflacht habe. Auf Lenz u. Marcks trifft das nicht zu. Von Bismarcks Nachfolgern nennt H. Bülow den populärsten u. zugleich unfähigsten. Eine Rückkehr zur früheren Regierungsform, nach der Analogie der englischen und französischen Revolution, hält H. in Deutschland wie in Rußland für möglich. Rich. Sternfeld.

Preller, H., Weltgeschichtl. Entwicklungslinien v. 19. z. 20. Jh. in Kult. u. Polit. 8°. 115 S. (= Natur u. Geisteswelt 734. Bd.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1922.

Behandelt nacheinander, in übersichtlicher Anordnung erheblicher Stoffmassen, geistige wie materielle (S. 41—74), innen- und außenpolitische Entwicklung, hier etwa bis auf die französische Revolution von 1789, dort bis zur Aufklärung zurückgreifend, für die Darlegung der materiellen Entwicklung aber den „Übergang von der Holz- zur Eisenkultur" als Ausgangspunkt wählend. Die fortschrittlich gerichtete Beurteilung Prs. sieht in dem Dasein einer Entwicklung auch deren Berechtigung; oder besser, die als zwangsläufig aufgefaßte Entwicklung steht ihm über jeder kritischen Erwägung, so daß er die Fin-de-siècle-Kultur weder als flach noch als äußerlich bezeichnet sehen mag. Er ist infolgedessen in der glücklichen Lage, die Sonderstellung Europas mit ruhiger Sachlichkeit schwinden zu sehen: das Nivellement der besonderen europäischen Kultur deute auf eine allgemeine Weltkultur. Bleich.

Opitz, Prof. Dr. W., Deutsche Gesch. werdend u. wirkend. M. 18 Kartenskizz. 8°. 232 S. Leipzig, R. Voigtländer, 1919.

Es ist keine erzählte, sondern eine „räsonnierte" Geschichte. Deshalb bleibt Raum für den Zweifel, ob wirklich „werdend". Das Werden vermag nur die erzählende u. schildernde Form einigermaßen getreu nachzubilden. Doch O. gibt das Gewordene; er zieht die Summe der Ergebnisse; er bucht Gegenwartswerte: kurz, ja knapp, dabei einfach u. schlicht, so daß sein Ziel, ein Volksbuch zu schaffen, wohl als erreicht gelten darf. — Die stattliche Anzahl der wenn auch eng u. nur in Schwarz gehaltenen Kartenskizzen werden ihren Zweck erfüllen.

Digitized by Google

Roethe, G., Deutsche Männer. M. Federzeichn. v. Fr. Staffen. 133 S. Berlin, Verlagsanstalt f. Vaterländische Gesch. u. Kunst, [1922]. Geb. M. 50.—.

Eine schöne Gabe des bekannten Germanisten, der seine wahrhaft vaterländische Ansicht der deutschen Geschichte in markigen Sätzen u. warmen Worten über unsere Helden (von Arminius bis zu Hindenburg) kundgibt. Dazu erfreut uns der Erforscher unserer geistigen u. künstlerischen Kultur durch wohlgelungene Charakteristiken führender Dichter, Denker, Bildner u. Musiker. Wissenschaftlich bedeutsam erscheint er zumal dort, wo er seine reiche Kenntnis der volksmäßigen u. literarischen Überlieferung in satter u. belebterer Schilderung glücklich verwendet. Staffens kräftig gehaltene u. phantasiereiche Bilder sind des Textes würdig.

Schridde, G., D. Aufstieg d. ewigen Deutschen. Grundsätzliches z. Wertkultur. 8°. XVI u. 252 S. Melsungen-Cassel, A. Bernecker, 1919. Geh. M. 8.—.

Schridde scheint das gegenwärtige Dasein für den vornehmsten Gegenstand geschichtlicher Erkenntnis zu halten; u. er ist so optimistisch veranlagt, daß er auch in diesem unserem Elend, unter ausdrücklicher Verwahrung gegen Spenglers Prophezeiung, an den Aufstieg glaubt. Angesichts dieser löblichen Gesinnung u. tröstlichen Zuversicht bedauert Rf. um so mehr, daß es ihm trotz besten Bemühens nicht recht geglückt ist, in die Gedankenwelt des Vf. einzudringen: die neuartige, etwas abwegige Gedankenhaltung mag wohl auch eine absonderliche Ausdrucksweise mit sich bringen, deren volles Verständnis dem Rf. abgeht.

D. deutsche Staatsgedanke v. s. Anfängen bis auf Leibniz u. Friedrich d. Großen. Dokumente z. Entwicklg. Zusammengest. u. eingel. v. P. Joachimsen, Univ.-Prof. M. 2 Portr. LXXXI u. 276 S. München, Drei Masken Verlag, 1921.

Unter den fast durchgängig Auszüge darstellenden Texten sind die umfänglichsten: Luther, An den christl. Adel deutscher Nation (S. 57—107); von Schwendi, Bedenken an Kaiser Maximilian, aus 1574 (118—141); die Abhandlung des Hippolithus a Lapide von 1640 (142—181) u. diejenige Pufendorfs von 1667 über die Verfassung des Deutschen Reiches (182 - 207). Dazu treten (S. 1—56): Nikolaus v. Cusa, Von der Reformation des Reichs, 1433; die Reformation Kaiser Sigismunds, 1435; Wimpfelings Germania u. Heinr. Bebels Lob Deutschlands, beide aus 1501; Huttens Arminius, 1519; sowie Eberlins v. Günzburg 15 Bundesgenossen (S. 108 - 117). Von besonderem Interesse sind die Auszüge aus Valentin Andreaes utopischer Christenstadt (1619), aus Moscheroschs Philander (1640), aus Conrings Grundlagen einer deutschen staatspolitischen Unterweisung (1639). Den Schluß machen: Leibniz mit der „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand u. Sprache besser zu üben", 1679, u. Friedrich der Große mit dem Politischen Testament von 1752.

Digitized by Google

Die Einleitung des Hrsg.s entwirft umrißartig eine Geschichte der deutschen Staatstheorien u. kennzeichnet ausgiebig die bedeutendsten Staatstheoretiker. Bemerkenswerterweise sind die Gedanken dieser Männer über den deutschen Staat nicht so sehr ein Spiegel bestehender u. befriedigender Verhältnisse, sondern vielmehr ein Ausdruck starker reformatorischer Regungen.

Müller, Adam, 12 Reden üb. d. Beredsamkeit u. deren Verfall i. Deutschland. M. e. Vorw. hrsg. v. A. Salz. 8°. XV. u. 298 S. München, Drei Masken Verlag, 1920.

In dem nicht weiter erwähnten Anhang (S. 273—289) tritt der Hrsg. für eine unbefangene Beurteilung Adam Müllers u. seines Buches ein, dessen Bedeutung er im Vorwort kennzeichnet. Diese Bitte um Unbefangenheit ergeht nicht ohne Grund, da es sich um einen Romantiker, einen Reaktionär, einen Konvertiten handelt, der zwar unter dem geistigen Niveau des Liberalen zu stehen scheint, in Wahrheit jedoch über dessen Begriffsvermögen u. Empfindungsleben hinausgerückt ist. Wir freuen uns dieses dem Original von 1812 glücklich nachgebildeten Neudruckes sowie der Wiedergewinnung eines solchen Schriftstellers u. reihen die schönen gehaltvollen Reden Müllers mit Stolz denjenigen Schleiermachers über die Religion, Fichtes an die deutsche Nation u. Friedrich Schlegels über Literatur an.

Kotzebue, Aug. v., D. merkwürdigste Jahr meines Lebens. M. e. Einl. hrsg. v. Dr. R. Steinert. (Universal-Bibl. Nr. 6026—6030.) 8°. 407 S. Leipzig, Ph. Reclam jun., o. J.

Neudruck der gleichnamigen, 1801 in 2 Bdn. zu Berlin erschienenen Schrift. Sie schildert lebhaft u. interessant K.s Verbannung nach Sibirien, die Hin- und Rückreise sowie den kurzen Aufenthalt in Tobolsk u. Kurgan (30. Mai bis 7. Juli 1800.) Warum er nach Sibirien verschickt wurde, hat K. selbst nie mit Sicherheit herausbringen können; wahrscheinlich liegt ein bloßer Willkürakt Pauls I. vor, ähnlich demjenigen, der die Rückberufung K.s nach Petersburg u. seine Ernennung zum Direktor des Deutschen Hoftheaters daselbst bewirkte. Das eigentümliche Wesen des Kaisers wird nach eigener Beobachtung und den Eindrücken persönlichen Verkehrs dargestellt. K. selbst tritt uns in jener weichlichen, rührseligen Sentimentalität entgegen, die ihn einer gleichgestimmten Zeit wert machte, so wert, daß er sich auch im fernen Sibirien als Theaterdichter geehrt sieht, was seiner Selbstgefälligkeit nicht wenig schmeichelt. Es bleibt sonderbar genug, daß K., damals das Opfer kaiserlicher Laune, nachher, 1819, für das absolutistische Zarentum verbluten mußte. Bleich.

Sternfeld, Dr. R., Prof. a. d. Univ. Berlin, Franz. Gesch. 3. Aufl. 207 S. (= Samml. Göschen, Bd. 85.) 8°. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wissenschaftl. Verleger, 1922.

Klare u. knappe Darstellung der wichtigsten, politisch bedeutsamen Begebenheiten, zurückgreifend bis auf die Züge der Gallier u. herabführend bis zum Weltkriege. Die (S. 3—17) mit einer recht brauch-

Digitized by Google

baren Zeittafel verbundene Inhaltsübersicht gliedert den reichen Stoff sachgemäß in 13 Abschnitte, von denen 3 dem M.-A., 4 der neueren vorrevolutionären Geschichte gewidmet sind (IV. Gegensatz zu Habsburg; Religionskriege; V. Zeitalter Richelieus, VI. Ludwigs XIV.; VII. Verfall im 18. Jh.). Die weiteren Abschnitte bewegen sich innerhalb der herkömmlichen Grenzjahre: 1789—1804—1815—1848—1870—1914. — Ob die an und für sich zusagende Behandlung des Weltkrieges einer französischen Geschichte angemessen erscheinen wird?

Ungarische Jahrbücher. Hrsg. v. R. Gragger. Bd. 1. M. 1 Karte. 8°. 374 S. Berlin u. Leipzig, Vereinigg. wissenschaftl. Verleger W. de Gruyter & Co., 1921.

Die „Jahrbücher" stellen sich als Veröffentlichung des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin dar, dessen Einrichtung und Ziele dargelegt werden (S. 59—73). Ihr Hrsg. entwickelt den Arbeitsplan (S. 1—8): Förderung u. Verbreitung der Erkenntnis des „in den deutschen verwobenen" ungarländischen Kulturkreises durch Erforschung des ungarischen Wesens in seiner geschichtlichen Auswirkung sowie nach der Breite u. Fülle seines gegenwärtigen Daseins. Wir heben die Themen folgender Aufsätze u. Berichte heraus: Die bulgarische Frage u. die ungarische Hunnensage; Die deutschen Spielleute in Ungarn; Ungarische und türkische Berufsschreiber im 16. u. 17. Jh.; Die Gründungsversuche Jugoslawiens 1848/49; Neuere Literatur über den ungarischen Freiheitskampf 1848/49. Bleich.

Wehrmann, Martin, Gesch. von Pommern. 1. Bd.: Bis z. Reformation (1523); 2. Bd.: Bis z. Gegenwart. 2. umgearb. Aufl. 8°. XV u. 256 S; IX u. 352 S. Gotha, Perthes, 1919 u. 21. M. 12.— u. M. 46.—.

Das für die Geschichte Pommerns grundlegende Werk, über dessen 1. Aufl. (1904) in den „Mitteilungen" 32, 486—491, berichtet wurde, ist ein Glied der von A. Tille herausgegebenen „Deutschen Landesgeschichten". Die Anlage des allgemein anerkannten Werkes ist unverändert geblieben. Das vorangestellte Inhaltsverzeichnis ist ausführlicher gestaltet, u. auch über den einzelnen Seiten finden sich kurze Inhaltsangaben. Vor jedem Abschnitt sind ferner „die wichtigsten Arbeiten, die für den betreffenden Zeitabschnitt besonders in Frage kommen, namhaft gemacht", während sonst, entsprechend der Anlage der Sammlung, von der Anführung von Zitaten u. Belegstellen Abstand genommen ist. 3 beigegebene Stammtafeln erleichtern die Übersicht. In zahlreichen Änderungen sind die Ergebnisse der neueren Forschungen verarbeitet, oft nur durch vorsichtigere Formulierung oder auch durch Fortlassung eines „wahrscheinlich", „vielleicht", „wohl" usw. Im 2. Bde. ist der 10. Abschnitt „Der Weltkrieg u. seine Folgen" neu hinzugekommen. Der Ausdruck ist noch sorgfältiger gefeilt; entbehrliche Fremdwörter sind weggelassen. Wünschenswert wäre die Zufügung von Kartenbeilagen zur Veranschaulichung des Territorialbesitzes.

Zu Bd. 1: S. 126 steht Bogislaw VI. statt IV. — S. 129, 2. Z.

Digitized by Google

v. u. ist „Im Anfang des Jahres" unklar, da die letzte Jahresangabe 1315 ist u. das Jahr 1317 gemeint wird. — S. 186: Die Universität Rostock ist 1419, nicht 1409 gegründet. — S. 190 steht 1419 für 1416. — S. 195: König Erich ist nicht Oheim, sondern Vetter von Bogislaw IX. gewesen. — S. 208: Swantibor IV. starb 1436, nicht 1439. — Für die Beziehungen zwischen Brandenburg u. Pommern unter Bogislaw X. vergleiche: R. Wolff, Politik d. Hauses Brandenburg i. ausgehenden 15. Jh. (1486—1499). 1919, 4. Kap. (S. 122—171). — S. 247 steht 1480 für 1489. — In der 1. Stammtafel ist das Todesjahr Annas, der 2. Gemahlin von Bogislaw X., zu berichtigen: 1503 für 1563. — Im 2. Bde. sind mir Druckfehler, kleinere Versehen u. Unebenheiten im Ausdruck begegnet auf S. VII, VIII, 5. 27. 43. 69. 96. 100. 105. 154. 207. 219. 310. F. Zickermann.

Devrient, E., Thüringische Gesch. 2., verb. Aufl. (Samml. Göschen Nr. 352.) Kl. 8°. 136 S. Berlin u. Leipzig, Vereinigg. Wissenschaftl. Verleger, 1921. M. 2.10 u. 100 %.

Auf engem Raume wird die geschichtliche Entwicklung von der Vorgeschichte an bis zur Bildung des Freistaates Thüringen in neuster Zeit geboten. Natürlich werden aus der verwirrenden Fülle der Ereignisse nur die wichtigsten Dinge herausgehoben. So bietet sich die Möglichkeit, neben rein politischen u dynastischen Fragen auch die kulturellen zu würdigen u. hervorragenden Männern u. Entwicklungsfolgen gerecht zu werden. Gegen die 1. Aufl. von 1907 weist diese 2. mancherlei Veränderungen auf; so ist die Geschichte der einzelnen Territorien, Kirchen u. Klöster stark gekürzt, das letzte Kapitel völlig verändert worden. An seiner mehrfach angefochtenen Auffassung von der Herkunft der Thüringer hält der Verf. fest. Ein Register u. 5 Stammtafeln erleichtern den Gebrauch sehr. Fr. Wilh. Taube.

Sacken, Ed. Frhr. v., Heraldik. Grundz. d. Wappenkunde. 8. Aufl. neu bearb. v. Egon Frhr. v. Berchem. M. 264 i. d. Text gedr. Abb. 8°. VIII u. 169 Seiten. Leipzig, J. J. Weber, 1920. 13 M. + T. Z.

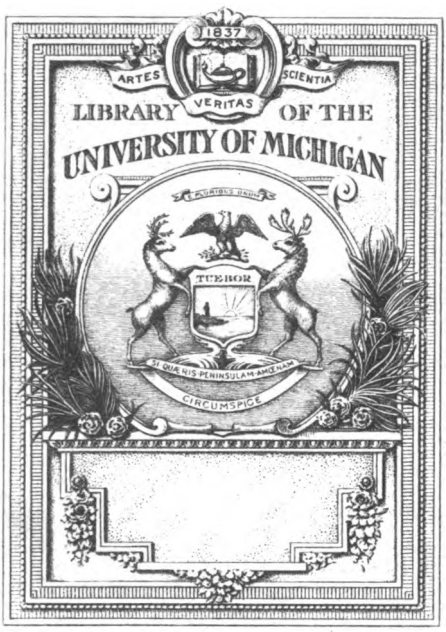
In der Reihe der Weberschen Katechismen hat v. Sackens Heraldik seit dem Erscheinen der 1. Aufl. (1862) stets erfreuliche Beachtung gefunden, wenn das Büchlein auch bis einschließlich seiner 7. Aufl. von den neuen Ergebnissen der Forschung kaum etwas widergab. Deshalb ist es erfreulich, daß für diese 8. Aufl. ein Bearbeiter verpflichtet ist, der selbst schon manches Beachtliche über Fragen der Wappen- u. der ihr nahe verwandten Siegelkunde (vgl. u. a. seine „Siegel", 11. Bd. d. Bibl. f. Kunst- u. Antiquitätensammler; Berlin, R. K. Schmidt & Co.) veröffentlicht hat. In der neuen Fassung wird das Buch sicherlich viele neue Freunde erwerben; sie werden in ihm eine klare, verständige Einführung in ein Gebiet finden, mit dem auch der zünftige Historiker mehr als bisher üblich sich vertraut machen sollte. Friedrich Wecken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07805 4254



Digitized by Google